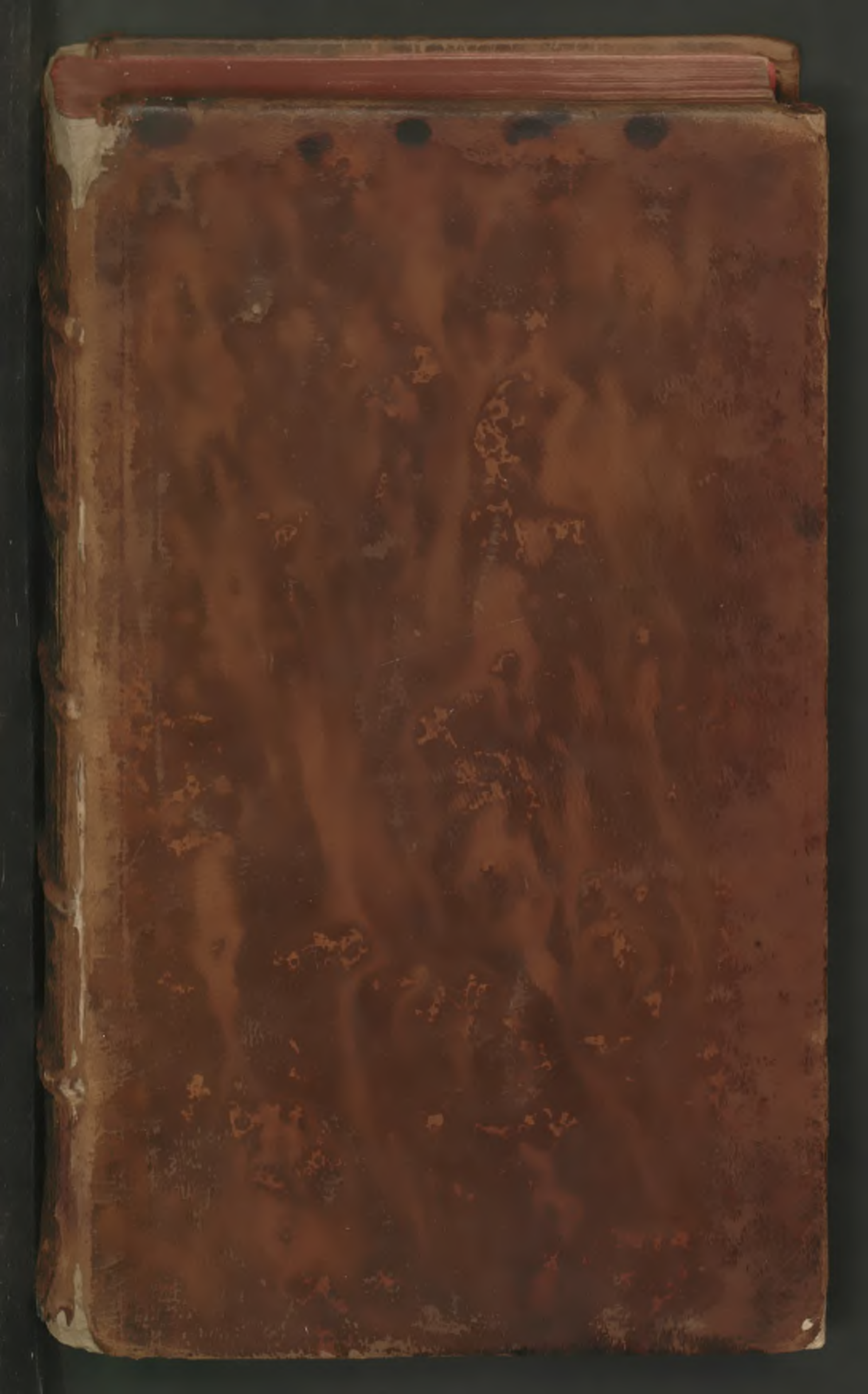
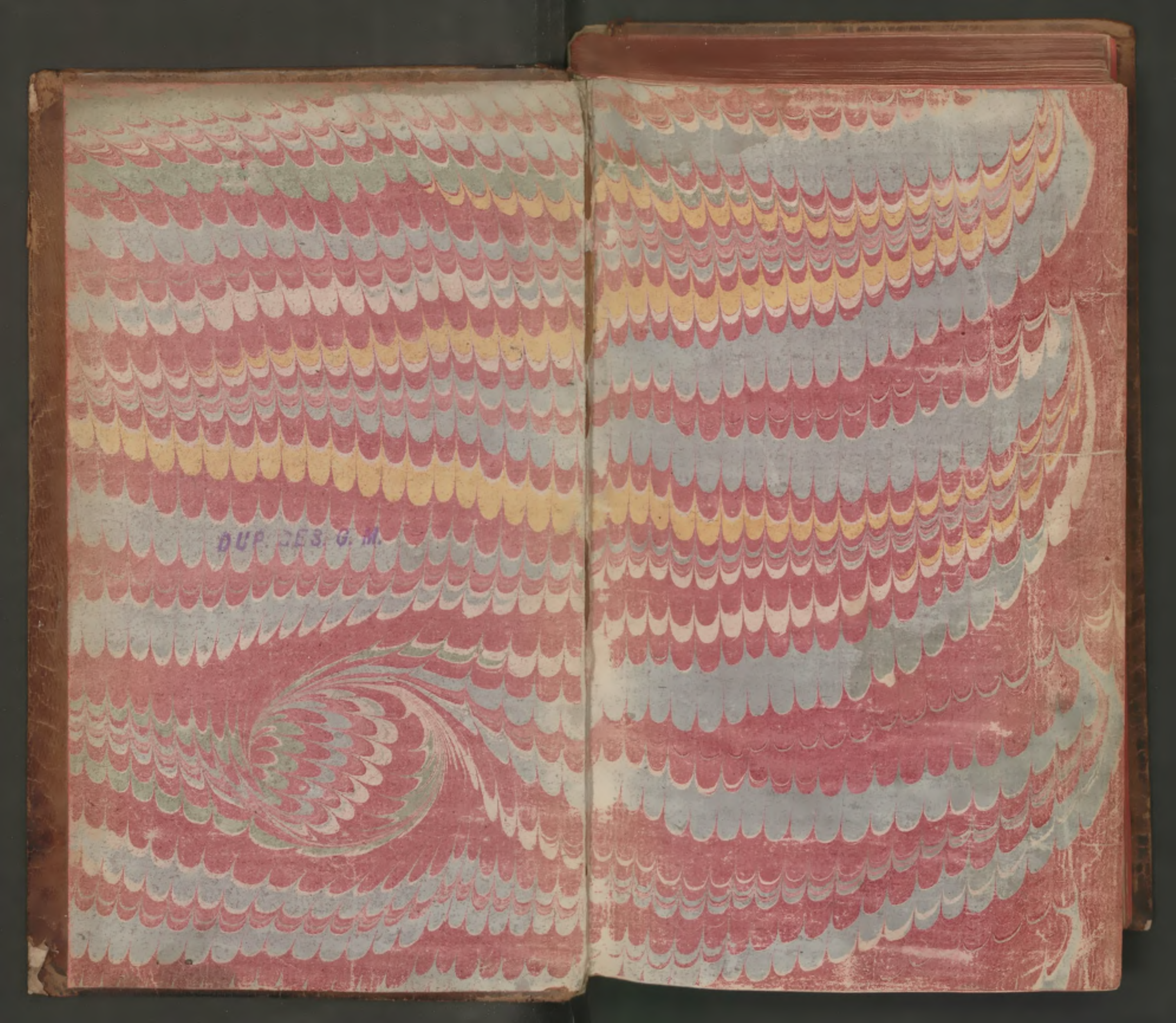



SCHIRACHS
BIOGRAPHIE
DER
DEUTSCHEN
IV. THEIL


DUP. CES. G. M.

Biographie der Deutschen.

Von
Gottl. Benedict Schirach.

Vierter Theil.



HALLE,
bey Gebauers Wittwe und Joh. Jacob Gebauer,
1772.

Des

regierenden Herzogs

von Braunschweig und Lüneburg

Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst geweiht.



Vorrede.



Ich werde dießmal den Leser der Mühe überheben, eine lange Vorrede zu lesen. Meine Absicht war, von den Epochen unserer Nation einen Abriß darzustellen, und ein historisches Bild des Genies der verschiednen Zeitalter, und des Geistes der Nation, so gut ich könte, zu verfertigen. Es ist aber besser, daß meine Collectaneen noch liegen bleiben, und meine Beobachtungen reifer werden. Sie kämen itzt vielleicht zu frühzeitig.

Von mir selbst habe ich am wenigsten Lust zu reden. Ungerechter Tadel macht mich beständig muthiger, und gütiges Lob immer furchtsamer. Ich werde dieses zu verdienen, und von jenem das brauchbare zu nutzen suchen. Wer kan sich itzo mit jedem Critiker einlassen, da in allen Winkeln des deutschen Reichs solche Personen stehen?

Von einer solchen Person, die in **Rostock**, ich weiß nicht, was für ein Journal, oder Zeitung, oder deß etwas es seyn mag, die in Rostock drucken läßt, schrieb mir einer meiner Freunde, daß sie mich hämisch critisirt hätte, und schickte mir auch darauf eine Abschrift eines Aufsatzes, welcher von meiner Biographie handelte. Ich war in die Hände eines Pedantem gefallen, für welche Sorte von Menschen ich doch nie eine Zeile in meinem Leben geschrieben habe. Der Pedant, der sich die Freyheit nimt, mit Gewalt mich zu critisiren, ohnerachtet ich wünsche, daß er mich gar nicht einmal lese, befiehlt mir, Abhandlungen aus dem Villaret, und des Muratori Italienischen Alterthümern zu übersetzen, und abzukürzen, wodurch er, nach seiner Einfalt, glaubt, daß meine Biographie würde interessanter werden. Er citirt

citirt mir eine Schaar von Schriftstellern über Hals und Kopf, um zu beweisen, „daß die Keule nicht blos Waffen der „Bauern, sondern der Ritter gewesen „sind.„ Gleichwohl steht in allen vier Theilen meiner Biographie nicht ein Wort davon, daß die Keule Waffen der Bauern gewesen wären. Er scheint unzufrieden, daß einige, wenigstens nach dem Urtheile der Welt weisere Leute wie er, bey Beurtheilung meines Stiels an Voltairen gedacht haben, und meynt daß ich vom Voltaire noch viel lernen könte. Gleichwohl weiß ich dieses, ohne daß es aus einem Winkel an der See her mir darf zu geruffen werden. Das Uebermaaß seiner Unwissenheit voll zu machen, behauptet er, „ich liesse den Ziska Re„den halten, die seinem feurigen Gei„ste, und seinem Zeitalter wenig ange„messen wären.„ Gleichwohl hat Ziska diese Reden wirklich gehalten, und **Theobald** und **Hageck** haben sie so abgeschrieben, wie ich sie mitgetheilt habe. — Doch worzu ist es nöthig, sich mit einem lächerlichen Menschen abzugeben? Ich erkläre mich hierdurch feyerlich, daß ich für diesen Menschen nie schreiben mag. Er soll mich nicht lesen: am wenigsten beurtheilen. Freylich kan ich es ihm nicht wehren, daß er für sein Geld

mein Buch kauft, und denn darüber im Angstschweiß ein paar Seiten hinschreibt; aber wenn ich ihn kente, sollte ihm mein Verleger kein Exemplar zukommen lassen. — Ich mag von ihm nichts lesen: er sey so gütig, und brauche das Vergeltungsrecht.

Daß ich gegen die Anmerkungen einer billigen, und gründlichen Critick nichts weniger, als störrisch, oder empfindlich sey, hofte ich schon genug bewiesen zu haben, und werde es ferner, mit stillschweigender, aufmerksamer Sorgfalt, zu beweisen suchen.

Die Helden dieses vierten Theils gewähren eine angenehme Mannigfaltigkeit. Brandenburg, Braunschweig, Preussen, Böhmen, Würtemberg sind die Schauplätze, auf denen sich meine Fürsten zeigen. Eben so verschieden ist ihr Charackter, und so abstehend sind ihre Jahrhunderte.

Der erste Markgraf von Brandenburg, der kriegrische und weise Albrecht, der Romulus von Berlin, zeichnet sich im zwölften Jahrhunderte aus. Ohne ihm würde vielleicht das achtzehnte Jahrhundert keinen ewigen Friedrich, gesehen haben.

Ri-

Richenza, welch eine Frau! ohne ihr würde man vielleicht nicht itzo, den weisen, den gütigen, den liebenswürdigsten aller Europäischen Fürsten in Braunschweig bewundern können! Richenza, die Stammutter des braunschweigischen Hauses ist der weibliche Stolz für Deutschland. Man kan andern Nationen mit edler Kühnheit zuruffen. Zeiget uns eine Richenza!

Lothar, der Herrenmeister des deutschen Ordens in Preussen, im vierzehnten Jahrhunderte stellt das Bild eines vortreflichen Fürsten vor, welches man nicht anders, als mit Liebe, betrachten kan.

Einer der grösten unter den Sterblichen, die jemals lebten, ist der in Dunkelheit dürftige Edelmann im funfzehnten Jahrhunderte, Georg Podiebrad, welcher sich auf den Königsthron von Böhmen schwang, und im Begrif war, Kaiser werden, ehe er starb. Das Ende seiner Lebensbeschreibung entwickelt seinen Characker.

Wegen der Biographie des Herzogs von Würtemberg, Ulrich, besorge ich, daß ich einigen zu viel, andern zu wenig zu seinem Vortheile werde gesagt haben.

Ich

Ich weiß aber gewiß, daß ich, nach meinem Gewissen, der Wahrheit nichts vergeben habe. Ich berufe mich auf das Ende seiner Lebensbeschreibung, und der daselbst befindlichen Schilderung, und wünsche, den unpartheiischen Gnüge zu leisten, vorzüglich meinem verehrten Gönner in Berlin, welcher mich zu dieser Biographie Ulrichs ermuntert hat, und dessen Urtheile mir Gesetze sind, weil ich den Kenner in Ihm verehre.

Ich will das Deutsche, vom Patriotismus belebte, Publicum nicht um Gunst bitten: ich will sie zu verdienen suchen. – Aber, für Pedanten, wie jener zu Rostock, bewahre mich, liebe, himmlische Muse! Helmstädt, am 30 Merz. 1772.



Leben



Leben Albrechts, des ersten Markgrafen von Brandenburg.

Der Romulus von Berlin erschien in dem zwölften Jahrhunderte. Er wurde zugleich der erste Stifter einer Macht, welche itzt die Eifersucht der größten Könige erweckt, und deren Regierer zu unsrer Zeit das halbe Europa besiegt hat. Albrecht hat aber auch selbst so viel persönliches Verdienst, daß sein Leben des Andenkens der Nachwelt würdig ist. Er war der Nebenbuhler Heinrichs des großmüthigen, und Heinrichs des Löwen. Er war nicht nur der erste Markgraf von Brandenburg, sondern der erste brandenburgische Fürst, welcher sich durch erhabne Eigenschaften zum königlichen Ansehn empor zu schwingen wuste. Seine Ge-

schichte ist verschiednen Dunkelheiten unterworfen. Wir wollen uns bemühen, sie in einem angenehmen Lichte zu zeigen.

Das Geschlecht Albrechts wird von den Genealogisten bis in das achte Jahrhundert hinaufgeführt. Es nähert sich sogar der Ehre, mit dem grossen **Hermann** der Deutschen verwandt zu seyn. Die **Cherusker**, oder die Einwohner auf den **Harze**, in Niedersachsen, wurden mit den Sachsen ein Volk, als diese aus Jütland und Holstein dahin vorrückten. Unter diesen that sich ein edles Geschlecht hervor, welches die Vorfahren des Markgrafen Albrechts erzeugte. Um das Jahr 790 findet man einen Graf **Unvan**, von welchem unser Markgraf abstammt. Einer seiner Nachkommen, Graf **Esich**, oder **Asic**, der dritte, nahm den Titel eines Grafen von **Ballenstädt** an. Dessen Urenkel, **Otto**, mit dem Zunamen, **der Reiche**, nante sich zuerst einen Grafen von **Aschersleben**, an welchem Orte er Hof zu halten pflegte, und dieser war der Vater des Fürsten, dessen Leben wir beschreiben wollen.

Albrecht wurde im Jahr 1106 gebohren; in welchem Jahre eben die Heiligkeit des Pabstes so weit ging, daß er den Prinzen des Kaisers zum Kaiserthum erhob, weil er Meineyd und Verrätherey gegen seinen Vater begangen hatte. Dieser Zug ist für das Zeitalter bedeutend genug. Man darf die Erziehung der Prinzen im zwölften Jahrhunderte nicht beschreiben, wenn man überhaupt anmerkt, daß die roheste Wildheit, und der unsinnigste Aberglauben der allgemeine Charakter der europäischen Völker war. Da die menschliche Natur immer Beschäftigung haben muß, und ihr der Ehrgeitz

und

und die Neigung nach mehrerem Besitz eigen ist, so sind solche rohe Zeiten immer kriegrisch, und der edlere erwirbt sich in den Waffen Ruhm. Unser Fürst zeigte ausserdem noch andere, damals seltne Regierungskünste.

Sein gutes Schicksal hatte ihn durch seine Geburt unter die Zahl derjenigen glücklichen Menschen gesetzt, welche klein sind, um sich selbst groß, und dadurch berühmt zu machen. Die väterlichen Besitzungen waren nicht so ansehnlich, als die Erbschaft, welche er von seiner Mutter hoffen konte. Sie war eine Tochter des letzten Herzogs von Sachsen Magnus, aus dem billungischen Stamme, dessen männliches Geschlecht mit dem Herzoge Magnus erlosch. Man findet nicht, daß Albrecht etwas beträchtliches geerbt hat. Er sollte sein Glück nicht dem Zufalle, sondern seinen Eigenschaften zu verdanken haben. Der Kaiser Heinrich V. verlieh das Herzogthum Sachsen nach des Magnus Tode, dem Grafen von Supplinburg, Lothar, welcher sich dieser Macht bediente, um gegen den Kaiser selbst Krieg zu führen.

Aus einer Urkunde vom Jahr 1121, in welcher der junge Albrecht als Zeuge angeführt wird, kan man schliessen, daß er sehr frühzeitig an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil genommen habe. Sein Vater, Otto der **Reiche**, oder wie er auch sonst genant wird, der **Grosse**, ging ihm in dem kriegrischen Ruhme mit einem ermunterndem Beyspiele zuvor. Er hatte sich besonders durch eine Schlacht gegen die Lutizer, ein wendisches Volk, welches er bey Cöthen 1115 besiegte, grosse Ehre erworben. Eine andre Ehre erwarb er sich dadurch um seinen Sohn, daß er ihm die Klugheit des

 Ver-

Verhaltens bey denen damaligen unruhigen Zeiten lehrte, und diejenige Kunst der Politik, welche das wahre Interesse dem glänzenden Scheine vorzuziehen weiß. Otto und sein Sohn Albrecht waren in einer verdrüßlichen Lage. Der Kaiser Heinrich V. legte die feinsten Maschinen der Staatsklugheit an, um sich in Deutschland despotisch zu machen. Die sächsischen Fürsten wurden darüber eifersüchtig, und arbeiteten dem Despotismus mit Macht entgegen. Der Kaiser suchte den Grafen Otto auf seine Seite zu ziehen. Er wollte ihn mit dem Herzogthume Sachsen belehnen, und dasselbe dem Herzoge Lothar, welcher sich seinen kaiserlichen Maaßregeln widersetzte, wiederum entreissen. Otto sah die Schwierigkeiten ein, welche diesem Vorsatze des Kaisers entgegen stunden. Der Kaiser hatte sich durch seine harte Regierung in dem grösten Theile Deutschlands verhaßt gemacht. Man konnte einen allgemeinen Aufstand gegen ihn befürchten. Lothar war mächtig, und ein Nachbar von Otto. Dieser zog also den furchtbaren Nachbar dem entferntern Kaiser vor, und nahm Lothars Parthey gegen den Kaiser selbst. Hier sahe seine Politik gute Vortheile für sich, welche auch sein Sohn nachher einerndtete. Otto starb im Jahr 1123, und hinterließ unsern Albrecht, als den einzigen männlichen Erben seiner Besitzungen, welcher noch nicht 18 Jahr alt war, aber alt genug, um die Thaten eines Helden und weisen Mannes zu verrichten.

So bald Albrecht zur Regierung seines Landes gekommen war, folgte er genau dem Plane seines Vaters. Er bestätigte das Bündniß mit dem Herzoge Lothar wider den Kaiser Heinrich. Noch in demselbigen Jahre brach

brach ein Krieg aus. Der Markgraf von Meissen, Heinrich, starb, und der Kaiser belehnte mit seinem Lande einen Günstling von sich, den er bey den bevorstehenden Unruhen in Deutschland noch ergebner machen wollte. Dieser Günstling war ein Graf von Groitzsch, mit Namen Wiprecht. Es war aber ein Anverwandter von dem verstorbnen Heinrich da, welcher auf die Markgrafschaft Meissen Anspruch machte. Diesen unterstützte der Herzog Lothar, oder er trieb ihn vielmehr an, mit seinen Ansprüchen hervorzutreten, weil er den Günstling des Kaisers nicht wollte mächtig werden lassen. Conrad von Wettin, ein Graf, foderte also nun die Markgrafschaft Meissen, als ein Erbe seines Anverwandten, und ging in dieses Land, unter der Anführung Lothars mit den Waffen in der Hand. Albrecht begleitete den Herzog Lothar, und legte sein erstes Probestück in den Waffen mit dem grösten Ruhme ab. Er erwarb sich auf diesem ersten Feldzuge die Gunst des Herzogs Lothar so sehr, daß er dessen Dankbarkeit erweckte. Graf Wiprecht, der kaiserliche Liebling konte nicht zum Besitz des Landes kommen: er wehrte sich herzhaft, aber vergeblich, und machte im folgenden Jahre 1124 durch seinen Tod den Unruhen ein Ende. Herzog Lothar setzte den Grafen von Wettin zum Markgrafen in Meissen ein. Albrecht aber selbst erhielt die Besitzung des verstorbnen Wiprecht, die Ostmark oder Lausitz. Dieses war eine ansehnliche Vermehrung: damals gehörte zu der Ostmark auch der itzige Churkreis von Sachsen So bekam Albrecht in seinem ersten Feldzuge, in seinem 19 Jahre ein neues Markgrafthum, und dadurch einen neuen Trieb seines Ehrgeitzes. Der

Kaiser wurde über dieses Verfahren, wie leicht zu erachten, unwillig; er hielt einen Reichstag zu Bamberg, und beschloß auf denselben einen Feldzug nach Sachsen: es zogen sich schon deutsche Völker zusammen, aber der Tod des Kaisers befreyte den neuen und jungen Markgraf Albrecht von Furcht und Krieg. Er blieb in dem Besitze der erlangten Ostmark.

Es war zu diesen Zeiten gewöhnlich, den Fürsten Zunamen zu geben: der erste Grund dazu war vermuthlich die grosse Menge der ähnlichen Namen der Fürsten durch gewisse Merkzeichen zu unterscheiden. Unser Fürst hieß **Albrecht der Bär**. So wird er bis itzt noch von den Geschichtschreibern beständig genant. Man hat die Ursache dieses Zunamens untersuchen wollen. Warum hieß Albrecht **der Bär**? Weil sein Geschlecht von den römischen Ursinern herkomt, sagt man, weil er mit Heinrich dem **Löwen** Krieg geführt, und **Bär** und **Löwe** eifersüchtige Thiere aufeinander sind, weil er einen Bären in seinen Wappen führte, und so weiter. Die lustigste Meynung ist, daß er den Zunamen des **Bären** daher bekommen habe, weil er **vielleicht** ein Liebhaber der **Bärenjagd** gewesen sey. So würde man Maximilian I. **die Gemse** nennen können. — Wenn man Dinge untersuchen will, die keiner Untersuchung fähig sind, so fällt man oft ins abgeschmackte. Wenn ja eine Muthmassung angegeben werden soll, so mag die persönliche Tapferkeit den Grund zu den Zunamen des Bären angegeben haben. Wir haben in dem Leben Heinrichs des Löwen, im zweyten Theile dieses Werkes unsere Gedanken über die Gewohnheit der alten Benennungen der Fürsten mitgetheilt. Einen andern Zunamen,

men, welchen unser Markgraf führte, wollen wir am wenigsten verschweigen, weil er viel sagt. Man nante ihn **Albrecht den schönen.** Davon brauchen wir keinen Grund weit her zu hohlen, und der Biograph wird dadurch der Mühe überhoben, seine persönliche Bildung zu beschreiben. Man wird sich, ohne Beschreibung, unter dem Markgraf **Albrecht dem schönen** einen wohlgebildeten, angenehmen Prinzen vorstellen.

Die Gefälligkeit seines ganzen Betragens, davon ein Hauptgrund seine Klugheit war, begleitete ihn beständig, wenn er keine Waffen führte. So gefällig er war, so kriegrisch war er, so bald er es für nöthig hielt. Die Bescheidenheit durfte bey ihm dem Muthe nichts vergeben.

Das Glück schien ihm, nach der erlangten neuen Markgrafschaft sehr günstig zu werden. Sein Freund und Bundesgenosse, der Herzog Lothar erhielt die Kaiserkrone von Deutschland: aber eben dieses Glück wurde eine Quelle von Unfällen und Verdrüßlichkeiten für ihn. Der neue Kaiser folgte neuen Maaßregeln, und er muste ihnen folgen, wenn er sich auf dem kaiserlichen Throne behaupten wollte. Lothar, ein tapfrer, kluger und dabey eigennütziger Herr, legte in seiner Regierung den Grund zu einem allgemeinen Partheygeiste in Deutschland, welcher die Zerrüttung eines halben Jahrhunderts erzeugte. Es entstanden unter ihm zwey mächtige und höchsteifersüchtige Partheyen: die Guelphische und die Gibellinische, oder schwäbische. Lothar war mit Unwillen des Herzogs von Schwaben, Friedrichs erwählt worden, und suchte nun den vorigen Nebenbuhler seiner Krone zu demüthigen. Weil er selbst zu schwach

schwach dazu war, verband er sich durch die Vermählung seiner einzigen Tochter den mächtigen Herzog von Bayern, Heinrich den großmüthigen. Er gab seinem Schwiegersohne neue Macht, und die Lehn des Herzogthums Sachsen selbst in der Folge. Dieser Herzog Heinrich erweckte die ganze Eifersucht des Markgrafen Albrechts. Albrecht war mit Heinrich dem großmüthigen Geschwisterkind, und hatte einerley Ansprüche mit ihm auf Sachsen; gleichwohl bekam er nichts, und Heinrich alles. So lange Heinrich noch nicht ansehnliche Besitzungen in Sachsen erhielt, und er selbst noch etwas hoffen konte, blieb er dennoch dem Kaiser Lothar getreu, und suchte sich dessen Gunst zu erwerben.

Die erste Gelegenheit, diese Gunst zu verdienen, kam aus Böhmen her. Hier hatte nach dem Tode des Vladislaus, dessen Bruder Sobieslaus die Regierung bekommen. Ein Vetter des verstorbnen Vladislaus, der Markgraf von Mähren Otto glaubte ein näher Recht auf Böhmen zu haben, weil ihm Vladislaus die Succeßion ehedem versprochen hatte. Vladislaus hatte seinen Sinn hernach geändert, und auf Zureden von einer Frau und zwey Bischöfen, den rechtmäßigen Erben, seinen Bruder Sobieslaus zum Nachfolger erkent. Allein Otto gewann den Kaiser Lothar durch Geldsummen, daß er ihn mit Gewalt in Böhmen einsetzen wollte. Er unternahm einen Feldzug dahin, und Albrecht begleitete ihn auf demselben. Albrecht war kühn; er suchte Gunst durch Tapferkeit. Als die kaiserliche Armee in Böhmen einrückt, geht ihr Sobieslaus mit seinem Heere muthig entgegen. Er besetzt einen Wald bey Chlumek. Die Kaiserlichen dringen hinein; Otto und

und Albrecht sind unter den ersten: jener wird erschlagen, und Albrecht von der Menge umringt und gefangen genommen. Dieß war der zweyte Feldzug Albrechts; beyde geschahen unter der Anführung Lothars. Dieser befreyte unsern Markgrafen bald aus der Gefangenschaft, weil Otto, um dessen willen der Krieg sich angefangen hatte, durch seinen Tod den Frieden verschafte, und dem Sobieslaus die Sicherheit von Böhmen.

Albrecht war nicht lange in Freyheit, als seine Gesinnungen sich gegen den Kaiser Lothar änderten. Einige Schriftsteller erzählen weitläuftig eine neue Probe seines Muthes, welche er gegen seinen Nachbar, dem Markgrafen von Meissen, Conrad, zeigte. Sie ist unbedeutend; und betraf Streitigkeiten über die Wahl eines Probstes, den Albrecht bey seiner Probstey beschützte, als der Markgraf von Meissen Einwendungen machte, mit welchen er doch nicht durchdringen konte. Albrecht hatte itzo wichtigere Dinge zu thun, als die Wahl eines Probstes war. Es schien, als wenn neben ihm in Sachsen ein neuer König aufstehn wollte, der bald ganz Deutschland sich unterwerfen könte. Es war eben dieser Heinrich der großmüthige, sein Vetter, welcher immer schon seine Eifersucht erweckt hatte. Itzo regierte er den schon alten Kaiser Lothar, seinem Schwiegervater ganz nach seinem Willen. Er besaß ansehnliche Güter in Schwaben, das mächtige Herzogthum Bayern, welches damals weit grösser war, als das heutige ist, und Herzog von Sachsen war er nun auch schon wirklich, ob er gleich bey dem Leben des Kaisers noch nicht den Titel davon führte. Albrecht war inzwischen

 für

für sich zu unmächtig, und muste auf gelegne Zeit warten, die dennoch sich bald einfand.

Der Kaiser Lothar hatte die zwey schwäbischen Herzoge, Friedrich und Conrad, deren Feindschaft gegen sich er wohl kante, zu erniedrigen gesucht. Diese, um ihren Schaden vorzubeugen, verstärkten ihre Parthey, und Conrad wurde so gar zum Gegenkaiser erwählt. Das Glück neigte sich anfangs auf ihre Seite, Lothar kam ins Gedränge, und sahe mehr Feinde gegen sich ins Feld treten, als er vermuthete. Unter diesen günstigen Umständen wollte nun Albrecht etwas versuchen, und griff einige feste Schlösser in seiner Nachbarschaft an, deren er sich zu seiner Sicherheit bemächtigen wollte. Er machte dieses nur zum Anfang seiner Feindseeligkeit, und glaubte noch grössere Vortheile bey der so gefährlichen Lage des Kaisers, und dem Glücke seiner Feinde, der Herzoge von Schwaben, zu erlangen. Allein das Glück versagte ihm den Beystand. Er griff um Pfingsten 1129, als der Kaiser im Reiche war, das Schloß Hildegesburg, vermuthlich das heutige Ilsenburg beym Harze an, und erstieg es in der Nacht, und legte es in die Asche. Hierauf belagerte er Wunderslevo, oder Gundesleben in dem heutigen Mansfeldischen, wo ihm aber die Anhänger des Kaisers Lothars entgegen kamen, und ihn zum Rückzuge nöthigten. Es haben schon andre Schriftsteller die Muthmassung geäussert, daß ohnstreitig beyde Oerter zu der Erbschaft der Mutter unsers Markgrafens von ihrem Vater, Herzog Magnus gehört haben, allein wenn wir dieses auch annehmen, so hatte Albrecht doch nicht so gleich eben itzo das Recht sie wegzunehmen, ohne vorher darum angehalten

zu

zu haben. Die wahre Ursache zu diesen Feindseligkeiten, lag, wie wir bemerkt haben, in der Aufmerksamkeit Albrechts auf die anwachsende Macht Heinrichs, des Herzogs von Bayern, und dem gelegnen Zeitpuncte, in welchem die Waffen desselben, so wie des Kaisers seine gegen die Schwäbischen Herzoge mit aller Stärke gebraucht werden musten, und wobey Albrecht etwas zu gewinnen trachtete. Aber der Kaiser empfand diese Unternehmung Albrechts höchst übel; er nahm ihm die Ostmark oder Lausitz, und belehnte zu Lüttich damit den jungen Heinrich, Grafen von Groitzsch, den Sohn des verstorbnen Wickberts, dessen wir oben erwähnt haben. So verlohr Albrecht sein Markgrafthum, weil er zwey elende Schlösser haben wollte.

Da dieser erste Versuch sich durch Gewalt der Tapferkeit neue Besitzungen zu verschaffen, so übel abgelaufen war, da der Kaiser anfing über die schwäbische Parthey immer mehr und mehr das Uebergewicht zu erhalten, da Albrecht selbst nicht mächtig genug war, die ihm abgesprochne, und dem Grafen von Groitzsch ertheilte Markgrafschaft Lausitz wieder zu erobern, was sollte er thun? Er verbarg die Empfindlichkeit über das entzogene Land, er schmeichelte dem Kaiser, er verdeckte alle Eifersucht über seinen Vetter Heinrich den großmüthigen, und suchte, wo möglich, die Gunst des Kaisers aufs neue, und dadurch für das genommene, ein andres Land, etwa bey Gelegenheit zu erhalten. Damals konte ein Fürst eher Länder von dem Kaiser erlangen, als itzo der Kaiser selbst ein Haus in einem Dorfe. Das Mittel, die Gunst des Kaisers zu erwerben, war damals, ihn auf seinen Feldzügen zu begleiten, und sich in den Waffen

fen für ihn hervorzuthun. Albrecht nutzte dieses Mittel und zog mit dem Kaiser im Jahr 1132 nach Italien. Obgleich auf diesem Feldzuge nichts grosses ausgerichtet wurde, weil das kaiserliche Heer zu schwach war, so verdiente Albrecht dennoch durch allerhand kleine Gefälligkeiten und Dienste das Wohlwollen des alten Kaisers, der damals die Freunde sehr hoch schäzte, weil die schwäbische Gegenparthey noch nicht völlig gedemüthigt war, auf eine vorzügliche Art. Es war dieses desto leichter, da Lothars Rache durch die Entreissung der Lausitz an Albrecht gestillt war, und das weichere Gefühl des Wohlwollens folgt gemeiniglich auf eine gestillte Rache oder Bestrafung.

Ich weiß wohl, daß einige überhaupt zweifeln, ob Albrecht den Kaiser nach Italien begleitet habe, allein mich dünkt, darüber darf man nicht so sehr zweifeln, als daß Albrecht von dem heiligen Bernhard, der mit dem Geruche seiner Heiligkeit damals die ganze Christenheit erfüllte, den Römern empfohlen worden sey. Albrecht, erzählt man, wurde im Jahr 1132 von dem Kaiser nach Pisa vorausgeschickt, und mit einen Empfehlungsschreiben vom heiligen Bernhard versehen. Dieses Empfehlungsschreiben ist noch vorhanden; nur komt darinnen kein **Albrecht**, sondern ein Markgraf **Engelbert** vor *), welcher nach Struvens Meynung ein

*) S. den 130 Brief des H. Bernhard in der Pariser Ausgabe seiner Werke von 1517. – commendo vobis Marchionem *Engelbertum*, qui domino Papae missus est in adjutorium, juvenis fortis et strenuus, et si non fallor, fidelis –. Herr Buchholz macht dabey die Anmerkung, um zu zeigen, daß unser Albrecht dennoch gemeint seyn könne — „Anstatt Adelbertus oder Albertus hat dem heiligen Abbte, der mehr zu denken hatte, leicht Engelbertus in die Feder fliessen können.„ Das müste ein sehr verwirrter Heiliger gewesen seyn, dem anstatt Albrecht, Engelbert in die Feder flösse. Für einen Fehler der Copisten könte man diesen falschen Namen noch eher halten.

ein Markgraf von Istrien, oder wie andre wollen, ein Markgraf von Thuscien gewesen ist. Daß hingegen Albrecht den Kaiser nach Italien begleitet habe, ist wahrscheinlicher, als daß er in Deutschland geblieben sey, um die Ansprüche auf die Lausitz fortzusetzen. Er hatte keine Ansprüche darauf. Lothar hatte sie ihm ehedem, als Herzog, ertheilt, und nachher als Kaiser genommen. Die Ansprüche beruhten auf den Waffen, und darinnen war Albrecht gegen den Kaiser nicht mächtig genug. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß er das Wohlwollen des Kaisers durch eben dieses Mittel wieder suchte, wodurch er es verlohren hatte, und in den Waffen für den stritt, gegen welchen er unglücklich genug gewesen war, einmal gestritten zu haben. Man hat inzwischen nicht nöthig, um den Ruhm des tapfern Albrechts zu vermehren, daß man behaupte, er habe den Feldzug nach Italien verrichtet. Er that grössere Dinge, als daß dieser Feldzug ihn berühmt machen durfte. So gar kan es ungewiß bleiben, ob Albrecht jemals mit dem Kaiser Lothar nach Italien gegangen sey, denn einige erzählen, daß er im Jahr 1136, bey dem zweyten Feldzuge Lothars gegen Apulien mit unter den deutschen Hülfsvölkern gewesen sey, andre leugnen dieses. Das erstere scheint deswegen sehr wahrscheinlich, weil Lothar bey dieser Unternehmung in Italien seine Macht so stark als möglich war,

war, zeigen wollte, und gewiß den Beystand aller derjenigen verlangte, die seine Gunst suchten, wie das Beyspiel des Herzogs von Schwaben Conrads, seines gedemüthigten Nebenbuhlers, und andere Beyspiele mehr zeigen. Albrecht hatte als ein wahrer Nachbar des Kaisers eine Verbindlichkeit mehr, als andre Fürsten, den Kaiser nach Italien zu begleiten. Wenn die Geschichte von ihm, in diesem Betrachte, nichts besonders aufgezeichnet hat, so hat man keine Ursache sich zu verwundern, da ein Ritter, wie Albrecht war, durch grössere Fürsten verdunkelt wurde, unter deren Anführung er stand. Und damals zeichnete keine so genaue Sorgfalt, wie itzo, das Verdienst der Officiere aus. Von den Theilhabern der Gefahren bemerkt worden zu seyn, war hinreichend für den Ehrgeitz des zwölften Jahrhunderts. Es gab keine Zeitungen und Aufführungslisten. Der Biograph des Markgrafen Albrechts kan es also immer ungewiß lassen, ob sein Held in Italien für den Kaiser Lothar gefochten habe, oder nicht. Es wird auch beständig ungewiß bleiben: so wie es unbedeutend ist. Wenn man für seinen Held allenthalben her Kleinigkeiten zusammen suchen muß, so ist es kein gutes Zeichen.

Ein Meisterstück von Albrechts geschickter Politik war es, daß er die Neigung des erzürnten Lothars sich bald ganz eigen zu machen verstand. Diese Kunst war für ihn desto schwerer, da die geheime Eifersucht über seinen Vetter, Heinrich den großmüthigen, welcher täglich immer mehr Wohlthaten und Vergrösserungen erhielt, ihn mißvergnügt machte. Die Slaven oder Wenden, durch deren Beherrschung Albrecht in der Folge

Folge so groß wurde, gaben ihm eine besondre Gelegenheit, sich Verdienste um den Kaiser zu machen. Es war eine von den Grundmaximen Lothars, die Macht der Wenden gänzlich zu schwächen. Sie waren sowohl seine als Albrechts Nachbarn. Dieser fand also ebenfalls seinen Vortheil in der Demüthigung derselben, und und als Lothar gegen die zwey Wendischen Fürsten, welche die Wagern, Polaben und Obotriten beherrschten, zu Felde zog, so leistete Alrecht den eifrigsten Beystand. Die zwey Wendischen Fürsten, Pribislaus und Niclotus konten der anrückenden kaiserlichen Macht nicht Widerstand thun. Sie verhielten sich, wie es nöthig ist, wenn die Schwäche alle Gesetze der Gewalt annehmen muß. Sie unterwarfen sich dem Lothar, und bezahlten Tribut. Sie musten selbst zu dem Baue einer Festung beytragen, welche man gegen sie, um sie im Zwange zu erhalten, errichtete, und welche unter dem Namen Segeberg, in der Folge, für eine unüberwindliche Gränzfestung gehalten wurde. Der Antheil, welchen Albrecht an diesen Unternehmungen hatte, sein Muth und sein ganzes verbindliches Wesen erweckte das Gefallen des Kaisers. Albrecht vergaß nicht, wegen der verlohrnen Markgrafschaft Lausitz Erinnerung zu thun, und um Vergütung anzuhalten. Es fehlte dem Kaiser bloß die Gelegenheit, das Verdienst zu belohnen.

Die Gelegenheit dazu ereignete sich auf dem Feldzuge des Kaisers in Italien, als der Markgraf in der Nordmark zu Soltwedel, Conrad vor Monzan 1133. blieb, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Albrecht war ein Anverwandter dieses Conrads, aus dem Hause Ploike,

Ploicke, und erhielt also, ohne Schwierigkeit, dessen Land. Der Kaiser belehnte ihn 1134 zu Halberstadt mit dieser Markgrafschaft, und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Grösse eines tapfern und weisen Fürsten, welcher einer der mächtigsten Feinde seines Hauses werden sollte.

Die sogenante **Nordmark**, Soltwedel, lag eben so recht bequem, um in dem damaligen Zeitpuncte, sie um sich herum zu erweitern. Die grosse wendische Mark, oder Grenzlandschaft wider die Wenden, wurde unter Otto III. in vier besondre Marken getheilt, die Ostmark, die Nordmark, die Mark Meissen und Sachsen. Die Absicht, welche man dabey gehabt hatte, denen Wenden durch mehrere Fürsten desto grössern Abbruch zu thun, und sie desto leichter zu bezwingen, war in der Folge so gut bewirkt worden, daß zu dem Zeitalter Albrechts die Wenden ein schwaches, elendes Volk waren. Ihre eigne Uneinigkeit zerrüttete sie noch dazu bis zum äussersten Unvermögen. An der Seite der Nordmark erhielten sie sich, um durch ihre völlige Bezwingung dem Markgrafen Albrecht eine neue Ehre zu verschaffen. Als er 1134 zu dem Besitze seiner neuen Markgrafschaft gelangte, regierte die nachbarlichen Wenden in Brandenburg Pribislaus, ein Fürst, den Helmold eine **Bestie** nent, und die Geschichte als den **verehrungswürdigsten Mann** zeigt. Der pedantische Adel an manchem Orte kan kaum die bürgerlichen mit verächtlichern Augen ansehn, als die abergläubischen Christen zu jenen Zeiten die ungläubigen Wenden.

Der neue Markgraf war es dem Wohlwollen des Kaisers schuldig, während dessen ganzer Regierung sich

sich der Ergebenheit zu weihen. Er sahe der Vergrösserung seines Vetters, Heinrichs, welcher der Schwiegersohn des Kaisers war, und nun auch Herzog von Sachsen wurde, geruhig zu. Wir haben schon oben bemerkt, daß es ungewiß ist, ob Albrecht den Kaiser auf seinen zweyten Zuge nach Italien 1136 begleitet habe. Auf der Rückkehr nach Deutschland starb im Jahr 1137 der Kaiser Lothar. Hierdurch veränderte sich auf einmal die ganze Scene für den Markgraf Albrecht. Der Vetter, Herzog Heinrich erschien zu fürchterlich, um geliebt zu werden. Er besaß die zwey mächtigsten Herzogthümer in Deutschland, und ausserdem die allerweitläuftigsten Landschaften. Inzwischen konte Albrecht nur bloß bey günstigen Umständen seinen Leidenschaften den Ausbruch verstatten.

Der neue Kaiser, Conrad der dritte, war der ehmalige Nebenbuhler Lothars, und itzo der neidische Feind von dessen Schwiegersohne, eben diesen mächtigen Herzoge Heinrich, den Albrecht beneidete. Es komt in unsrer Welt darauf nicht an, ob man zu etwas **Recht** habe: es komt darauf an, ob man zu etwas **Erlaubniß** habe. Albrecht hatte schon lange Recht auf die billungischen Erbgüter in Sachsen. Nach Lothars Tode hatte er Erlaubnis. Er war eben so wohl, als Herzog Heinrich von Bayern, ein Enkel des letzten billungischen Herzogs Magnus, weil dessen jüngste Tochter seine Mutter war. Die älteste war die Mutter des Herzogs Heinrich. Die billungische Familie hatte Güter durch ganz Sachsen und Thüringen zerstreuet. Heinrich hatte einen Theil davon, überdem aber das ganze Herzogthum Sachsen und die Erbschaft der Gra-

 fen

sen von Nordheim, als ein Geschenk und Verlassenschaft des Kaisers Lothar, seines Schwiegervaters. So bald Lothar gestorben war, indem noch ganz Deutschland mit der Wahl eines neuen Kaisers sich beschäftigte, verlohr der Markgraf Albrecht den gelegnen Zeitpunct zu seinem Vortheil nicht. Er muste befürchten, daß Heinrich selbst Kaiser würde, wozu derselbe nicht geringe Ansprüche machte. Er gab also zuerst den Ton an, wider den Herzog Heinrich Beschuldigungen hervorzubringen. Er war einer der ersten, welcher ihm den Besitz des Herzogthums Sachsen streitig machte. Es ist nicht erlaubt, sagte er, daß eine einzige Person zwey Herzogthümer in Deutschland besitzt *). Er beschuldigte den Herzog Heinrich einer absichtlichen gefährlichen Vergrösserung seiner Macht. Er behauptete, Heinrich hätte in Sachsen nicht Herzog werden können, weil er nicht in Sachsen aus einem dasigen Geschlechte gebohren worden, wie doch immer bisher wäre erfodert worden. Er behauptete, daß auf ihn vornehmlich bey der herzoglichen Würde von Sachsen hätte müssen gesehen werden, theils weil er ein gebohrner Sachse, und mit denen alten Herzogen nahe verwandt sey, theils weil er als Markgraf in der Nordmark die nächste Würde nach der herzoglichen bekleidet habe. Der Neid der deutschen Fürsten über den allzumächtigen Herzog Heinrich gab seinen Vorstellungen Gewicht und Beyfall. Albrecht zog daher Vortheil. Er brach noch, während dem Interregnum in Sachsen ein; er verband den Nachdruck der Waffen mit der Beredsamkeit des Anspruchs.

Die

*) Man hatte vorher schon Beyspiele gehabt. Aber itzo machten die Umstände den Vorwand wichtig.

Die Wittwe des Kaisers Lothar hielt eine Versamlung der sächsischen Fürsten zu Quedlinburg. Albrecht brach schnell gegen Quedlinburg auf, weil **es keiner Frau gebühre, die Rechte eines Herzogs zu verwalten,** und Sachsen gegenwärtig ohne Herzog sey, weil man den Herzog Heinrich nicht dafür erkennen müsse. Er besetzte Quedlinburg mit seinen Kreisvölkern: er zerstörte die Fürstenversammlung: er verhinderte alle Unternehmung der Sachsen wider den Herzog Conrad, welcher eben itzt zum Kaiser von Deutschland erwählt wurde: er machte sich diesen neuen Regenten seines Vaterlandes höchst verbindlich.

Nunmehro fing sich der Streit über den Besitz des Herzogthums Sachsen noch heftiger an. Albrecht drang in die Güter der lotharischen Verlassenschaft ein, und beunruhigte alles. Richenza, die Wittwe Lothars, eine staatskluge, muthige und beliebte Prinzeßin verstärkte ihren Anhang. Der Markgraf Conrad von Meissen, mit welchem Albrecht schon ehedem Streitigkeit gehabt hatte, der Pfalzgraf Friedrich zu Sommerschonburg, und der Markgraf Rudolph zu Stade nahmen sich der verwittweten Kaiserin an. Es kam zum Treffen. Albrecht siegte, und zeigte dadurch seine Wichtigkeit im Kriege. Der neue Kaiser, Conrad, der allereifersüchtigste Prinz wider den Herzog Heinrich, unterstützte unsern Albrecht um desto mehr, und befeuerte seinen Muth, da er durch ihn seinem Feinde, dem Herzoge Heinrich, den gefährlichsten Feind entgegen stellen konte. Die Feindschaft zwischen dem neuen Kaiser Conrad und dem Herzoge Heinrich, wurde sehr bald in öffentlichen Ausbrüchen bekannt. Conrad erklärte

Hein-

Heinrichen in die Acht, wozu er keinen weitern Grund hatte, als die Furcht, und deswegen keinen andern, als einen elenden vorwenden konte. Es wurde zu Goslar 1138, um Weihnachten ein Reichstag gehalten; auf demselben wurde der Markgraf Albrecht vom Kaiser Conrad zum Herzoge von Sachsen erklärt, und mit dieser Würde belehnt. Er schrieb sich auch im folgenden Jahre Herzog von Sachsen, obgleich der Besitz, wegen der Macht Heinrichs immer noch ungewiß blieb.

Zu dieser Zeit vermehrten sich, bey solchen zweydeutigen Aussichten jene zwey grosse Partheyen in Deutschland, die Gvelphen und Gibellinen, in deren Umfang sich fast unser ganzes Vaterland theilte. Lothar hatte die schwäbischen Prinzen gedemüthigt, und den Herzog von Bayern erhoben. Itzt erhob die schwäbische Parthey, deren Haupt der Kaiser Conrad selbst war, ihre Macht, und drang mit heftiger Rachsucht auf die Demüthigung des Herzogs von Bayern. Die Folgen waren eine Reihe von Unglücksfällen in Deutschland, Albrecht war kaum zum Herzoge von Sachsen auf dem Reichstage zu Goslar ernent worden, als er eilte sich den Besitz des Landes mit gewafneter Hand zu verschaffen. Er zog Völker zusammen, und drang in Sachsen ein. Heinrich war in Bayern. Albrecht eroberte Lüneburg, Bardewick und Bremen, die Hauptstadt von Niedersachsen. Von hier zog er in die Nordalbingischen Gegenden, dem heutigen Hollstein, wo ihm zwar Graf Adolph I., ein treuer Anhänger des Herzogs Heinrich, muthigen Widerstand leistete, aber endlich doch dem Markgrafen weichen muste. Dieser empörte die Rügen, die den wendischen Fürsten Pribislav, den

Bun-

Bundesgenossen des Grafen Adolphs, zur Aufhebung der Belagerung von Segeberg nöthigten, und in sein eigen Land ruften. Der Befehlshaber in der Festung Segeberg, Heinrich von Badewide kam dem Markgrafen, der von einer andern Seite in Hollstein drang, zu Hülfe. Der Graf Adolph wurde vertrieben, und überließ sein Land der Macht der Waffen Albrechts. Unser Sieger war in kurzer Zeit Meister von dem Herzogthume Sachsen geworden. Er gab so gar, als Herzog schon Länder zu Lehn. Der tapfre Heinrich von Badewide erhielt von ihm die Grafschaft Hollstein, die man dem tapfern Adolph genommen hat.

Inzwischen kam Herzog Heinrich aus Bayern in Sachsen an. Alles veränderte sich schnell. Heinrich brachte ein gutes Heer mit; ein anderes kam in einzelnen Trupps aus Schwaben dazu; ein drittes stellten die treuen sächsischen Vasallen ins Feld, welche die kluge Richenza in der Zuneigung zu ihrem Schwiegersohne erhalten hatte. Diesem Heere konte Albrecht nicht widerstehen: er muste vor dem Herzoge Heinrich allenthalben fliehen. So schnell Sachsen war erobert worden, so schnell ging es itzt verlohren. Alle Städte und Plätze ergaben sich dem Feinde, alles fiel dem mächtigen Herzoge Heinrich wiederum bey. Der Graf Bernhard, einer von denen Freunden Albrechts, sahe sein festes Schloß Plötzke erobert und zerstört. Albrecht selbst konte seinen belagerten Schlössern und Festungen nicht zu Hülfe kommen, welche nach einander, und zuletzt auch Bremen, eingenommen worden. Der neue Graf von Hollstein, Heinrich von Badewide, wehrte sich umsonst mit aller Herzhaftigkeit, und sahe endlich in der

 Ver-

Verzweiflung kein ander Mittel, als seine eignen festen Plätze zu verbrennen, um dem Feinde nichts als den Aschenhaufen zu lassen. Er hatte eine kurze Regierung von einigen Wochen in Hollstein gehabt, und doch auch diese schon ruhmvoll gemacht, indem er die Wenden in Wagrien bezwungen, hatte, davon die Vortheile seinen Feinden zufielen. Heinrich von Badewide gehörte zu den grösten kriegrischen Geistern seines finstern Zeitalters, aber er gehörte nicht zu den glücklichsten.

Albrecht, welcher sein eignes Erbland nicht weiter zu beschützen vermochte, entfloh zu dem Kaiser Conrad, und suchte bey seinem Gönner Unterstützung. Conrad zog aus Schwaben, Franken und dem obern Deutschlande Völker zusammen, und trachtete mit diesem Heere den Markgrafen Albrecht in das Herzogthum Sachsen wiederum einzusetzen. Heinrich zog dem Kaiser entgegen. Sein Heer war durch die Truppen des Erzbischofs von Magdeburg und der vielen ihm getreuen sächsischen Fürsten so beträchtlich, daß er dem Kaiser die Spitze bieten konte. Er lagerte sich bey Creutzburg in Thüringen. Der Kaiser stand mit seiner Armee bey der Abtey Hirschfeld. Man erwartete eine Schlacht, welche auch erfolgt seyn würde, wenn der bedächtige Kaiser gleiche Lust dazu, wie der muthige Herzog Heinrich gehabt hätte. Jener wagte bey einer Schlacht zu viel: ihr Verlust erschütterte die Grundfeste seiner Regierung. Der Herzog konte auch nach einer Niederlage sich immer wieder erhohlen, und an kriegrischer Erfahrung war er dem Kaiser überlegen. Es war also natürlich, daß man sich in Unterhandlungen einließ, bey welchen der Erzbischof von Trier die Mittelsperson wurde, und auch so

so glücklich war, einen Waffenstillstand bis auf Pfingsten des folgenden Jahres zu Stande zu bringen. Man erzählt, daß die Bischöffe dem Kaiser zu dem Antrage eines Waffenstillstandes gerathen hätten. Wenn der Kaiser scharfsichtig genug war, so sahe er die Vortheile einer Unterhandlung ohne Bischöffe selbst ein. Albrecht konte ganz gleichgültig dabey seyn, weil er dabey, ohne der Gefahr der Waffen seine Ansprüche treiben konte, und itzo seiner Länder beraubt war, die er nunmehro wieder besitzen konte. Man suchte die Streitigkeit seiner Ansprüche und der Gegeneinwürfe des Herzogs Heinrich auf einer Versammlung der Fürsten zu Quedlinburg beyzulegen. Heinrich fand sich daselbst ein; aber er starb bald nach seiner Ankunft. Ein alter Reim auf seinem Begräbnisse sagt, daß er mit Gift getödtet worden sey, und der alte Reim sagt vielleicht wahr.

Der Tod des Herzogs Heinrichs, welcher 1139 erfolgte, setzte den Markgrafen Albrecht abermals auf ein neues Theater. Es war sein Schicksal, immer sonderbare Abwechslungen zu erfahren. Itzt war er durch den Tod von seinem fürchterlichen Vetter befreyt worden, den er immer und immer vergeblich beneidet hatte. So lange dieser lebte, war kein Versuch der Vergrösserung wider ihn gelungen. Itzo stand der Hofnung zu dem Besitze des Herzogthums Sachsen zu gelangen, nichts im Wege. Heinrich der großmüthige hinterließ einen unmündigen Prinzen, der keine Furcht erwecken konte. Die Gunst des Kaisers Conrad erleichterte und unterstützte die Besitznehmung des Herzogthums. Nichts schien nunmehro dem Ehrgeitze und den Vortheilen eines neuen Landes entgegen zu stehen.

 Die

Die sächsischen Stände hatten sich zu einem Landtage zu Bremen, am ersten November 1139 versammelt. Albrecht begab sich dahin, um die Rechte eines Herzogs auf diesem Landtage auszuüben. Er hofte, die Stadt, durch Hülfe seiner Freunde wiederum sich zu unterwerwerfen. Es war dieses ein Unternehmen, wozu die kühnste Entschlossenheit gehörte. Die Neigung vieler sächsischen Stände für ihn war zweifelhaft, die meisten waren ihm offenbar entgegen. Seine Parthey war die schwächste. Der Erfolg seiner Verwegenheit konte also nicht glücklich seyn. Es entstand ein Aufruhr in der Stadt wider ihn, dessen Tumult die Gelegenheit des Jahrmarkts, welcher eben gehalten wurde, vermehrte. Dieser Aufruhr hätte ihm das Leben gekostet, wenn nicht noch seine Anhänger Gelegenheit gefunden hätten, ihn dem wüthenden Pöbel zu entreissen, und aus der Stadt zu schaffen. Er flüchtete aus der Hauptstadt des Landes mit Verunehrung, in welcher er die Ehre eines Herzogs suchte. Die dadurch erklärte Abneigung der sächsischen Stände gegen ihn versprach ihm wenig Hofnung zu einem baldigen Besitze.

Eine Dame, die man den Brillant ihres Jahrhunderts in Deutschland nennen könte, war die Hauptursache dieser allgemeinen Abneigung der Sachsen für den Markgrafen Albrecht, und sie wurde der Grund zu der völligen Vernichtung aller schmeichelhaften Erwartungen. Man kent diese Dame, die verwittwete Kaiserin **Richenza** schon aus einigen vorher beschriebnen Umständen. Nach dem Tode ihres Schwiegersohnes arbeitete sie mit aller ihrer Geschicklichkeit an der Beschützung ihres unmündigen Enkels Heinrichs des Löwen. Sie

Sie erweckte durch Vorstellungen und eine weit ausgebreitete Politik Mitleiden für den unmündigen, und Haß gegen den Markgrafen Albrecht. Noch nicht zufrieden, die Treue der Sachsen ihrem Hause versichert zu haben, erweckte sie so viel auswärtige Feinde, daß Albrecht von ihrer Menge sich wie übertäubt erblickte. In der Ferne wurde der Erzbischof von Maynz, Albrecht der jüngere ihm feindlich gesinnt. In der Nähe bekriegte ihn der Erzbischof von Magdeburg, der Markgraf von Meissen, die Grafen zu Stade und zu Hollstein. Die sächsischen Stände gaben Hülfsvölker. Den Kaiser hielt Herzog Welf in Bayern auf, und fochte mit hartem Muthe. Albrecht konte der Menge seiner Feinde nicht widerstehen. Sie nahmen ihm alle seine Besitzungen, auch seine Erbgüter hinweg, und vertrieben ihn aus allen seinen Landen. Er floh als ein verjagter, aller seiner Güter beraubt, zum Kaiser, seinem Gönner, bey welchem er in einer Art von Exil lebte. Der Kaiser tröstete ihn durch den Titel eines Herzogs von Sachsen, davon er ihm itzo nicht einen Zoll breit Landes geben konte. Man erkante am kaiserlichen Hofe Albrechten für einen Herrn seiner Sieger, welche ihn aus seinem Lande gejagt hatten.

In dieser verdrüßlichen, elenden und kränkenden Lage blieb Albrecht beynahe vier Jahre *). Er konte

 nicht

*) Herr Buchholz setzt fünf Jahre, und sucht zu zeigen, daß Albrecht erst 1144 zum Besitze aller seiner Länder gekommen sey. Er beruft sich auf eine Urkunde. Diese beweißt nicht, was sie sollte. Es heißt von Albrecht — exacto *ferme* quinquennio — das ferme schwächt den Beweiß vollkommen, und überdem kan man die angeführte ganze Stelle im Zusammenhange in der Urkunde noch

nicht eher zum Besitze seiner länder gelangen, bis der Friede zwischen der Gvelphischen und kaiserlichen schwäbischen Parthey geschlossen, und die Irrungen gehoben waren. Ueberdieß war die Anzahl seiner Feinde zu stark, und so lange Richenza lebte, konte er auf kein grosses Glück zu ihrer Ueberwindung Rechnung machen. Diese seine weise Feindin starb 1141, und bald darauf befreyete ihn der Tod von noch einigen Feinden, den Erzbischöffen von Maynz und Magdeburg. Gleich nach dieser Zeit wendete das Glück dem Markgrafen Albrecht seine ganze Gunst zu. Er schien unglücklich geworden zu seyn, um die angenehmste Veränderung desto lebhafter empfinden zu können. Er hatte das Herzogthum Sachsen so lange, so heftig sich gewünscht: sein Wunsch wurde ihm niemals erfüllt: er sollte, wie oft geschieht, auf eine andre Art glücklich werden, als er wünschen konte.

Nachdem Albrecht vier Jahre im Exil an dem kaiserlichen Hofe zugebracht hatte, und in sein land zurückging, wurde er zugleich grösser und mächtiger, als er jemals gewesen war. Er hatte die Ehre, der erste **Markgraf von Brandenburg** zu seyn, und beherrschte ein weitläuftiges Gebiet.

Wenn

noch ganz anders erklären, worauf man sich hier nicht einlassen darf, um nicht zu weitläuftig zu werden. Herr Buchholz setzt auch den Frieden zwischen dem Kaiser und der Gvelphischen Parthey in das Jahr 1143, nnd will denenjenigen nicht beypflichten, welche ihn im Jahr 1142 erzählen. Auch dieses können wir hier nicht gehörig erörtern, und für eine Biographie Albrechts wäre es abgeschmackt, weitläuftig zu streiten, ob der merkwürdige Held 1143 oder 1144 sein Land wieder erhalten habe. Diese paar Monate machen ihn nicht um einen Augenblick merkwürdiger oder unterhaltender.

Wenn man hier nicht das leben eines merkwürdigen Fürsten, sondern die Geschichte der Mark Brandenburg beschriebe, so würden viele Seiten kaum hinreichend seyn, um die Art und den Weg, wie Albrecht Markgraf von Brandenburg geworden sey, dem leser in ein ungezweifeltes licht zu setzen. Dennoch kan man diesen Punct nicht gänzlich übergehen, sondern muß, so kurz es geschehen kan, unter zwey verschiednen Meynungen wählen.

Zuerst ist es keinem Zweifel unterworfen, daß durch den Frieden, welcher zu Frankfurt 1142 zur Beruhigung der Herzogthümer Sachsen und Bayern geschlossen wurde, Markgraf Albrecht den Besitz aller seiner verlohrnen länder wiederum erhielt. Der junge Herzog Heinrich, der Enkel lothars, welcher sich nachher unter dem Namen Heinrichs des löwen so bekant machte, blieb Herzog von Sachsen. Dessen Mutter vermählte sich mit dem Markgrafen von Oesterreich, Heinrich, und bekam das Herzogthum Bayern. Albrecht erhielt also weiter nichts, als seine verlohrnen Güter? Und wie gelangte er denn zum Besitze des Markgrafthums Brandenburg?

Man erzählt, daß er durch das Testament des Königes der Wenden, Pribislaus oder wie er eigentlich hieß, Przibezlaus, die Mark Brandenburg geerbt habe. Man fügt viele Umstände hinzu, die wir hier nicht anführen mögen, weil wir die ganze Erzählung von diesem Testamente und der wendischen Erbschaft nicht annehmen. Ein andrer Gelehrter *) hat schon so viele

Gründe

*) Herr Buchholz in seiner Geschichte der Churmark Brandenburg.

Gründe dawider vorgebracht, daß unsre Mühe entweder vergeblich oder überflüßig seyn würde. Unsre Meynung, von der wir durch die stärksten Gründe überzeugt sind, ist diese. Albrecht erhielt die Mark Brandenburg durch eine Art von Erbschaft, welche man eigentlich freylich nicht so nennen kan, aber welche verschiedne Schriftsteller so nanten. Albrecht erhielt dieß Land durch den Tod des Markgrafen in der Ostmark, **Heinrich**. Die Ostmark war eine wendische Mark. Einer der vorigen wendischen Fürsten hatte **Heinrich** geheissen, und hatte die christliche Religion angenommen. Man verwechselte in der Folge die Namen, und dadurch die Personen. Man glaubte, Albrecht habe die wendische Mark Brandenburg von einem **wendischen Fürsten, Heinrich** erhalten, und er konte sie alsdenn nicht auf andre Art, als durch ein Testament oder Erbschaft erhalten. Die schlechten Schriftsteller des mittlern Zeitalters folgten einander nach. So entstand die Erzählung von einem Testamente des grossen wendischen Königs Pribislaus, der ein Freund Albrechts und ein Christ gewesen seyn muste, um solch ein Testament zu machen. Die erste sicher gegebne Nachricht davon findet sich in einem Schriftsteller, der ein ganzes Jahrhundert darnach erst gelebt hat. Wir halten hier das übrige alles zurück, was noch dabey zu bemerken ist, und erzählen die Wahrheit, so, wie wir sie nach der sorgfältigsten Prüfung gefunden haben.

Albrecht hatte von dem Kaiser Lothar, wie wir schon oben erzählt haben, noch als Lothar Herzog war, bey seinem ersten Feldzuge die Ostmark, oder die Lausitz bekommen. Als Lothar Kaiser wurde, und Albrecht seine

seine Ungnade sich erwarb, nahm Lothar diese Ostmark ihm wieder, und gab sie dem Grafen Heinrich, aus dem Hause Groitzsch, wie wir ebenfalls vorher erzählt haben. Dieser Markgraf Heinrich starb 1137. Die Ostmark blieb unbesetzt, und sie war es noch, als der Kaiser Conrad den Frieden zu Frankfurt 1142 schloß, durch welchen Albrecht in dem Besitz aller seiner verlohrnen Länder kam. Die blosse Wiedergabe seiner Länder konte den Markgrafen Albrecht unmöglich befriedigen. Er hatte sie, als Bundesgenosse des Kaisers verlohren, und deswegen sein Land verwüsten, seine Schlösser zerstören, und seine Unterthanen plündern lassen. Der Kaiser Conrad hatte ihn mit dem Herzogthume Sachsen öffentlich belehnt, und in seinen Diplomen und an seinem Hofe beständig so genant. Da nunmehro Albrecht nicht, sondern der Prinz Heinrichs des großmüthigen dieses Herzogthum erhielt, so muste der Kaiser auf irgend eine Vergütung für seinen Freund, den tapfern, den beständigen und unglücklichen Albrecht bedacht seyn. Nichts konte gelegner seyn, als die noch erledigte Ostmark. Diese also erhielt Albrecht von dem Kaiser zur Belohnung seiner Freundschaft. Die Ostmark grenzte an die heutige so genante Mittelmark, und an das Gebiet des wendischen Fürsten, welcher seine Residenz zu Brandenburg hatte. Weil nunmehro Albrecht zwey Markgrafschaften besaß, die Nordmark und die Ostmark, so legte man beyden den gemeinschaftlichen Namen der **Mark Brandenburg** bey, obgleich die Stadt Brandenburg noch nicht damals in der Gewalt Albrechts war. Auf diese Art wurde Albrecht der erste **Markgraf von Brandenburg**. Seine Tapferkeit

keit und Weisheit machte ihn nachher zu den Stifter einer noch weitern brandenburgischen Herrschaft.

Mit dem Besitze der Mark Brandenburg nahm das unwandelbare gute Glück Albrechts seinen Anfang, und verließ ihn nie: vielmehr erzeigte es ihm immer mehr neue Gunstbezeugungen. Der Kaiser Conrad beehrte ihn mit dem Erzkämmereramte, einer der erhabnen Würden des deutschen Reichs, welche nur den ersten Fürsten zukommen. Es ist ungewiß, ob diese hohe Würde seinem Geschlechte erblich sey ertheilt worden; aber es ist gewiß, daß damals diese Erzämter noch nicht erblich mit den Ländern verbunden gewesen sind *), ob man es gleich von den Zeiten Friedrichs I. an bemerken kan. Durch die ertheilte Ehre des Erzkämmereramtes erhielt Albrecht einen der ersten fürstlichen Stellen in ganz Deutschland. Er war der erste Markgraf und denen vier grossen Herzogen zu seinen Zeiten, am Range gleich. Man findet keine Spur, daß er von irgend

*) Wenn eine historisch publicirte Untersuchung einen Platz in einer Biographie bekommen dürfte, so würden hier wenigstens einige Seiten von dem Erzkämmereramte und dem Churfürstenthume von Brandenburg stehen. Damals aber gab es noch keine Churfürstenthümer in dem heutigen Verstande, obgleich einige das Gegentheil behaupten. Weil es hier nicht erlaubt ist, ausführlich zu seyn, so will ich nur einige der Hauptschriftsteller nennen. Gundlinge de origine Marchionatus Brandenb — Scheidii Praefat. ad Tom. III. Origg Guelph §. 5. Ludwigii formula Ducatus Brandenb. Das beste und gründlichste davon steht in des Freyherrn von Senkenberg Gedanken von dem jederzeit lebhaften Gebrauche des uralten deutschen bürgerlichen und Staatsrechts, S. 193 u. ff.

irgend einem Herzoge abhängig gewesen sey *) Vielmehr genoß er alle Vorzüge und Rechte eines wirklichen Herzogs. Diese grossen erhabnen Vorzüge hatte er dem Glücke zu danken. In der Folge erwarb er sich königliches Ansehn und Glanz: dieses hatte er sich selbst zu verdanken.

Es gehörte zu den Schuldigkeiten eines Markgrafen, seine Gränzen so wohl gegen die benachbarten Wenden zu beschützen, als auch diese Nation selbst zu demüthigen. Albrecht, der den stärksten Ehrgeitz besaß, seine Macht zu vermehren, beobachtete diese Schuldigkeit der wendischen Kriege so sehr, daß er endlich die völlige Unterjochung derselben nach einigen Jahren vollendete. Die Macht der Wenden an seinem Gebiete war schon geschwächt und kraftloß, als er die Regierung der Mark Brandenburg antrat. Er würde seine Absicht, die Wenden völlig zu bezwingen, auch eher erreicht haben, wenn ihn nicht in den ersten Jahren verschiedne Unfälle in seinen Bemühungen aufgehalten hätten.

Noch immer dauerte die Eifersucht Albrechts auf das Gvelphische Haus fort, und der Haß hatte sich von dem Vater auf den Sohn, Heinrich dem Löwen fortgepflanzt. Die Nachbarschaft ihrer beyderseitigen Länder und die aus der Verwandschaft herkommenden gleichen Ansprüche beyder Prinzen auf verschiedne Länder, gab öfters zum Ausbruche des geheimen Grolles Gelegenheit. Die erste entstand bey dem Tode des Grafens Rudolph von Stade, welcher 1145 von seinen eignen Unterthanen

*) Herr Buchholz zweifelt darüber ohne Grund. Es ist nicht im geringsten zweifelhaft. In dem Feldzuge wider die Wenden stand Albrecht keineswegen unter den Befehlen Heinrichs, wie H. B. glaubt.

nen, den Dithmarsen ermordet ward. Er hinterließ einen Bruder, Grafen Hartwich, welcher Domprobst zu Bremen war. Dieser schenkte Stade und Dithmarsen der Kirche zu Bremen, und einen andern Theil der Verlassenschaft, mit Genehmhaltung Albrechts, dem Erzstifte zu Magdeburg. Heinrich der Löwe aber wollte diese Verschenkung nicht billigen, und ließ Stade in Besitz, und den Erzbischof Adelbero von Bremen gefangen nehmen. Der Kaiser Conrad verordnete über diese Streitigkeit nebst einigen andern, auch den Markgrafen Albrecht zum Schiedsrichter. Es war aber vergeblich, Schiedsrichter zu seyn, da Stade einmahl vom Herzoge Heinrich in Besitz genommen war, und man nicht die Eroberungen der Waffen, auf ertheilte Urtheilssprüche wiedergiebt.

Die vornehmste Sorgfalt, welche einen weisen Beherrscher eines neuen Landes in der Nachbarschaft eifersüchtiger oder kriegrischer Völker beschäftigt, theils seinen Besitz sicherer zu machen, theils auch bey vorfallenderer Gelegenheit zu erweitern, zeichnete sich in dem Leben Albrechts vorzüglich aus, so bald er die Markgrafschaft Brandenburg erlangt hatte. Seine Nachbarn waren die Wenden: diese bezwang er nach und nach völlig, und führte bis zu ihrer gänzlichen Bezwingung beständige Kriege wider sie. Ein zweyter Nachbar war Herzog Heinrich der Löwe. Wider diesen ruhte die Politik und der Muth Albrechts nur blos alsdenn, wenn ihn die Furcht abhielt, oder die Umstände zwangen. Um gegen diese beyde Nachbarn auf einer andern Seite Ruhe oder Schutzwehr zu haben, mischte er sich in die Polnischen Streitigkeiten, wegen der Erbfolge in diesem

diesem Reiche. Er betrug sich dabey mit der besten Staatslist. Weil es für Brandenburg vortheilhaft war, wenn das mächtige Polnische Reich nicht von einem einzigen beherrscht wurde, so nahm er die Parthey der drey jüngern Polnischen Prinzen, welche von ihrem ältern Bruder Vladislaus die Theilung des Reichs begehrten. Die jüngern Brüder waren in einem darüber entstandnen Kriege wider ihren ältern Bruder glücklich, und trieben ihn aus Pohlen. Dieser suchte bey dem Kaiser Conrad Hülfe, mit dem er ohnehin verwandt war, und Pohlen hatte damals überhaupt eine Abhängigkeit von dem deutschen Reiche. Es war dem Kaiser aber, wegen befürchteter Unruhen in Deutschland nicht möglich, dem flehenden verjagten Prinzen den nöthigen Beystand zu leisten. Daher rieth Albrecht zu dem Mittel einer Unterhandlung, bey welcher er gern die vornehmste Person vorstellte. Die Unterhandlung wurde auch (in dem Jahr 1146) gepflogen, und es kam die vom Albrecht gewünschte Theilung zu Stande, wobey er sich die drey jüngern Prinzen in Pohlen verbindlich machte, und seine Absichten zur Erweiterung seiner Macht an den andern Gränzen erleichterte.

Die Gelegenheit dazu, in Absicht der Bezwingung der Wenden, bot sich schon im Jahr 1147 an. Der Kaiser unternahm einen Feldzug wider die Saracenen im gelobten Lande, und indessen wurde ein andrer Feldzug gegen die ungläubigen Wenden in Deutschland beschlossen. Man wollte alles ungläubige in der Welt ausrotten. Man schickte sogar eine Armee über das Meer bis nach Lissabon. Albrecht nahm an demjenigen Feldzuge Theil, welcher der klügste war, und zog gegen die

die Wenden in Gemeinschaft von einer Menge Fürsten. Das Heer war auf 60000 Mann stark, und 20000. brachen von Dännemark und von Pohlen her auf. Heinrich der Löwe, der damals siebenzehn Jahr alt war, führte den stärksten Theil der Armee an, einen andern unser Albrecht. Erzbischöffe, Bischöffe und Fürsten des Reichs vermehrten die Anzahl der Generals. Der Untergang drohte denen unglücklichen Wenden, und er würde erfolgt seyn, wenn nicht die Eifersucht verbundner Fürsten, wie gewöhnlich, denen Feinden, mehr als eine starke Armee geholfen hätte.

Die unglückliche wendische Nation, der Rest der alten mächtigen Slaven, war itzt aufs äuserste gebracht. Sie hatte sich zweyhundert Jahr hindurch tapfer vertheidigt. Von den Zeiten Heinrichs I. an bis ins zwölfte Jahrhundert herab, hatte sie endlich ihre Kräfte so erschöpft, daß sie der Uebermacht nur noch sterbend widerstand. Man hatte unaufhörliche Kriege wider dieses Volk geführt. Wenn die wendischen Fürsten nicht untereinander selbst uneins geworden wären, so hätten sie, wie unter Otto dem zweyten, ihren Feinden beständig die Spitze bieten können, und sie in Furcht erhalten. Allein das unglückliche Schicksal der Nation wollte es, daß nicht genung gemeinschaftliches Interesse unter ihnen herrschte. Indem Albrecht den Pribislaus bekriegte, und dieser die Festung Segeberg belagerte, lockte jener den Rügischen Fürsten Patzo in die Besitzungen des Pribislaus, welcher dadurch die Belagerung aufzuheben genöthiget wurde. Patzo eroberte Lübeck, diese so wichtige Stadt der Wenden, und zerstörte es. Lothar hatte denen Wenden an seinen Gränzen den

den Untergang geschworen, und diese waren unverständig genug sich zu trennen, und indeß die eine Parthey sich noch wehrte, griff sie selbst aus ihrer Nation eine andre Parthey an, um die Niederlage zu befördern. Die Wagern und Polaben, und die Obotriten ernährten eine beständige Feindschaft wider einander. Die pommerischen Fürsten bezwangen die Circipaner, Tolenzer und Ukrer, Stämme ihrer eignen Nation. Bey denen Wilzen in der itzigen Mark Brandenburg gerieth schon unter der Regierung des Lothars alles in die gröste Verwirrung, so daß man kaum wuste, wer Herr des Landes wäre. Als diese grosse Verwirrung vorüber war, so erschien die Herrschaft der Wenden noch mehr, als vorher getheilt. Wie vortheilhaft waren alle diese Umstände für den Markgrafen Albrecht, als er die Ostmark und Nordmark zu beherrschen anfing, und so neben sich ein ohnmächtiges Volk sahe, welches sich nur noch aus Verzweiflung wehrte, und dessen Ueberwältigung sein Land ansehnlich vermehren muste.

Der grosse Feldzug, welcher wider die Wenden im Jahr 1147 unternommen wurde, betraf das heutige Mecklenburg und Pommern. Der Hauptangriff geschahe an den Gränzen des Herzogs Heinrich. Hier fand man aber an dem König Niclot einen unerschrocknen und tapfern Helden, welcher Städte befestigte, Armeen zusammen zog, und Verwüstungen anrichtete. Man belagerte die von ihm stark befestigte Stadt Demmin. Man hob die Belagerung auf. Albrecht wollte nicht, je mehr er die Leichtigkeit künftiger Eroberungen für sich selbst vorher sah, diese Eroberungen itzo mit den Bundesgenossen theilen. Er sah ein, wie wenig

C 2 vor-

vortheilhaft es für ihm sey, wenn das Land verwüstet würde, das er bald selbst zu besitzen hofte. Er hielt die Hülfe der Bundesgenossen nicht für günstig für sich, weil durch diese Hülfe ihm, nach dem glücklichsten Ausgange des Krieges nichts als eine Wüsteney übrig blieb. Ist nicht dieß Land und dieß Volk unser? warum wollen wir es von Bundesgenossen verwüsten lassen? Nach diesen Absichten wurde Uneinigkeit unter den Belagerern von Demmin erregt, und so lange von verschiednen Orten her ein Waffenstillstand angetragen, bis endlich bald Friede geschlossen wurde, nach dessen Bedingungen die Slaven versprechen musten, die christliche Religion anzunehmen, und alle Gefangne wieder loß zu geben. Auf jene Bedingung drang besonders Heinrich der Löwe, und es wurden an seinen Gränzen ordentliche Heere von Wenden getauft. Albrecht hingegen sann, gleich nach diesem Frieden mit den Wenden auf neue Mittel, zu ihrer Unterdrückung an seinen Gränzen.

Die Freundschaft von Pohlen hatte zu diesem Endzwecke so viele Wichtigkeit, daß er die Verbindung mit diesen Fürsten immer enger zu machen suchte. Er hatte sich die jüngern Brüder des Vladislaus, welche itzo in Pohlen regierten, wie wir oben erzählt haben, sehr verbindlich gemacht. Es war also leicht, ein Bündniß mit den beyden Polnischen Herzogen, Boleslaus und Miezislaus zu schliessen. Um dieses Bündniß desto genauer zu knüpfen, vermählte Markgraf Albrecht seinen ältesten Prinzen Otto mit der Schwester der beyden Polnischen Fürsten, im Jahr 1149. Er reißte selbst nach Pohlen, und unterredete sich mit dem Fürsten Boleslaus, um sich diesen wichtigen Freund noch ergebner zu machen.

Der Fürst von Pommern, Ratibor, schöpfte aus diesen Maaßregeln den gerechtesten Argwohn. Er begab sich nach Havelberg, und bemühte sich daselbst persönlich um die Freundschaft Albrechts, welche er nicht ohne Vortheile des aufmerksamen Albrechts erhielt. Man muste jede Gelegenheit nutzen, wenn man seine Macht vergrössern wollte.

Noch immer dauerte der geheime Groll zwischen dem Markgrafen und dem Herzoge Heinrich dem Löwen. Der verbundne Feldzug wider die Wenden hatte ihn nicht ausgelöscht, sondern vielmehr die gegenseitige Eifersucht noch mehr erregt. Heinrich erweiterte seine Macht über die Wenden immer fort; er erschien als ein kühner, tapfrer Geist, als ein fürchterlicher Held. Albrecht vermehrte seinen Neid über ihn durch Furcht für einen solchen Fürsten, der die grösten Unternehmungen auszuführen fähig war. Er verdoppelte itzo seine Ansprüche auf das Herzogthum Bayern, durch den Nachdruck der Waffen. Der Kaiser war noch in Palästina. Heinrich wollte diese Abwesenheit nutzen, ging nach Schwaben, und bereitete sich zur Eroberung von Bayern. Albrecht wurde dieses bald gewahr; denn die Eifersucht sieht sehr scharf: und benachrichtigte den Kaiser davon. Heinrich hatte zu lange mit dem Angriffe gewartet; denn ehe er in Bayern eindringen konte, war der Kaiser Conrad schon zu Goslar, und ging von da auf die Residenz Braunschweig loß. Albrecht vereinigte seine Truppen mit den kaiserlichen. Aber Heinrich der Löwe war ganz unvermuthet selbst in Braunschweig,

schweig, indem man glaubte, daß er noch in Schwaben wäre. Die List Heinrichs vereitelte alle Anschläge der Feinde, der Kaiser hatte nicht Zeit, sich in einen weitläuftigen Krieg mit dem muntern heldenmüthigen Heinrich einzulassen, weil Herzog Welf in Bayern und Rogerius in Sicilien seine ganze Aufmerksamkeit erfoderten. Heinrich rächte sich desto sichrer an seinen Vetter, dem Markgrafen Albrecht, und verwüstete sein Land mit 5000 Mann. Albrecht that ein gleiches, und streifte mit 1500 Kriegern in dem Lande des Herzogs Heinrichs herum. Auf wirkliche Eroberungen konte man damals nicht denken, weil ein Fürst dem andern nicht so leicht, ohne Einwilligung des Reichs und des Kaisers sein Land nehmen konte, ob man es gleich zuweilen versuchte. Der Krieg zwischen den beyden eifersüchtigen Vettern, Albrecht und Heinrich wurde, nach dem Gebrauch ihres Jahrhundertes in einzelnen kleinen Gefechten und Zerstörungen noch immer fortgeführt, als im Anfange des Jahrs 1152 der Kaiser Conrad starb, und Deutschland einen neuen Regenten wählte.

Inzwischen gab ein neuer Vorfall zu neuer Verbitterung zwischen dem Markgrafen und dem Herzoge Anlaß. Der Graf zu Winzenburg, Hermann hatte die Gemahlin eines Edelmannes entehrt, und der Zorn des Edelmanns ging so weit, daß er den Grafen mit seiner Gemahlin im Bette ermordete. Graf Hermann hinterließ keine Erben. Beyde, Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht machten auf die erledigte Grafschaft gleiche Ansprüche. Beyde also vermehrten ihre kriegrischen Gesinnungen und Feindseligkeiten gegen einander.

Unter

Unter diesen verwirrten Umständen bestieg den Thron von Deutschland der Herzog von Schwaben, Friedrich, ein tapfrer und weiser Prinz, der ein ausgebreitetes Ansehn und Ruhm genoß. Wie viel der Markgraf Albrecht zu seiner Wahl beygetragen, darüber lassen wir andre streiten. Ihn kennen und verehren zu lernen trägt es nichts bey. Aber die Stellung, in welche itzt Albrecht durch den neuen Kaiser Friedrich kam, kan sein Biograph nicht übergehen. Friedrich bezeugte gleich bey dem Antritte der Regierung eine ausserordentliche Neigung für den Herzog Heinrich. Der Markgraf muste also alle Hofnung, die er noch etwa in der vorigen Regierung gehabt hatte, aufgeben. Dennoch bewieß sich Friedrich behutsam. Durch diese Klugheit wurde er nur noch fürchterlicher. Die Streitigkeiten wegen der Grafschaft Winzenburg und den doppelten Ansprüchen darauf von dem Herzog und dem Markgraf, konten auf dem ersten Reichstage zu Merseburg, wo das Ansehn des Kaisers noch neu und die Verbitterung zu groß war, nicht beygelegt werden. Heinrich unterließ nicht, den Kaiser, welcher sein naher Vetter war, zu einer Entscheidung zu bewegen. Es wurde bald darauf zu Würzburg, auf einem zweyten Reichstage die Streitigkeit von dem Kaiser entschieden. Heinrich erhielt die Grafschaft Winzenburg, und der Markgraf die Grafschaft Plötzke, welche schon vor einigen Jahren durch den Tod des Grafen Bernhard erledigt war. Albrecht war über diese Entscheidung unzufrieden. Er glaubte zu dem Besitze der Grafschaft Winzenburg vollkommen berechtigt zu seyn, und die Grafschaft Plötzke schien ihm ohnehin zuständig zu seyn, wozu er gute

 Gründe

Gründe hatte. Inzwischen wurde der Ausspruch des Kaisers befolgt, und der Markgraf bemerkte mit Mißvergnügen den Nebenbuhler seines Ruhmes und seiner Güter in größtem Wohlstande, und auf dem Wege immer mächtiger und grösser zu werden. Wenn man den alten eingewurzelten Neid erwägt, welchen Albrecht schon gegen den Herzog Heinrich den großmüthigen gehabt hatte, und nun gegen seinen Sohn ernährte, so kan man sich die Unzufriedenheit besser vorstellen, als sie beschrieben werden kan, wodurch das Herz Albrechts beunruhigt werden muste.

Noch nicht genug, daß der Herzog Heinrich die Gunst des neuen Kaisers Friedrichs in freundschaftlichen Gunstbezeugungen und Zuwendung verschiedner Vortheile erhielt; er sollte auch nunmehr bis zu der fürchterlichsten Macht erhoben werden. Der Kaiser Friedrich erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg 1155, durch einen feyerlichen Ausspruch, Heinrich den Löwen zum Besitzer des Herzogthums Bayern, und die Besitznehmung davon sollte nur noch so lange aufgehoben werden, bis der Italiänische Feldzug geendigt seyn würde, welchen Friedrich damals unternahm. Der Herzog Heinrich begleitete den Kaiser mit einem ansehnlichen Theile von Hülfsvölkern nach Italien, und machte sich wirklich um den Kaiser ausserordentlich verdient. Die Eifersucht Albrechts stieg dadurch aufs höchste, und er konte sie so wenig mäßigen, daß er den Krieg gegen den Herzog Heinrich in einzelnen Streifereyen fortsetzen ließ, indem dieser in Italien für den Kaiser fochte. Er fand es nicht für gut, den Kaiser selbst nach Italien zu begleiten, und ging ihm dafür entgegen, als derselbe glorreich

reich zurück kam. Hier sahe er den Ruhm seines fürchterlichen Vetters, Heinrichs, mit des Kaisers seinem verbunden, und beyde in einer solchen Harmonie und Freundschaft, daß er für den Herzog alles, und für sich nichts hoffen konte. Heinrich erhielt auch bald darauf den wirklichen Besitz von Bayern, und wurde dadurch ein Beherrscher der allerfürchterlichsten Macht in Deutschland. Er besaß mehr noch als sein Vater, Heinrich der großmüthige, und bey der ganz innigen Freundschaft, welche er von dem Kaiser genoß, das Vermögen jeden Feind, der es wagte ihn zu beleidigen, zu unterdrücken. Albrecht muste sich so verhalten, wie die Klugheit pflegt, wenn das Glück einen Nachbar erhöht und auf den Gipfel des Ansehns setzt. Sie sieht geruhig zu, und erwartet, ob das ungetreue Glück seinen Liebling einmal verlassen wird, oder Gelegenheit verschaft, welche die Umstände verändern.

Da Albrecht auf der einen Seite, wo er ein Nachbar von dem mächtigsten und tapfersten Fürsten war, nichts unternehmen konte, so wandte er seine Bemühung auf eine andre, wo die Wenden seine Aufmerksamkeit erweckten. Sein Ehrgeitz suchte immer den kriegrischen Ruhm, und seine Begierde nach Erweiterung der Macht, die Bezwingung der Nachbarn. Er eroberte um diese Zeit, von dem Jahr 1156 an, die meisten Besitzungen der Wenden in denen itzigen Brandenburgischen Marken. Er besiegte die Stoderaner, Brizaner, Rhedarier, Wilnier, lauter Stämme der brandenburgischen Wenden, er zerstörte ihre Schlösser, nahm ihnen ihre Güter, tödtete die bewafneten, unterwarf sich die wehrlosen, und rottete nach und nach die

Reste dieser Nation gänzlich aus. Ihr Name erlosch mit ihrer Vertilgung. Von dieser Zeit an hört in der Geschichte die Benennung der Wilzen, Stoderaner, Brizaner und der andern wendischen Geschlechter auf.

So wie die **Juden** ehmals die **Cananiter**, so vertilgten in dieser Zeit die Christen die heydnischen Wenden. Der ruhige Besitz des Landes war bey beyden die Ursache; die Härte gleich groß, aber der Erfolg bey den Christen stärker, als er bey den Juden in Canaan drey tausend Jahr vorher war. Wir überlassen es den Lesern, die weitere Parallel zwischen den Cananitern und Wenden zu ziehn.

Eine Beschreibung von dem Untergange der Wenden und der Ausführung in ihrer Vertilgung würde eine tragische Scene vorstellen, ohne angenehm zu unterhalten. Es ist hier genug, diese Ausrottung einer unglücklichen Nation zu bemerken; einer Nation, welche wenigstens dadurch die Härte der Sieger verdiente, weil sie ihren Aberglauben nicht eher, als mit dem Leben verließ, und in ihren Religionsmeynungen unbezwinglich hartnäckig war. Man muste erst die Altäre der Götzen mit Wendenblut beflecken, ehe man an der **Götzen** Stelle **Heilige** setzen konte.

Albrecht sah diese Wenden mit den Augen eines Eroberers an, welcher sich einen beständigen Aufruhr vermuthen muß, wenn er nicht die unbiegsamen Rebellen tödtet und zerstreuet. Es war gewiß, daß der Haß der Wenden gegen die Christen und ihre rohe Wildheit durchaus nicht konte gemildert werden. Man wird dieses noch itzo in den wenigen Dörfern der brandenburgischen Niederlausitz gewahr, in denen Abkömlinge der alten Wenden wohnen. Noch itzt zeigen sie einen so unglaublich rohen Nationalhaß, daß man nur von da in das zwölfte Jahrhundert zurückdenken darf, um die Härte Albrechts wider sie zu entschuldigen. Die Christen musten sie für die unversöhnlichsten Feinde, und der Fürst für barbarische Rebellen halten, die keiner Cultur fähig waren, und das Opfer der Staatskunst werden musten. Dennoch wurden sie nicht so vertilgt, daß man keinen einzigen leben lassen wollte. Man ließ ihnen einzeln einige elende Dörfer.

Um diese Zeit, (im Jahr 1157) eroberte Albrecht, nachdem er rings herum Sieger geworden war, die Hauptstadt des Wendischen Königreichs an seinen Gränzen, die Stadt und das Schloß **Brandenburg**.

Man hat von dieser Eroberung zweyerley Meynungen. Nach der einen hat Albrecht Brandenburg nur von einem Zwischenbesitzer befreyt. Die andre schreibt ihm den **ersten Besitz** von Brandenburg in diesem Jahre zu. Man erzählt nach der ersten Meynung, daß ein gewisser **Jasso** oder **Jaczo** der nächste Anverwandte des verstorbnen Pribislaus, sich während einer Abwesenheit des Markgrafen der Stadt Brandenburg bemächtigt habe, welche der Markgraf, wegen des Testaments des Pribislaus, so wie sein ganzes Reich, besessen habe. Die Wache sey bestochen, und Brandenburg verrathen worden, ehe Markgraf Albrecht der Stadt zu Hülfe kommen konte. Der Entsatz sey zwar hierauf herangerückt, aber zurück geschlagen worden, und so habe Jasso bis ins Jahr 1157 die Stadt Brandenburg im Besitz gehabt, zu welcher Zeit sie demselben von den Markgrafen wiederum entrissen worden sey.

Diese

Diese Erzählung hat alle diejenigen Eigenschaften, welche Erzählungen haben müssen, wenn sie falsch seyn sollen. Sie beruht auf der irrigen Meynung, daß der Markgraf Albrecht von dem letzten Könige der Wilzischen Wenden, Pribislaus, durch ein Testament zum Erben seines Reichs sey eingesetzet worden, welche Meynung wir vorher widerlegt haben. Man weiß das Jahr nicht richtig anzugeben, in welchem der wendische Prinz Jasso Brandenburg dem Markgrafen Albrecht soll entrissen haben, ob man gleich das Jahr 1156 nent. Man weiß die Gelegenheit nicht. Man sagt, Jasso habe sich eine Abwesenheit Albrechts zu Nutze gemacht, ohne diese Abwesenheit genauer zu bestimmen. Die Umstände dabey sind unwahrscheinlich. Die Schriftsteller, welche diese Erzählung mittheilen, sind weder Zeitgenossen, noch genug von den brandenburgischen Vorfällen unterrichtet. Die ältern Zeugen schweigen davon, und wissen von dieser Eroberung nichts. Da Albrecht durch kein Testament das wendische Königreich erbte, sondern dieses nach des Pribislaus Tode in den Händen nordischer Herren blieb, so konte er auch nicht die Hauptstadt dieses wilzischen wendischen Reichs, Brandenburg eher besitzen, bis sie mit den Waffen in der Hand erobert ward. Und dieses geschahe im Jahr 1157. Man findet vor diesem Jahre keine hinlängliche Spur von dem Besitze der Stadt Brandenburg, ausser den Folgerungen, die man aus dem falschen Testamente und aus dem Titel der Markgrafschaft Brandenburg zieht. Wir haben den wahren Ursprung dieses Titels oben angegeben. Die wahre Beschaffenheit von dem Besitze der wendischen Marken, welchen sich Albrecht verschafte, dünkt

dünkt uns, nach einer genauen Prüfung, mit deren Vorrechnung wir den Leser verschonen, diejenige zu seyn, die wir itzo erzählen wollen.

Der letzte Fürst der Wenden in den brandenburgischen Marken, Jasso, ein Anverwandter des verstorbnen Pribislaus, sahe von seinen Besitzungen eine nach der andern den siegenden Waffen des Markgrafen Albrecht unterwürfig gemacht. Er erhielt sich, da seine Schwäche ihm nicht erlaubte, sich auszubreiten, in der Stadt Brandenburg, der Hauptstadt des wilzischen Gebietes. Neue Eroberungen zu machen, und im Felde dem Markgrafen entgegen zu gehn, war unmöglich. Dennoch unterwarf sich der herzhafte nicht. Albrecht wandte alle Kräfte an, die itzige Priegnitz und die Havelländer gänzlich zu bezwingen, bis er endlich von dem ganzen Lande rings herum Meister war, und die Stadt Brandenburg mit seinem Gebiete umschloß. Nachdem er sich so in dem ganzen umliegenden Bezirke Sicherheit verschaft hatte, unternahm er die Belagerung der Stadt. Er erhielt eine Verstärkung seiner Völker von dem Erzbischoffe Wichmann zu Magdeburg, dem sein Stand die Vertilgung der Heiden zur Pflicht machte. Brandenburg wurde mit Tapferkeit vertheidigt. Es fochte die Verzweiflung, die ihren Untergang immer sehr theuer verkauft. Jasso that das äusserste. Albrecht setzte ihm aufs heftigste zu. Die Belagerung kostete viel Blut, und den Markgrafen tapfre Krieger. Er ließ aber nicht nach, bis er endlich Brandenburg eroberte. Jasso wich seinem Sieger, und begab sich nach Pommern, wo er der Stamvater der Grafen von Gützkow wurde.

Mit

Mit der Eroberung der Stadt Brandenburg ging die Herrschaft der Wenden in den dasigen Gegenden völlig unter. Albrecht hatte nun seine Gewalt so weit verbreitet, daß er ein mächtiges Fürstenthum beherrschte. Ausser seinen Anhältischen Erbgütern, welche beträchtlich waren, besaß er nunmehr die Altmark, die Priegnitz, die Mittelmark, den sächsischen Churkreis, und ein Stück von der Lausitz. Der Name der **Nordmark**, oder der **Mark Soltwedel**, so wie der Name der **Ostmark** hörte unter seinen raschen Eroberungen auf. Unter seinem Enkel hieß dieses Land, nach den Urkunden, **das Fürstenthum über der Elbe.** Zu seiner Zeit war der Name der Markgrafschaft Brandenburg der gewöhnliche. Die neuern Scribenten nennen ihn meistentheils einen Churfürsten. Albrecht war es. Man kan ihn, ohne zu irren, so nennen; allein in seinem Zeitalter war so wenig der Gebrauch des Wortes bekant, als die Gerechtsame der itzigen Churfürsten bestimt.

Demohnerachtet besaß Albrecht als Markgraf alle Vorzüge und Rechte der damaligen vier grossen Herzoge in Deutschland. Es ist genug hier zu bemerken, daß er das Erzkämmereramt besaß, dessen wir schon vorher Erwähnung gethan haben. Dadurch wurde er denen Herzogen an Ehre und Ansehn gleich, mit denen er schon gleiche Macht und Gebiet sich erworben hatte *).

Er war nicht blos den Herzogen gleich, sondern er genoß noch gewisse **königliche** Vorrechte, welche er nur

*) Gelehrte Ausführungen von diesen Rechten geben zwey Abhandlungen des ehmaligen Herrn Prof. Joachims zu Halle. Dissert. de S. I. R. Archicamerario und Commentatio Juris publici de Ducatu Brandenb.

nur allein mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen gemein hatte. Er und Heinrich der Löwe theilten sich in das mächtige wendische Königreich, welches die Elbe, die Ostsee und die polnischen Länder begränzten. Der Kaiser Friedrich gab dem Herzoge Heinrich eine uneingeschränkte Gewalt in denenjenigen Ländern, welche er den Wenden abnahm. Er erkante seine Oberherrschaft in diesen Ländern dergestalt, daß er seinen Vasallen in Beschwerden über den Herzog kein Gehör gab. Er gestand ihm das Recht zu, eigne Bischöffe nach seinem Gefallen in diesen Ländern zu setzen, und eine ganz unabhängige Oberherrschaft in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten auszuüben. Selbst in der Achtserklärung hernach, nahm man an, daß die von den Wenden eroberten Lande nicht in derselben begriffen seyn konten, und niemand machte ihm dieselben streitig. Eben diese Rechte gehörten dem Markgrafen Albrecht in Absicht derjenigen Eroberungen, die er von den Wenden gemacht hatte, das ist, in Absicht des grösten Theils seiner Besitzungen. Die Nachkommen Albrechts fanden es in der Folge der Zeit nicht für gut, diese besondern königlichen Rechte in Absicht einiger ihrer Besitzungen in Gebrauch zu setzen. Es wäre ohne allen Nutzen gewesen. Bey den nachfolgenden verschiednen Stämmen der Besitzer von der Markgrafschaft Brandenburg waren die Rechte einer königlichen Hoheit ebenfalls unnöthig. Der bayrische Stam war selbst der kaiserliche, so wie der luxemburgische. Das **Hohenzollerische** Haus wartete mit den königlichen Gerechtsamen bis auf das **achtzehnte Jahrhundert**, in welchem es gegen einen Kaiser, zwey Kaiserinnen von weiten Staaten, zwey Königen

nigen und einer ganzen Menge Fürsten den Platz behaupten sollte. Auf den grossen Churfürsten **Friedrich Wilhelm** folgte sehr bald der grosse König **Friedrich.**

Den ersten sichern Grund zu dieser vor ganz Europa ehrwürdigen Grösse legte der Prinz, dessen Leben wir beschreiben. Hätte er bloß die Tapferkeit eines Helden, und die Weisheit eines Eroberers besessen, so hätte er diesen Grund nicht legen können. Allein Albrecht verstand auch die Künste des Friedens und der Verbesserung der Länder. Er wuste, daß die Hoheit der Prinzen auf der Bevölkerung des Landes und der Industrie der Städte beruht. Er that zu diesem Endzwecke alles mögliche. Man kan sagen, daß alle Städte in der Altmark, der Priegnitz und der Mittelmark ihm und seinem Hause, entweder ihren Ursprung oder ihre Wohlfahrt zu danken haben.

Die itzige Hauptstadt der Altmark, **Stendal** war ein blosses Dorf. Albrecht erhob es zur Stadt, gab ihr die Zollfreyheit, richtete einen öffentlichen Jahrmarkt darinnen auf, und ließ Mauern um sie herum führen. Seine Nachfolger erbten die Sorgfalt für diese Stadt, und machten sie blühend.

Das **deutsche Paris**, oder, welches noch mehr Ehre für diese Stadt ist, das in seiner Art einzige und bewundernswürdige **Berlin**, hat den Markgrafen Albrecht zu seinem Stifter. Der Ursprung dieser erhabnen Stadt hat Aehnlichkeit mit Rom. Es ist ungewiß, ob Rom vor dem Romulus eine blosse Einöde oder ein Ort wo Menschen wohnten, gewesen sey. Eben so ist es ungewiß, ob Albrecht aus einem elenden Dorfe Berlin erbauet habe, oder ob vor seiner Zeit gar keine Bewohnung der Menschen daselbst anzutreffen gewesen sey. Das letztere ist wahrscheinlicher. **Berlin** wurde von Albrecht zu einer Stadt erbaut. Ihr Name soll von dem Worte **Bär** herkommen, und nach der Etymologie auch **Bärlin** zu schreiben seyn. Man sagt, Albrecht, welcher den Beynamen des **Bären** führte, habe dieser weiten von ihm erbauten Stadt diesen seinen Namen gegeben. Ihr Wappen ist noch der Bär, und verräth den Ursprung. Die schöne Lage der Stadt zeigt Albrechts, so wie die Lage von Rom des Romulus, Weisheit in der Wahl des Platzes, worauf eine neue Stadt erbaut werden sollte. Beyde gaben der Stadt, die sie erbauten, ihren Namen. Beyde wusten nicht, was für ein ewiges Werk sie anlegten. Fürsten leben und arbeiten immer für die Nachwelt. Keine thaten dieses mit mehrerer Weisheit, als die Beherrscher von Brandenburg, von denen Albrecht der erste war. Itzt ist da eine Welt, wo vor den Zeiten Albrechts Sand und Busch war.

Indem dieser weise und thätige Fürst noch Berlin erbaute, verschönerte und erweiterte er andre Städte. Er baute die Alt- und **Neustadt Brandenburg** an; da diese Stadt vorher bloß aus demjenigen bestanden hatte, was itzo **Burg Brandenburg** heißt, und durch die Havel abgesondert wird. Die Entfernung der Zeiten macht die Gewißheit von den Ursprung verschiedner andrer Städte, welche Anspruch auf die Ehre machen, von dem Markgrafen Albrecht erbaut zu seyn, ungewiß. Zu den weniger ungewissen Geschöpfen dieses Fürsten kan man die Städte, **Spandau, Bernau, Pritzwalk, Havelberg, Lyritz, Perleberg, Len-**

zen

zen rechnen. Ungewisser ist es von einigen Neumarkischen Städten, welche von ihm abzustammen glauben; weil er die Neumark nicht beherrschte, welche damals zu Pommern gehörte.

Der Anbau so vieler neuen Städte gereicht dem Markgrafen des zwölften Jahrhunderts zu desto grösserer Ehre, je weniger es in diesem Zeitalter Beyspiele einer solchen königlichen Kunst gab. Sie zeigte von einem erfinderischen Geiste, von einer weitsehenden Politik. Sie war ruhmvoll, weil viel Beschwerlichkeiten damit verknüpft waren, und wichtig, weil sie eine fortgehende Maschine zu einer dauerhaften Grösse der Macht erzeugte.

Man wird sich wundern, wie in einem Lande, welches der härteste Krieg ausgezehrt hatte, neue Städte erbaut werden konten. Man wird fragen, wozu diese Städte in einem entvölkerten Lande dienten? Es ist wahr, hätte Albrecht nichts weiter gethan, als Mauern und Häuser aufgeführt, so könte seine Sorgfalt seltsam scheinen. Er sah weiter. Er wuste Mittel ausfündig zu machen, um diesen Mauern und Häusern Einwohner zu verschaffen.

Durch die häufigen und harten Kriege mit denen Wenden waren die brandenburgischen Marken von Einwohnern ganz entblößt worden. Zwar blieben noch einige sparsame Reste der Wenden, aber der gröste Theil von ihnen ließ sich doch lieber in Stücken hauen, als bekehren. Was bey den Märtyrern der christlichen Religion die Standhaftigkeit gewürkt hatte, das würkte bey den Heiden die rohe Hartnäckigkeit. Nicht viele heydnische Wenden nahmen die christliche Religion an, und

und unter dieser Bedingung allein konten sie leben bleiben. Da nun so wenige alte Einwohner in dem neu eroberten Lande übrig waren, und der weise Albrecht doch so angelegentlich für ein bevölkertes Land sorgte, so suchte er fremde Einwohner in seine Staaten zu ziehen. Die Zeitgenossen Albrechts erzählen, daß damals sehr häufige Wasserergiessungen, besonders an dem Rheine, und in denen itzt so genanten Niederlanden grossen Schaden verursachten. Die Furcht für dergleichen mehrern und noch grössern Ueberschwemmungen bewegte die dasigen Einwohner, andre Wohnungen zu suchen. Ein Theil von ihnen ließ sich in dem Lande der wendischen Obotriten, welches Heinrich der Löwe sich unterworfen hatte, nieder. Kaum wurde Albrecht dieses gewahr, als er von diesem Beyspiele Vortheil zu ziehen suchte. Er trug denen, die in sein Land ziehen wollten, beträchtliche Vortheile an, und ladete dadurch neue Colonisten ein. Helmold, ein gleichzeitiger Schriftsteller, erzählt, daß er Fläminger, Holländer und Seeländer nach Brandenburg eingeführt habe. Als der erste Versuch so glücklich ausschlug, erweiterte er, wie Genies pflegen, seine Absichten, und zog von allen Orten her neue Unterthanen in sein Land. Sachsen, die Gegenden am Rhein, Holland, Frießland, Flandern schickten ihren lebendigen Tribut dem weisen Fürsten in Norden. Er sorgte für die Wohlfahrt dieser neuen Colonisten, welche nicht bloß einzeln ankamen, sondern auch mit Adlichen, die ihre Unterthanen mit sich brachten, öfters in Menge erschienen. Viele noch itzo blühende und berühmte Geschlechter, unter denen wir hier, aus Verehrung die erhabnen **Schulenburge**, **Arnims** und **Rochoms**

nennen,

nennen, sind von einigen Scribenten unter diese Anzahl gesetzt worden. Albrecht räumte den verschiednen Gattungen und Stämmen der neuen Ankömlinge eigne und besondre Distrikte ein. Er war zu scharfsichtig, um den Nutzen dieser Eintheilungen nicht auf die Nachkommenschaft voraus zu sehen.

Die Menge der Colonisten besetzte die neu erbauten Städte mit Einwohnern, die desto nützlicher wurden, je mehr das Neue des Vaterlandes und der Bequemlichkeit zur Geschäftigkeit der muntern Laune reitzte. So entstand die itzige Neustadt Brandenburg, welche anfänglich das deutsche Dorf hieß, und eine Vorstadt war. Noch itzt erhält das Andenken davon eine Strasse daselbst, welche den Namen des deutschen Dorfes führt. So entstanden und bevölkerten sich mehrere Städte, von denen wir hier eben so wenig ein Verzeichniß geben mögen, als von den vielen Grafen und Edeln, die neue Vasallen des Markgrafen Albrechts, auf diese Art wurden. Es haben sich andre Schriftsteller die Mühe gegeben, solche Verzeichnisse mit vieler Sorgfalt zu verfertigen. Um den Character und die Thaten des Fürsten, den wir beschreiben, kennen zu lernen, sind die Anmerkungen, welche wir gemacht haben hinreichend. Man verlangt keine Beschreibung des Landes; man will den Regenten kennen lernen, und erfahren, ob er, und in welchen Stücken er Verehrung verdiene. Albrecht verdiente sie, als Krieger, als Regent, als Mehrer seiner Staaten.

Nie hat wohl ein Land so schnell hinter einander so abwechselnde Schauspiele erfahren, als die brandenburgischen Marken unter der Regierung Albrechts. Erst waren

waren sie von wilden Heyden bewohnt: diese wurden getödtet und vertrieben. Das Land ward Einöde. Neue Völker bauten die Einöde an, und machten sie fruchtbar und glänzend. Diese Verwandlungen folgten etwa in zehn Jahren auf einander. Zu dieser Zeit wurden die brandenburgischen Unterthanen zuerst gewohnt, bewunderte Erscheinungen zu sehen.

Mitten unter diesen Beschäftigungen, und gleich im Anfange derselben brachte Albrecht seiner Religion das grosse Opfer dar, welches man damals für fürstlich und höchstwichtig hielt. Albrecht der eifersüchtige Krieger und der Anbauer neuer Pflanzstädte thut eine Wallfarth nach Jerusalem. Es ist wahr, man muß sich itzt wundern, daß dieses geschahe; aber damals hätte man sich gewundert, wenn es nicht geschehen wäre. Der Geist des Jahrhunderts würkt auf das Genie so gut, wie auf den Dumkopf. In Absicht der Religion konte man nicht von dem kriegrischen und politisch verständigen verlangen, daß er weiser als sein Jahrhundert seyn sollte. Er muste, um dieses zu seyn, sich durch die Wissenschaften aufgeklärt haben, und dazumal gab es keine Wissenschaften, welche aufklärten, sondern bloß solche Wissenschaften, die noch mehr verdunkelten.

Albrecht begab sich im Jahr 1158 auf die Reise nach Jerusalem zum heiligen Grabe; entweder die Gottesfurcht nach der Mode seiner Zeiten zu beweisen, oder um ein Gelübde zu erfüllen, welches er in den Kriegen gegen die brandenburgischen Wenden gethan hatte. Die Schwäche des menschlichen Verstandes, welche sich itzo in feinen Irthümern beweißt, zeigte sich damals in gröbern Wirkungen. Sie nimt immer die Farbe ihres

Jahrhunderts an. In dem zwölften hielt man es für das gröste Verdienst zur Seligkeit, wenn man viele hundert Meilen weit gegangen war, um an einem eingefallenen Gebäude zu beten. Die Fürsten konten diese viele hundert Meilen am bequemsten reisen, und dieses grosse Verdienst also am ersten erwerben. Es war für einen Fürsten nicht einmal artig, wenn er nicht zu Jerusalem gebetet hatte.

Der neue ruhmbegierige Markgraf zu Brandenburg that dieses. Die Gelegenheit dazu war günstig. Kaiser Friedrich unternahm um dieselbe Zeit abermals einen Feldzug nach Italien, um in diesem Lande seine Hoheit durch die Waffen zu zeigen. Albrecht begleitete ihn dahin, und von da reißte er nach Jerusalem. Man kan sehr leicht muthmassen, daß er auch noch einen besondern Grund haben konte, lieber nach Jerusalem zu wallfahrten als für den Kaiser in Italien zu fechten. Die Umstände nöthigten ihn, als einen der vornehmsten Fürsten im Reiche, dem Kaiser auf seinem Feldzuge in Italien Hülfe zu leisten. Gleichwohl war ihm jede Gegenwart bey dem Kaiser verdrüßlich, da er seinen gefürchteten Nebenbuhler und Vetter, den Herzog Heinrich den Löwen bey demselben mit der zärtlichsten Hochachtung und Beschützung geehrt sahe, da der Kaiser ihm diejenige Gunst nicht erzeigte, welche sein Ehrgeitz erwartete und seine Tapferkeit verdiente. Er nutzte also ohnstreitig die Gelegenheit einer heiligen Wallfahrt, um nicht den Feldzügen des Kaisers in Italien gegenwärtig zu seyn, in welchen Friedrich ohnedieß mit übertriebner Strenge Krieg führte. Nach dem berühmten Reichstage, welchen Friedrich auf dem Roncalischen Gefilde bey

bey Placenz hielt, begab sich Markgraf Albrecht auf seine heilige Reise nach Jerusalem.

Albrecht kam glücklich in Jerusalem an, und reißte wiederum glücklich zurück. Dieß ist alles, was man von dieser Wallfahrt merkwürdiges zu erzählen hat.

Nach seiner Rückkunft in Brandenburg bewieß sich der Fürst gegen den Johanniter Orden freygebig, welcher ihm auf seiner heiligen Reise verschiedne Dienste gethan hatte, so wie es die Pflicht dieses Ordens erfoderte, denen Pilgrimmen alle mögliche Hülfe zu leisten. Er ließ die grosse Stiftskirche zu Brandenburg auf seine Kosten erbauen. Er trug auch zu andern Stiftungen bey.

Man hat gesehen, daß der erste Markgraf von Brandenburg zu den vorzüglichen Genies unter den Fürsten Deutschlandes gehöre; daß er Krieger, Eroberer, Staatsmann und Vater seines Landes gewesen ist. Den Beweiß eines frommen Fürsten gab seine Wallfahrt nach Jerusalem nicht allein, sondern auch verschiedne andre Handlungen, die wir hier nicht berühren mögen, weil man sie nicht erzählt zu sehn verlangen wird. Noch fehlte ihm ein Verdienst: das Verdienst eines Gesetzgebers. Er verschafte sich dasselbe nach seiner Rückkunft aus dem gelobten Lande, von dem Jahre 1159 an. Er führte die sächsischen Rechte und Gerichte in Brandenburg ein, mit welcher Einrichtung er sich auch in den folgenden Jahren beschäftigte. Es sollte den brandenburgischen Staaten nichts fehlen, was zu einem neuen und blühendem Fürstenthume erfodert wird, und in der Gewalt des damaligen Zeitalters war.

Wen man behauptet, daß Markgraf Albrecht den Grund zu aller itzigen Verfassung des brandenburgischen Landes gelegt habe, so geht man ohnstreitig zu weit. Man geht aber in seinem Urtheile nicht weit genug, wenn man nicht bemerkt, daß dieser Fürst der Verfassung seines Landes die erste innere Stärke, Consistenz und Macht gegeben habe. Unter ihm erwarb sich Brandenburg die erste Ehrerbietung der Nachbarn.

Die verschiednen Prälaten, und die Menge vom hohen und niedern Adel, welche in den Urkunden unsers Fürsten vorkommen, von Gelehrten mit Genauigkeit gesammelt, und in ein Verzeichnis gebracht worden sind, zeigen die Bevölkerung des Landes und seine innere Stärke sehr deutlich. Man erkent zugleich daraus, daß die Prälaten und der Adel die Landsstände ausmachten, jene vielleicht, weil sie fürchterlich, und diese, weil sie nützlich waren.

Noch mitten unter den Beschäftigungen, sein Land anzubauen, zu bevölkern und zu verschönern, vergaß Albrecht nicht die kriegrischen Absichten zu neuen Eroberungen. Es zeigte sich im Jahr 1161 eine bequeme Gelegenheit, die Herrschaft Brandenburgs auch über Pommern auszubreiten; da der Herzog Heinrich der Löwe einen Feldzug gegen den wendischen Fürsten von Mecklenburg, Niclot, den Stamvater des itzigen fürstlichen Hauses von Mecklenburg, unternahm. Nach der Absicht des Markgrafen sollten nach der Bezwingung von Mecklenburg die Waffen gegen Pommern gewendet werden, ob er gleich selbst schon von den eroberten Besitzungen im Mecklenburgischen einigen Antheil zu erhalten hofte. Er verstärkte das Heer des Herzogs Heinrichs

richs mit seinen Völkern, nicht, um seinem fürchterlichen und beneideten Vetter neue Länder einnehmen zu helfen, sondern, um bey dem unfehlbaren Glücke des wendischen Krieges seine Vortheile selbst nicht zu versäumen. Ob er gleich selbst im Grunde den Herzog Heinrich haßte, weil er ihn fürchtete, so stand er ihm doch bey, weil er ihn nicht allein Eroberungen machen lassen wollte. So entstanden, aus eben dieser Quelle, die meisten Bündnisse der Hohen der Welt.

Waldemar, der König von Dännemark folgte eben dieser Politik: es kam im folgenden Jahre 1162 ein grosses Bündniß zwischen Dännemark, Brandenburg und dem Herzoge Heinrich zu Stande, welches denen Mecklenburgischen und Pommerischen Wenden einen gleichen Untergang mit ihren vertilgten Brüdern drohte. Ein Fürst allein von diesen drey verbündeten wäre fähig gewesen, diesen Untergang zu bewerkstelligen. Alle drey zusammen waren es nicht fähig. Die wechselseitige Eifersucht verdarb die besten Entwürfe, und Heinrich der Löwe ließ sich nicht geneigt finden, von seinen Eroberungen etwas abzugeben. Das verbundne Heer belagerte den wendischen Fürsten Pribislaus in Malchow. Er entkam, und floh nach Pommern, wo er von den dasigen zwey Fürsten neue Verstärkung erhielt, und mit derselben von neuem in dem Felde erschien. Er wurde bey Demmin aufs Haupt geschlagen, und muste nach dieser entscheidenden Niederlage seine Länder gänzlich meiden. Heinrich der Löwe nahm sie in Besitz, und dachte an keine Theilung mit seinen Bundesgenossen. Eine neue Entrüstung für den Markgrafen Albrecht! Er sah mit Verdruß, daß er umsonst sollte geholfen

holfen haben. Man erzählt, daß Heinrich der Löwe sich eilfertig von dem verbundnen Heere hinwegbegeben habe, nachdem der Sieg erfochten gewesen sey, unter dem Vorwande angelegentlicher Verrichtungen zu Braunschweig, im Grunde aber, um durch keine Vorstellung zur Theilung der neuen gewonnenen Länder genöthigt, oder aufgefodert zu werden. Der Herzog Heinrich hatte eben so viele Bewegungsgründe, die Eroberungen für sich allein zu behalten, als der Markgraf Albrecht, einen Theil davon zu verlangen.

Eben so unzufrieden war der König von Dännemark, welcher auch Ansprüche auf einen Theil der wendischen Eroberungen machte. Indessen konte weder er noch der Markgraf etwas gegen den Herzog Heinrich unternehmen, dessen Macht zu groß war. Die Unzufriedenheit aber trente das Bündniß, und hinderte durch diese Trennung alle Unternehmung auf Pommern, eben zu dem Zeitpuncte, in welchem nur noch dieser letze Stoß fehlte, um die Bezwingung der wendischen Reste vollkommen zu machen.

Das neue Mißvergnügen Albrechts erweckte und entflamte die alte eingewurzelte Leidenschaft, und bewog zu dem festen Vorsatze nunmehro etwas wider den Herzog zu wagen, es koste auch was es wolle. Er legte einen weitläuftigen und wohl ausgedachten Plan an, seinen furchtbaren Vetter zu stürzen.

Albrechts Charakter war von dem Charakter Heinrichs so abstechend, daß eine persönliche Abneigung die Leidenschaften des Eigennutzes und des Ehrgeitzes erhöhte. Albrecht hatte in 58 Jahren noch nicht die Hitze verlohren, welche sein Temperament bestimte. Heinrich, ob

ob er gleich nur 32 Jahr alt war, besaß von Natur ein festes gesetztes Wesen, welches, ohne selbst hitzig zu seyn, jeder Hitze unbeweglich widerstand. Er hatte in weniger Jahren eine fast gleiche Erfahrung mit seinem ältern Vetter, weil er bey sehr vielen wichtigen Auftritten fast beständig in der Schule der seltensten Erfahrungen gelebt hatte. Der Markgraf war ungemein ehrgeitzig: der Herzog war es nicht weniger. Beyde waren kriegrisch, beyde suchten ihre Vortheile mit der genauesten Aufmerksamkeit auf, und vertheidigten sie mit gröster Strenge. Die hohe Gunst des Kaisers, welche der Herzog genoß, verhinderte den Markgrafen, seine Vortheile so zu suchen und zu vertheidigen, wie es sein heftiger Eifer wollte. Die Empfindlichkeit über diesen Zwang, welche Genies immer empört, beunruhigte die ganze Seele des Markgrafen unaufhörlich, und beunruhigte ihn desto mehr, je weniger er vermögend war, seinen Trieben, die er sich als höchst gerecht vorstellte, zu folgen. Nichts ist dem thätigen Geiste unerträglicher, als durch die Umstände von seinen Entwürfen abgehalten zu werden. In Absicht des Muthes und der Tapferkeit waren Heinrich und Albrecht einander so sehr gleich, daß ein Gefecht zwischen beyden das merkwürdigste Schauspiel geworden wäre. Albrecht brante für Begierde darnach: er betrachtete sich als einen, dem durch die Grösse Heinrichs, auf dessen Herzogthum Sachsen er besonders Anspruch machte, Unrecht geschähe. An Kühnheit, etwas zu wagen, fehlte es ihm nicht, es fehlte ihm an Unbesonnenheit, etwas vergebliches zu wagen. Der letztere verbundne Krieg gegen die Wenden, bey welchem er wieder nichts von allen gehoften

hoften Vortheilen empfing, vollführte endlich seinen Verdruß. Er fing an mit Ernst auf Mittel zu sinnen, durch welche er seine Eifersucht wider den Herzog Heinrich in den Waffen öffentlichen Ausbruch nehmen lassen konte.

Indessen hielt der Kaiser Friedrich einen Reichstag zu Würzburg, im Jahr 1165, auf welchem die Reichsfürsten sich durch einen Eidschwur verbindlich machen musten, die Parthey des Pabstes Paschalis III. welchen Friedrich dem Pabste Alexander III. entgegen gesetzt hatte, getreu zu halten. Albrecht war auf diesem Reichstage gegenwärtig, und trat dem eidlichen Bunde wider Alexander III. bey, obgleich endlich doch der Eid der Fürsten der Gewalt der Waffen weichen muste, welche den Eid vernichteten. Itzo aber sammelte der Kaiser alle Kräfte des Reichs zusammen, um seinen Pabst zu unterstützen.

Der hohe Sinn des Herzogs Heinrichs, welchen er von seinem Vater geerbt hatte, und welchen die vortheilhaftesten Umstände begünstigten, erweckte ihm immer mehr Feinde. Heinrich konnte die übrigen Fürsten des Reichs als ohnmächtige betrachten, deren Neid und Feindschaft nichts zu schaden vermochte. Er und der Kaiser, sein Freund, waren fähig dem ganzen deutschen Reiche Trotz zu bieten, wenn sie ihre ganze Macht vereinigten. Diese Betrachtung erzeugte eine gewisse ernste, feyerliche Denkungsart, die dem Herzoge überhaupt eigen war, und in sein äusserliches Betragen überfloß. Das Betragen eines königlichen Fürsten unterschied sich merklich von denjenigen, welches geringere Fürsten beobachten musten. Diese aber fanden diesen ganzen grossen

sen Abstand zwischen sich und dem Herzoge Heinrich mit Unwillen. Die Erbitterung des Ehrgeitzes und der Eifersucht bemächtigte sich der meisten Fürsten, und am meisten des Markgrafen Albrechts.

So leicht es war, die gleichgestimten Gesinnungen vieler Fürsten zu bemerken, so sehr strebte Albrecht, dieselben zu nutzen. Er fochte die Eifersucht an; er wurde die geheime Triebfeder einer Verbindung wider den Herzog Heinrich: er befleißigte sich aller Kunstgriffe, ein Bündniß von vielen Fürsten gegen Heinrich den Löwen zu Stande zu bringen. Noch legte er die Minen dazu an, als der Kaiser Friedrich, im Jahr 1166 nach Italien einen Feldzug unternahm, wo seine Gegenwart nöthig war.

Die Abwesenheit des Kaisers mit seinem Heere in Italien war das Signal zu einem Kriege gegen den Herzog Heinrich. Es kam in eben diesem Jahre (1166) auf einer geheimen Zusammenkunft zu Merseburg ein grosses Bündniß zu Stande. Man gibt insgemein den Erzbischof zu Magdeburg und den Bischof zu Hildesheim für die Urheber dieses Bündnisses an: allein sie waren nur die ersten, welche mit dem Markgrafen Albrecht sich feyerlich verbanden. Der Markgraf war der vornehmste Feind des Herzogs.

Die Anzahl der verbundnen Fürsten mehrte sich sehr bald. Zu der Parthey dieser drey ersten Anhänger des Markgrafen Albrechts, des Erzbischofs Wichmans, und des Bischofs Herrman traten folgende Fürsten: der Erzbischof von Cöln, ob er gleich selbst in Italien war, und von dort her den Krieg unterhielt; der Landgraf Ludwig von Thüringen, die beyden Prinzen des Markgrafen

grafen Albrechts, der Erzbischof von Bremen, der Pfalzgraf Albrecht, der Bischof von Lübeck, viele andre Fürsten und Grafen, viele Ritter, und die Stadt Goslar. Ein fürchterliches Bündniß, dessen vereinter Stoß die Macht des Herzogs Heinrich erschüttern konte.

So bald der Kaiser Deutschland verlassen hatte, nahmen die öffentlichen Feindseligkeiten ihren Anfang, ob es gleich spät im Winter war. Ein Theil des Heers belagerte und eroberte das feste Schloß Haldesleben: ein anderer brach in Bremen ein, und nahm diese Stadt weg. Die Strenge der Witterung hinderte den fernern Fortgang der Waffen.

Der Herzog Heinrich versäumte nichts, sich in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Er berief den verjagten Pribislaus wiederum nach Mecklenburg, und gab ihm dieses Fürstenthum, um einen treuen Freund sich aus einem alten Feinde zu erschaffen. Pribislaus wurde der Stifter des fürstlichen Mecklenburgischen Hauses, welches noch itzo blühet, und das einzige noch übrige Haus ist, das von denen uralten wendischen Fürsten abstammet.

Die Anstalten des Herzogs Heinrich zur Vertheidigung seiner Länder und Macht, trieb seine Feinde zu desto mehrern Eifer. Der Feldzug des folgenden Jahres 1167 wurde von beyden Seiten, an verschiednen Orten mit Hitze geführt. Heinrich ging seinen Feinden entgegen, und verfolgte die furchtsamen bis Magdeburg. Von dar wandte er sich in andre Gegenden, und eroberte wiederum Bremen. Man findet bey den Schriftstellern jener Zeiten keine genaue Nachricht, was eigentlich der Markgraf Albrecht ausgeführt habe. Es ist

ist gewiß, daß er mit seinen beyden Prinzen nicht unthätig gewesen sey: eben so wenig mangelte ihm Muth und Kriegserfahrenheit. Die Nachläßigkeit der Geschichte ist Schuld, daß wir nichts umständlicheres angeben können. Man kan schliessen, daß Albrecht verschiedne Eroberungen müsse gemacht haben, weil der Kaiser, bey dem nachherigen Frieden Befehl gab, alle diejenigen Eroberungen, welche man gewonnen habe, dem Herzoge Heinrich wieder zu geben. Er muste also verschiednes verlohren haben.

Die damalige Art, Krieg zu führen, ist für unsere Zeit ein seltsames Schauspiel. Itzo ziehen Heere in das Feld, welche ganze Nationen vorstellen: damals waren 5000 Mann ein grosses Heer. Man richtete mit ihnen eben das aus, wozu man itzo 50000 braucht. Die Schlachten kosteten nicht so viel Menschenblut, und die persönliche Tapferkeit war grösser als itzt. Man zog in einzelnen Trupps umher, nahm befestigte Städte und Schlösser ein, und beherrschte von da die umliegende Gegend, oder beunruhigte sie, so gut man konte. Man unterwarf sich eben so leicht neue Gebiete, als man sie wieder verlohr. So wurde der Krieg zwischen dem Markgrafen Albrecht und dem Herzoge Heinrich geführt.

Der Kaiser hörte die deutschen Unruhen in Italien mit Verdruß. Er wollte durch Abgesandte Friede stiften; aber es war bey der kriegrischen Verbitterung nicht möglich. Er kam im folgenden Jahre selbst nach Deutschland: er hielt verschiedne Reichstage; auf demjenigen, der zu Würzburg gehalten wurde, entschied er über die entstandnen Streitigkeiten, und richtete einen Vergleich auf.

Er

Er entschied ganz zum Vortheile seines geliebten Freundes, des Herzogs Heinrich. Die Feinde desselben erhielten grosse Verweise. Sie musten dem Herzoge alles eroberte wieder zurückgeben, und dieser wurde in seinen Besitzungen aufs neue bestätiget. Albrecht sahe, daß jeder Versuch gegen seinen mächtigen Vetter vergeblich war. Heinrich schien auf seiner Höhe unbeweglich zu stehn, er, der nach zwölf Jahren alles verlohr. Albrecht sollte es nicht erleben, daß sein Sohn das Herzogthum dieses Heinrichs erhielt, den er mit Furcht und Schrecken betrachtete. Im Jahr 1180 erhielt Graf Bernhard, der den vierten Theil der väterlichen Länder besaß, die Befriedigung der Eifersucht seines mächtigen Vaters, vom Jahre 1168.

Das Mißvergnügen über den nachtheiligen Frieden zu Würzburg, wozu ihm die Vorschriften der Macht zwangen, und das herannahende Alter, welches die kriegrischen Beschwerlichkeiten geschwächt hatten, erzeugte in dem Gemüthe Albrechts einen Trieb nach der Stille der Ruhe. Er fand keinen Geschmack mehr an der Sorge der Regierung, und an dem Prunke des Hofes. Er machte sich das Vergnügen: —— öfters ist es gefährlich ——; sich noch bey seinem Leben unter die Nachwelt auf kurze Zeit zu mischen, und zuzusehn, wie sein Sohn seine hinterlassene Länder regierte.

Von sieben Prinzen, welche der Markgraf Albrecht mit seiner Gemahlin, einer Gräfin, Sophia von Reineck erzeugt hatte, bekam der älteste, Otto das Markgrafthum Brandenburg. Er hatte, nach den Urkunden, seinem Vater schon lange in der Regierung beygestanden.. Schon seit 20 Jahren hatte Albrecht seinem

seinem ältesten Prinzen regieren gelehrt. Zwey von seinen Prinzen traten in den geistlichen Stand. Denen übrigen ertheilte er, bey der Niederlegung seiner Regierung, gewisse Stücke seiner Länder. Wir verschonen den Leser mit Muthmassungen über diese Eintheilung der Besitzungen. Bemerkenswerther ist es, daß Albrecht durch diese Prinzen der Stamvater verschiedner fürstlichen Häuser wurde. Er stiftete das noch fortdauernde Anhaltische Haus, die Linie der Herzoge von Sachsen Wittenberg, oder Obersachsen, welche im Jahr 1422. mit Albrecht dem V. erlosch. Das Haus der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, oder Niedersachsen, welches im vorigen Jahrhunderte ausgieng, ohne die Nachkommen von den drey Prinzeßinnen Albrechts zu erwähnen.

Nachdem er, gesättigt von dem Geräusche der Welt, der Regierung entsagt hatte, begab er sich nach Ballenstädt, seinem Geburtsorte. Hier lebte er ganz der Ruhe und der Einsamkeit, und bewieß, daß seine Leidenschaften nicht Wirkungen einer störrischen Hartnäckigkeit gewesen waren. Man kan nicht leugnen, daß ihn, besonders in seinen jungen Jahren Eifersucht und Ehrgeitz belebte. Jene zeigte er beständig gegen das Gvelphische Haus, dessen Nebenbuhler er im Ruhme, und Ansprüchen auf Länder war. Diesen erweckte in ihm das Bewußtseyn seiner eigenen Grösse, und er bewieß dadurch, daß, wie der gekrönte Weltweise sagt, „Der Ehrgeitz schönen Seelen eigen sey.„ Albrecht wandte ihn auf die Verbesserung seiner Länder an, auf die Beschützung seiner Rechte, auf die Ausübung desjenigen, was er für Pflicht hielt. Seine Klugheit erhielt ihn, unter den verschiednen Abwechselungen seines

Lebens, in einer anständigen und vortheilhaften Fassung. Die Beschreibung seiner Thaten und seines mannigfaltigen Betragens hat uns diese Klugheit schon entwickelt. Eben so haben wir seinen glücklichen Geist in der Regierungskunst zu betrachten Gelegenheit gehabt. Brandenburg empfing durch ihn die Grundlage zu dem erhabenen Gebäude, welches die folgenden Jahrhunderte fortbauten. In einem Zeitalter, wo man Reliquien von Jerusalem herhohlen muste, wann man recht heilig seyn wollte, kan man an keine Foderung einer aufgeklärten, vernünftigen Religion denken. Der Kriegergeist, in welchem Albrecht sich so groß zeigte, daß er zu den tapfersten seiner Zeit gehörte, vergönnte der stillern Betrachtung über die Wahrheiten keine Zeit. Es war Sünde, an solche Betrachtungen sich zu wagen.

Albrecht genoß die Ruhe zu Ballenstädt nur kurze Zeit. Er starb im Jahre 1170, in dem vier und sechzigsten Jahre seines Alters. Er hatte in einem stets **thätigen** Leben, wodurch die edlern der Menschen, in jeder Gattung der Stände sich auszuzeichnen pflegen, an allen grossen Schicksalen des deutschen Reichs Antheil genommen. Seine beständige Eifersucht gegen das Gvelphische Haus gehört zu den Zügen der Schwachheiten in seinem Charakter. Sie war zugleich bey ihm eine von denenjenigen **Leidenschaften**, durch welche die Menschen auf unsrer Welt groß zu werden pflegen.

* * *

Ob ich gleich weiß, daß einige von meinen Lesern eine umständlichere Beschreibung der Quellen und Hülfsmittel bey meinen Biographien wünschen, so halte ich sie doch, besonders bey dem Leben Albrechts für ganz unnöthig

unnöthig und überflüßig, nachdem sowohl der Herr Professor **Pauli**, als der verstorbne Herr Oberconsistorialrath **Süßmilch**, in den Vorreden zu den Geschichten von Brandenburg, die Schicksale der brandenburgischen Historie und derselben Schriftsteller ausführlich beurtheilt haben. Wenn ich gestehe, daß ich den Urtheilen dieser Gelehrten beytreten muß, weil sie wahr und richtig sind, so wird man um so viel mehr den Grund einsehen, warum ich mich hier kurz zu fassen für gut halte. Allerdings könte man noch verschiednes specieller angeben, und vieles weitläuftiger erläutern, aber würde eine weitläuftige, genaue, kritische Historie, der Historie der Lebensbeschreibung eines einzigen Fürsten beygefügt, nicht vielleicht so aussehen, wie ein Arsenal an ein kleines Gartenhaus hinten an gebaut?

Ein Zeitgenosse des Markgrafen Albrechts war der Geschichtschreiber **Helmold**. Seine chronica Slavorum aber ist bey weiten nicht so brauchbar für den brandenburgischen Historiker, als es anfänglich scheint. Helmold bekümmert sich am meisten um die Geschichte der lübeckischen Kirche, und der da zunächst liegenden Wenden, der Wagern, Polaken und Obotriten. Er gedenkt der Wilzen und der andern Wenden in Brandenburg, nur hier und da, wie im Vorbeygehn, und obenhin. Gleichwohl enthält seine Chronik verschiedne einzeln zerstreute Nachrichten, um deren willen mich die Mühe nicht gereut, ihn zu Rathe gezogen zu haben.

Eben so wenig darf man das chronicon Alberti Stadensis vernachläßigen, ob es gleich ebenfalls vom Markgrafen Albrecht, nur immer bey fremden Gelegenheiten Erwähnung thut, und nur die Hauptvorfälle

fälle bezeichnet werden. Der Verfasser hat so viel mit geistlichen Angelegenheiten, auch mit Prophezeyungen, Wundern und Mährchen zu thun, daß er dem bürgerlichen und Staatsangelegenheiten nur wenig Aufmerksamkeit gönnen kan. Man kan diesen Schriftsteller bloß in der Auswahl der simpeln Factorum gebrauchen.

Die **Lüneburgische Chronick** (ap. Eccard. in Scriptt. med. aeu To. I.) hat die erste Gelegenheit zu der nachher ganz gemeinen Meynung gegeben, daß der Markgraf Albrecht die brandenburgischen Länder von dem letzten Könige der Wenden, Pribislaus, durch ein Testament geerbt habe. Sie ist, unter den Enkeln Albrechts, hundert Jahr nach ihm verfertiget, und enthält den Irthum mit der Erbschaft aus einem Mißverstande und Vermischung der Namen. Ich habe in der Erzählung von dem Leben des Markgrafen diesen Irthum, an dem gehörigen Orte, kurz widerlegt. Umständlicher widerlegt ihn Herr Buchholz. Eben diese Chronik erzählt auch eine Ueberraschung von Brandenburg, durch den wendischen Fürsten Jasso, wovon sichere Schriftsteller nichts wissen. Ein Irthum folgte aus dem andern; dennoch machen diese Fehler die Schrift selbst nicht unbrauchbar.

Die Jahrbücher des **Angelus**, (Annales Marchiae Brandenburgicae 1598) muß ich ungemein schätzbar nennen, ob ich gleich wohl nicht behaupten kan, daß sie fehlerfrey, oder im ganzen lobwürdig wären. Der gute Geschmack in der Geschichte, und Critik selbst, finden nicht Befriedigung.

Dieses gilt ebenfalls von **Brotuffs** Genealogia **und Chronika der Fürsten zu Anhalt, Grafen zu Ballenstädt und Ascanie** rc. 1556. Vom Markgraf Albrecht findet man in diesem Buche das wichtigste kurz und trocken angegeben.

Da die merkwürdigsten Schicksale des Markgrafen Albrechts in die Geschichte des Gvelphischen Hauses einschlagen, so geben die Origines Guelphicae, besonders der **dritte** Tomus mannigfaltige und brauchbare Erläuterungen. Der fünfte Paragraph in der Vorrede des Herrn **Scheids** betrift den Markgrafen Albrecht ganz allein, und liefert eine gelehrte Untersuchung über die Mark Brandenburg und Albrechts Erzkämmereramt. Von derselbigen Materie haben verschiedne gelehrte Männer besondre Abhandlungen verfertiget, welche ich hier nicht anführen mag, da sie den Biographen des Markgrafen, oder Churfürsten wenig angehen. So viel als nöthig zu seyn schien, habe ich in dem Leben des Fürsten angemerkt, und ich beziehe mich hier nochmals auf des Freyherrn und Reichshofraths von **Senkenberg Gedanken von dem jederzeit lebhaften Gebrauche des uralten deutschen Bürgerlichen und Staatsrechts, in denen nachherigen Reichsgesetzen und Gewohnheiten.** Frankfurt am Mayn 1759. In dem LXXVI. §. des dritten Kapitels hebt der Verfasser den Streit zwischen Gundling und Scheid, wegen der Erblichkeit der Erzämter des Reiches durch eine höchst wahrscheinliche Bemerkung. Wie hätte Brandenburg, als Markgraf, Oesterreich, als Herzogen, in dem Sitz und Wahlrecht vordringen können, wenn dessen Recht nicht älter gewesen wäre? Mann kan darüber nachlesen des gelehrten Herrn Professor **Pauli Erweiß, daß Albrecht der Bär an Brandenburg ein würkliches Herzogthum,**

thum, zugleich aber alle Vorzüge und Rechte ererbet, die einem lehnbaren deutschen Reichsstande nur immer zustehen können. Halle, 1749. ingleichen des verstorbnen Herrn Professor Joachim commentat. Juris publ. de Ducatu Brand. Er bringt aber, eben so wohl wie Gundling in seiner dissertat. de origine Marchionatus Brandenburgensis vorgefaßten Meynungen zu reichliche Opfer, und behauptet verschiednes, ohne es doch hinreichend zu beweisen.

Zu dem biographischen Hülfsmitteln gehöret eigentlicher, und der Absicht nach, Sagittarii Historia March. Soltwed. und welches Buch ich vorher hätte nennen sollen. Garcaei Successſ. et Res gestae March. Brandenb. Ich konte noch leicht mehr Schriften anführen; aber es sind nur noch drey Bücher, welche ich, ohne undankbar zu seyn, nicht übergehen darf.

Der erste Theil der **Reichshistorie** des Herrn geheimen Justitzraths **Häberlin** setzt verschiedne merkwürdige Begebenheiten des Markgrafen Albrechts in ein sicheres und helles Licht. Gern sagte ich hier mehr zum Lobe dieses Werkes, wenn nicht ein weitläuftiges Lob, weil es unnöthig ist, den Verdacht einer Schmeicheley erwecken konte.

Sehr vielen Dank bin ich der **Geschichte der Churmark von Brandenburg** vom Herrn **Buchholz** schuldig. Zwar traute ich diesem Gelehrten nicht so sehr in allem, daß ich demselben beständig folgen konte, und ging in einigem von ihm ab, weil mir die Wahrheit anders zu seyn dünkte; ausserdem vermißte ich, so wie schon ehedem, bey dem Leben des Churfürsten Ludwigs im ersten Theile dieser Biographie die Strenge in der chrono-

chronologischen Ordnung, welche ich für die Seele der Pragmatik in der Geschichte halte. Allein dem ohnerachtet verehrt der Kenner in der Arbeit des Herrn Buchholz eine sorgfältige Critik, eine weitläuftige Belesenheit, viel Beobachtungsgeist, und eine ausnehmend schätzbare Gründlichkeit.

Der erste Theil von des Herrn Professor **Pauli allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte**, fodert von mir gleichfalls wahren Dank. Die Mühe und Verdienste dieses Geschichtschreibers bedürfen nicht meiner Erhebung, und ich habe im ersten Theile dieser Biographie schon mein Urtheil gesagt. In dem Leben des Markgrafen Albrechts bin ich in einigen Hauptpunkten von demselben abgegangen: er wird es nicht ungern sehen: denn er ist gewiß überzeugt, daß die Natur der Wissenschaften die Verschiedenheit der Meynungen, in Untersuchungen, zu ihrem Eigenthume hat.



Schilderung
der Kaiserin Richenza,
der Stammutter des braunschweigischen erhabnen Hauses.

Die Nachläßigkeit der Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters macht eine Lebensbeschreibung im weitläuftigerm Sinne, von der Kaiserin Richenza unmöglich. Soll sie deswegen gar keine biographische Erzählung erhalten, eine Frau, die nicht allein die Zierde ihres Geschlechts, sondern ihres Jahrhunderts war? Soll man von einer Person völlig schweigen, weil man von ihr nichts genug weiß? Richenza verdient eine Lobschrift; aber hier sollen nur ein paar Seiten ein spätes Andenken an sie erneuern.

Sie stamte aus dem gräflichen Nordheimischen Hause ab. Ihr Vater, Heinrich, mit dem Zunamen, der fette, Graf von Nordheim, und Markgraf von Friesland, gehörte zu den reichsten Fürsten des damaligen Sachsens. Richenza war das einzige Kind: die einzige Erbin der väterlichen Güter. Sehr zeitig, schon im Jahr 1101 verlohr sie ihren Vater, welcher von den empörten Friesen erschlagen wurde.

Ich überlasse dem gründlichen Chronologisten das Jahr ausfündig zu machen, in welchem Richenza vermählt wurde. Für mich ist nicht das Jahr wichtig, in welchem die Prinzeßin sich vermählte, sondern der Gemahl. Dieses war der Graf von Süpplingenburg, Lothar, welcher aber, wenn mich die wahrscheinlichste Vermuthung nicht trügt, schon damals, als er sich mit der Richenza vermählte, von dem Kaiser, Heinrich dem V. das Herzogthum Sachsen erhalten hatte. Wenn ihn aber auch damals noch nicht das Herzogthum einen Vorrang vor den übrigen Fürsten und Grafen in Sachsen gegeben hätte, so gaben ihm denselben doch grosse Talente, Muth und Tapferkeit. Er hatte schon in dem vierzehnten Jahre seines Alters, in einer Schlacht, einen Erzbischof mit eigner Hand gefangen genommen. Er hatte nachher beständige Proben der Tapferkeit abgelegt, und in den unruhigen Zeiten der Regierung Heinrichs des IV, in denen kriegrischen Unternehmungen wider diesen Kaiser sich hervorgethan. Er fand sein Glück auf der Laufbahn des Krieges, auf welcher er es suchte. Das Herzogthum Sachsen war ein Geschenk Heinrichs des V. weil er dessen Parthey wider seinem Vater, dem Kaiser Heinrich dem IV. beständig genommen hatte. Seine kriegrischen Eigenschaften, seine Tapferkeit und seine Siege, welche er besonders gegen die Wenden erfochten hatte, machten ihn berühmt: und eben diese Eigenschaften brachten ihn bey der Prinzeßin Richenza in Bekandtschaft.

Lothar war ein Freund und kriegrischer Mitgenosse des unruhigen Markgrafen von Thüringen, Ecberts des zweyten gewesen, welcher durch sein wildes Temperament, und dem damit verbundnen Ehrgeitze so weit getrieben wurde, daß er so gar nach der Kaiserkrone strebte; aber in einer Mühle zu Eisenbüttel erschlagen wurde. Dieser wilde Ecbert war der Onkel der Richen-

Richenza; und da er ohne Erben starb, bekam seine einzige Schwester, die Mutter der Richenza, die ansehnlichen Besitzungen desselben in Sachsen, welche das heutige braunschweigische Land ausmachten. Durch diese Erbschaft wurde Richenza eine noch reichere Prinzeßin. Allein die Freundschaft, welche Lothar ihrem Onkel erzeugt hatte, brachte denselben auch in Bekandtschaft mit ihr. Der berühmte, der tapfre junge Freund ihres Onkels wurde selbst ihr Gemahl; und dieser Gemahl verdiente das Glück, welches er durch die Prinzeßin Richenza erhielt, vollkommen.

Es war nicht genug, daß Richenza Reichthümer besaß: sie hatte zugleich Eigenschaften, welche sie über ihr Geschlecht erhoben. Sie besaß einen so durchdringenden Verstand, und so viel männliche Klugheit, daß sie zur Regierung eines weiten Staates gebohren zu seyn schien. Ihr Gemahl, der Herzog Lothar erkante ihre Verdienste sehr bald, weil er nicht bloß ein kriegrischer, sondern auch ein staatskluger Fürst war. Richenza machte sich das Herz dieses Gemahls ganz eigen, und weil sie so viel männliche Züge in ihrem Charakter hatte, war es für sie zu wenig, Gemahlin zu seyn; sie wollte auch erster Minister werden; — vielleicht noch mehr — denn kluge Damen sind nicht leicht von der Herrschsucht befreyt. Gleichwohl gibt es Ausnahmen; und man muß die Gemahlin Lothars darunter zählen. Weil Lothar selbst klug, und Richenza dennoch von ihm geliebt war: so rechtfertigt dieses den Charakter der Prinzeßin genug, in Absicht des Antheils, den sie an der Regierung nahm.

Dieser

Dieser Antheil an der Regierung wurde in kurzem so groß, daß sie die Urheberin aller wichtigen Thaten wurde. Ihre Einsicht war ihrer Entschlossenheit gleich. Die Geschichtschreiber dieser Zeiten sind zu sorglos, und wissen zu wenig, was wahre Geschichte sey, um den Einfluß der Richenza bey einzelnen Handlungen zu bemerken: dennoch vergessen sie nicht überhaupt zu bemerken, daß sie alles bey ihrem Gemahl vermocht, daß sie durch ihn, mehr als er durch sie, alles regiert habe.

Die weise Maaßregel des Herzogs Lothar zur Wohlfahrt seiner Länder, und Vermehrung seiner Macht, war die Unterdrückung der benachbarten Wenden dadurch zu bewirken, daß er unter ihren Fürsten selbst Uneinigkeit stiftete, und indem er den einen bekriegte, den andern sich zum Bundsgenossen oder Freunde machte. Das letzte Schicksal der wendischen Nation war gekommen; sie sollten nun untergehen, und muste, aus einer Art von Verhängnis, in dieser fatalen Periode blind seyn, um selbst alles mögliche zu ihrem Untergange beyzutragen. Ausser diesen Kriegen mit den Wenden führte Lothar mit dem Kaiser Heinrich dem V. am Ende seiner Regierung einen verdrüßlichen Krieg. Lothar hatte Heinrich dem V. beygestanden, als er noch nicht Herzog war. Da er es war, so beschützte er die Rechte des Herzogs gegen die Eingriffe des Kaisers, und fochte gegen den Gönner, der nun Despot seyn wollte. Ein sehr gewöhnliches Schicksal in der Welt, zwischen Gönnern und Clienten. Jene wollen die letztern unterjochen, und diese fühlen sich, eben durch jener Wohlthaten nun stark genug, zu widerkämpfen. Heinrich hatte wider die

Frey-

Freyheit Deutschlands gefährliche Anschläge, welchen besonders die sächsischen Fürsten widerstritten.

Diese kriegrischen Unruhen gaben der Richenza die fortdauernden Gelegenheiten, ihre erhabnen Gaben, bey der Abwesenheit des Gemahls, in der Regierungskunst sehen zu lassen. Indeß Lothar im Felde Krieg führte, verschafte ihm Richenza die Mittel dazu, und indeß er Feinde schlug, beschützte sie seine Freunde. Das Leben Lothars war, während der Regierung Heinrichs des V. ein fast beständiger, fortgesetzter Krieg. Er erhielt sich aber immer gegen den Kaiser, welcher ihm und ganz Deutschland Fesseln anzulegen drohte, bis ein früher Tod, im Jahr 1125, den Kaiser, mit seinen Drohungen hinweg nahm.

Nun erschien die schönste Periode der Fürstin, welche wir hier schildern. Ihr Gemahl, der Herzog Lothar, wurde selbst, noch in demselbigen Jahre, zum Kaiser erwählt. Er verdiente diese **erste Würde der Welt** vollkommen: derjenige, welcher im vierzehnten Jahre einen Erzbischof mit eigner Hand gefangen genommen hatte, konte im drey und funfzigsten allerdings über die geistlichen Fürsten herrschen. Die grossen Talente der Richenza hatten ihr längst das erste Verdienst unter allen Frauen verschaft; itzt gab ihr das Glück nichts, als den ersten Rang.

Sie ließ sich, gleich nach der Wahl und Krönung ihres Gemahls, ebenfalls zu Cöln, selbst mit Feyerlichkeit krönen. Hierauf wurde sie nochmals, vom Pabst Innocentius, zu Lüttich, und dann zu Rom, von eben demselben gekrönt. Wir würden dieses, als unbedeutende Umstände übergehen, wenn sie nicht ein gewisses Vergnügen der Richenza an dem ceremoniellen Gepränge verriethen. Es war nicht so ganz gewöhnlich, daß die Kaiserinnen allemals besonders gekrönt wurden; aber es war doch nicht zu der Richenza Zeiten ohne Beyspiel. Etwas **Eitelkeit** muß man der Richenza zu gut halten, weil sie, ohnerachtet ihrer männlichen Eigenschaften, doch **Frau** blieb, und man will bemerkt haben, daß Eitelkeit den meisten Frauenzimmern eigen sey. Ausserdem war der Geschmack des Zeitalters zu vielen steifen, und manchen lächerlichen Ceremonien gewöhnt, welche ohne Nachtheil nicht konten vermieden werden, und von dem Gesetze der Mode berechtiget wurden.

Richenza begleitete ihren Gemahl, den Kaiser, auf seinen vornehmsten Reisen. Sie war auf dem Reichstage zu Lüttich gegenwärtig. Sie folgte bis nach Italien. Weil sie sich den Reichsgeschäften und der Regierung so sehr, und mit so viel Verdienste, unterzog, so nante sie der Kaiser in öffentlichen Urkunden, die **Gehülfin des Reichs und der Regierung.** Der Eifer, mit welchem sie der allerwichtigsten Geschäfte, die so wohl das Feld, als die Reichstage betrafen, aller Maaßregeln, aller Sorgen der Regierung mit männlicher Weisheit sich annahm, verdiente ihr diesen seltnen und hohen Titel. Die Liebe ihres Gemahls, welche sie sich bey dieser Theilnehmung der öffentlichen Geschäfte ununterbrochen zu erhalten wuste, ist der klärste Beweiß, mit welcher Klugheit sie sich betragen, und mit welcher Geschicklichkeit sie das Zepter des Gemahls zu führen wuste. Sie vereinigte die Politik des Staatsmannes, die Kunst des Ministers, und die Treue einer Gemahlin.

In

In einer Lebensbeschreibung des Kaisers Lothar würde Richenza die Hauptrolle spielen, und man würde alsdenn ihren Einfluß bey allen Gelegenheiten zeigen können. Hier ist es uns nicht erlaubt, die Thaten und Unternehmungen Lothars ausführlich zu beschreiben, und dabey alsdenn seiner Gemahlin beständig zu gedenken. Wir zeichnen nur die bekanten Züge ihrer Vortreflichkeit ab.

Man müßte, nach dem, was schon erzählt worden ist, sehr ungerecht seyn wollen, wenn man nicht der Richenza den grösten Antheil an der Wahl eines Schwiegersohns zuschreiben wollte. Lothar wurde bald, nach dem Antritte seiner Regierung in einen innerlichen Krieg mit den beyden Herzogen von Schwaben und Franken, Friedrich und Conrad verwickelt. Dieser Krieg dauerte zehn Jahr. Lothar sahe, ehe er ihn anfing, so wohl als Richenza, vorher, daß man einen mächtigen Bundesgenossen haben müsse, wenn man glücklich seyn wollte. Lothar und Richenza erwählten daher den Herzog von Bayern, Heinrich den großmüthigen, dessen Leben wir in dem ersten Theile dieser Biographie beschrieben haben. Der Charakter Heinrichs hatte viele Züge mit denjenigen der Kaiserin gemein. Daher gewann ihn dieselbe bald so lieb, daß er durch sie, gleichsam zur Mitregierung gelangte. Auf ihren Antrieb, oder doch wenigstens Beyfall, erhielt der Herzog Heinrich, noch bey dem Leben des Kaisers Lothar das Herzogthum Sachsen, in welchem das heutige **braunschweigische Land** ein Erbtheil der Richenza selbst, von ihrem Onkel Ecbert war. So wurde, im zwölften Jahrhunderte die weise Prinzeßin, deren Leben wir

wir hier schildern, die Stammutter des **erhabnen braunschweigischen Hauses.**

Wie groß ihr Ansehn auch ausserhalb den Gränzen der Regierung war, kan man daher schliessen, daß sie allen ihren Anverwandten und Freunden die höchsten Würden und das schönste Glück zu wege brachte. Sie erschuf das Glück und die Macht ihres Schwiegersohns, und erhob ihn auf diejenige fürchterliche Höhe, welche den Neid und die Eifersucht aller Fürsten Deutschlandes erweckte. Ihr Vetter, der Graf von Wettin, Conrad, erhielt die Markgrafschaft Meissen. Ein andrer naher Anverwandter von ihr, ein thüringischer Graf, Ludwig, bekam die Landgrafschaft Thüringen. Das vorzügliche dabey war, daß sie, wie sonst so oft gewöhnlich ist, ihre Gunst nicht mit Schwachheit und Unvorsichtigkeit ertheilte. Sie verstand die grosse Kunst, die Menschen zu kennen. Ihre Scharfsicht entdeckte in Italien, unter der Menge von so vielen Prälaten, den Abt Wibald, als einen grossen Geist sehr zeitig. Durch ihre Gunst erlangte er eine besondre Achtung bey Hofe. Er ward der Befehlshaber der Flotte, und hierauf, da er die hohe Meynung, welche die Kaiserin von ihm hatte, durch grosse Thaten rechtfertigte, bekam er die Abtey zu Montecaßino. Wibald that sich in der Folge so sehr hervor, daß man die Scharfsicht der Richenza, diesen Mann entdeckt zu haben, bewunderte. Er wurde zu den wichtigen Verrichtungen gebraucht, und stand auch unter Conrad dem III. gleichsam in der Mitte, zwischen dem Kaiser und Pabst, beyder Unterhändler, bey beyden beliebt, und allenthalben gleich groß und merkwürdig. Bloß die Gunst, durch welche Richenza das Genie des

des Wibalds hervorzog, und es wirksam machte, wäre schon hinreichend, ihr einen grossen Lobspruch zu erwerben. Wenn Fürsten Genies, die sonst unthätig blieben, oder in der Dunkelheit der Bedürfniß verschmachten müssen, bemerken und hervorziehn, so errichteten sie ihrem Ruhme Denkmähler, die länger dauern, als Marmor und Inschriften. So ertheilte Richenza ihre Gunstbezeugungen. Es ist nicht unnöthig, nachdem wir einen Wibald genent haben, noch mehr Günstlinge, zur Ehre ihrer Wahl zu nennen, und dadurch Beweise von ihrer Kentniß der Menschen zu geben.

Lothar kante ebenfalls den Geist seiner schaffichtigen und thätigen Gemahlin so gut, daß er ihrem Urtheil, entweder alles mit unterwarf, oder dasselbe doch zu Rathe zog. Richenza war der vorsitzende Rath seines Ministeriums. Sie wählte sich immer selbst sehr verständige Personen zu Beysitzern. Nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien war sie der oberste Richter. In Italien hielt sie so gar, indeß die Waffen ihren Gemahl in der Lombardey beschäftigten, einen öffentlichen Gerichtstag zu Reggio, und brachte die Angelegenheiten verschiedner Städte und Hohen, in Richtigkeit. Hier erschien sie, als Kaiser selbst; und die eifersüchtigen Italiäner musten sich wundern, daß Deutschland eine solche Frau erzeugt hatte, so wie sich itzt unser Jahrhundert über das zwölfte wundert, daß es eine solche grosse Frau, mitten in der Barbarey zeigte.

Sie bemühte sich selbst, die Barbarey, so gut sie konte, zu verringern. Die Gelehrten, so schlecht sie damals waren, und die Genies hatten bey ihr sehr grosse Achtung und Vorzug. Weil aber in diesem Zeitpunkte der

der wenige Rest der Gelehrsamkeit, den man nicht einmal so nennen kan, innerhalb dem Bezirke der Geistlichkeit lag; so stieg eben dadurch das Ansehn der Geistlichen. Richenza gönte ihnen reiche und herablassende Gnade. Man mißbrauchte sie aber nur, indem man der sonst so weisen Prinzeßin allerhand abergläubische Begriffe beybrachte. Es ist freylich noch sehr ungewiß, ob die weise Kaiserin alles glaubte, was man ihr vorsagte: allein widersprechen konte sie doch nicht, und da sie gewahr wurde, daß diese Leute doch mehr verstunden, als andre, so traute sie ihren Lehren auch mit wenigerm Zweifelmuth. Die Andacht der Kaiserin wurde dadurch mit vielen Schlacken des Aberglaubens vermischt; und die Religion dem Zeitalter gemäß. Damals war die Religion mit allem denjenigen äusserlichen Pompe verbunden, welcher zugleich die Sinnlichkeit rührt, und Ehrfurcht erregt. Frauenzimmer lieben die Sinnlichkeit, und das Gepränge gemeiniglich mehr, als Männer. Man kan die Kaiserin nicht sehr tadeln, daß sie dieser ceremoniellen, blendenden, glänzenden Religion ganz ergeben war, die sogar für die Eitelkeit viel rührendes hatte.

Ihre Andacht und Frömmigkeit vergab dennoch deren Staatsinteresse nichts. Es war auch nicht möglich, durch blosse Schmeicheley ihre Gunst zu erschleichen. Diejenigen, welche sich zu ihr wendeten, fanden ihr Glück durch keine Verblendungen, so groß sie auch waren. Der Pabst Anacletus wendete sich in einem demüthigen Briefe an sie, um durch ihre Vermittlung wider seinen Gegenpabst, den Innocentius, Unterstützung zu erhalten: allein vergebens. Dieß ist das einzige

zige Beyspiel in der ganzen Geschichte, daß ein **Pabst**, eine **deutsche Frau** um die Erlaubniß bittet, Pabst seyn zu dürfen, und durch sie seine Hoheit bestätiget sehen will. Eine so ausserordentliche Frau, wie die Kaiserin Richenza war, genoß diese ausserordentliche Ehre.

Eine andre Befriedigung des Ehrgeitzes, von dem man sie so wenig frey sprechen kan, daß sie ihn vielmehr im hohen Grade besaß, musten ihr die zwey mächtigsten Gegner ihres Gemahls, welche zehn Jahr mit ihm Krieg geführt hatten, verschaffen. Die Herzoge von Schwaben und Franken, Friedrich und Conrad, konten durch keine andre, als ihre Vermittlung, die Gunst und Aussöhnung mit dem Kaiser erhalten. Sie musten sich beyde bey ihr einfinden; sie musten ihre Gunst erflehen; sie musten sich ihr zu Füssen werfen; und so erlangten sie erst mit dem Frieden die vollkommene Versöhnung mit dem Kaiser. —— Der Pabst muste der Richenza eine Supplik überschicken, und Herzoge zu ihren Füssen liegen. — Von einer solchen Prinzeßin stammen die **braunschweigischen Fürsten** ab.

In dem Briefe des Pabstes Anacletus an diese Prinzeßin, welcher noch vorhanden ist, wird der ausgebreitete Ruhm erhoben, welcher sie schmückte; eine Prinzeßin, von deren Weisheit und Einsichten die ganze Regierung des Reichs abhange. — Diese Schmeicheley eines bittenden hat die seltne Eigenschaft, daß sie buchstäblich wahr ist. — Man kan sagen, daß es damals zwey Kaiser in Deutschland gab, die gemeinschaftlich regierten, Lothar und Richenza.

Der Tod Lothars setzte die Prinzeßin, im Jahr 1138 auf einen neuen Schauplatz. Alles ward verändert.

Mit dem Tode ihres Gemahls hörte alle diejenige Thätigkeit auf, durch welche sie sich, als Mitkaiser berühmt und so wirksam gemacht hatte, daß man ihr alles das gute, welches Lothars Regierung bezeichnet, zugleich zuschreiben muß. Genies aber wissen in jeder Sphäre thätig und merkwürdig zu werden. So suchte Richenza nunmehr sich zu zeigen.

Der Hauptfeind ihres Gemahls und ihres Schwiegersohns, der Herzog Conrad, wurde Kaiser. Man kan leicht erachten, daß derselbe sich an den Nachkommen Lothars zu rächen suchte. Er ging damit um, Heinrich dem großmüthigen das Herzogthum Sachsen zu entreissen. Hier bekam Richenza Gelegenheit, sich noch merkwürdiger zu machen, als sie jemals gewesen war. Sie hatte sich die Liebe der sächsischen Fürsten und Lehnsherren ganz eigen gemacht; eine seltne Ereignung, wenn man die Herrschaft erwägt, die sie, während dem Leben ihres Gemahls ausgeübt hatte. Sie unterstützte durch die Macht dieser Liebe ihren Schwiegersohn, und erhielt ihm die Treue und Vertheidigung des Herzogthums Sachsen.

Es fand sich ein neuer und gefährlicher Feind, welcher Sachsen bedrohte, und auf dieses Herzogthum, wegen der Verwandschaft mit dem letzten Herzoge Magnus, dessen Enkel er war, Ansprüche machte. Dieses war der Markgraf Albrecht, der Bär. Ihm wurde auch von dem Kaiser das Herzogthum Sachsen zuerkant; allein, so kriegrisch Albrecht war, so wenig konte er die Maaßregeln und die dadurch gemachten Anstalten der Richenza besiegen. Er wurde von den treuen Sachsen allenthalben vertrieben. Albrecht von Stade erzählt,

erzählt, daß Heinrich „durch die Hülfe, welche er von seiner Schwiegermutter, der verwittweten Kaiserin Richenza erhielt, im Felde glücklich geworden sey, das Schloß Lüneburg mit dem Grafen Rudolph belagert und erobert, und den Markgrafen Albrecht aus Sachsen verjagt habe.„ Unter diesem Getümmel des Kriegs starb der Herzog Heinrich selbst, vermuthlich durch Gift, 1139, und hinterließ einen unmündigen Prinz von neun Jahren. Dieser unbeschützte Prinz, und alle seine Länder wären dem Willen seiner Feinde Preiß gegeben gewesen, wenn keine Richenza gewesen wäre.

Hier nun zeigte sich Richenza aufs neue, in einer bewundernswürdigen Grösse, und in einer genievollen Thätigkeit, die alle Erwartung, ob diese gleich nicht gering war, übertraf. Der Markgraf Albrecht hatte kaum die Nachricht von dem Tode des Herzogs Heinrich vernommen, als er seine Wünsche zu erfüllen, und Sachsen zu erobern suchte. Richenza merkte kaum diesen Angriff, als sie ihr ganzes Genie in Bewegung setzte, den unbeschützten jungen Enkel, Heinrich zu vertheidigen. Sie macht sich der Liebe der Sachsen noch eigner, sie erwirbt sich eine allgemeine, unverbrüchliche Treue. Die Umstände wollen es, und die Klugheit befiehlt es: also erscheint sie auf dem Reichstage zu Bamberg vor dem neuen Kaiser Conrad, ihrem Gegner. Sie huldigt ihm: sie bittet um Schutz für ihren jungen unmündigen Enkel: sie erklärt sich als Vormünderin und Beschützerin desselben. Conrad ertheilt hierauf dennoch dem Markgrafen Albrecht das Herzogthum Sachsen. Richenza befeuert ihre Vasallen zur Gegenwehr. Sie hält in der Hauptstadt von Niedersachsen, in Bremen, einen

einen allgemeinen Landtag. Hier verbindet sie sich die Neigungen aller Stände: Albrecht erscheint mit einigen kühnen Kriegern, um diesen Landtag zu vernichten, und die Sachsen zur Ergebung an sich, nach dem Befehle des Kaisers zu zwingen. Richenza versteht die Kunst, die Anmassung dieser Gewaltthätigkeit denen Ständen recht lebhaft vorzustellen. Sie weiß sich allgemeine feste Freundschaft zu erwerben, und dadurch einen Aufstand zu erregen. Es entsteht ein schrecklicher Aufruhr: Albrecht und seine Begleiter werden umringt; Albrecht selbst geräth in Lebensgefahr, und entwischt durch Verkleidung. Seine Begleiter müssen in der geschwindesten Eile, Bremen, so wie er, verlassen. Ganz Sachsen zieht zu Felde; es treten mächtige Grafen in das Bündniß, und noch in diesem ersten Feldzuge verliert Albrecht alles, und so gar seine eigne Länder. Er muß entfliehn, und zu dem Kaiser Conrad sich begeben. Da dieser in Bayern genug zu thun hat, so kan er nichts weiter, als den Markgrafen Albrecht die Rolle eines Vertriebnen spielen lassen, und Sachsen seinem Geschick überlassen. Das alles that Richenza.

Ohne dem Genie, der Werkthätigkeit, und den hohen Verdiensten der erhabnen Richenza, würde Heinrich der Löwe nicht Sachsen behalten haben, seine Nachkommen dieses Land nicht besitzen; und das hohe Gvelphische Haus nicht die Herrschaft von dem braunschweigischen Staate im achtzehnten Jahrhunderte haben. Richenza verdient den höchsten Dank von ihrem Biographen, der das Glück genießt, diesem erhabnem gvelphischen Hause; dem glorreichen Beherrscher von dem

braunschweigischen Herzogthume, **Carl dem liebenswürdigen und grossen**, zu dienen.

So lange die vortrefliche Richenza lebte, war es unmöglich, dem jungen Herzoge, Heinrich dem Löwen, das geringste zu entreissen. Sie war eine Vormünderin, wie der tapferste Held, der größte Mann der Welt kaum fähig war, zu seyn. So lange sie lebte, blieb der tapfre Albrecht der Bär von seinem eignen Lande vertrieben, und im Exil. Er hieß Herzog von Sachsen; und dieser leere Titel kostete ihm sein eignes ganzes Land, welches er nicht vermögend, wieder zu erobern, so lange Richenza lebte. Sie beherrschte Sachsen; sie regierte mit Gnade, und beschützte ihren Enkel mit Sieg und Macht. Nichts konte ihr den Besitz von Sachsen rauben; ja es wagten sich so gar bey ihrem Leben, keine Feinde mehr an dieses Land. Sie regierte in Ruhe, zum Verdruß und Neide ihrer Feinde, und selbst des Kaisers. Sie starb im Jahr 1141.

Ihr Tod veränderte das Schicksal dreyer Fürsten, und die ganze Gestalt von Deutschland. —

Welch eine Frau! — —



Leben

Leben
des Herzogs von Braunschweig,
Lothar,
Herrenmeister des deutschen Ordens in Preussen.

Es ist ohne eine absichtliche Bestimmung des Verfassers geschehen, daß derselbe in seiner Biographie verschiedner braunschweigischer Fürsten Gemälde aufgestellt hat. Er suchte vorzügliche Helden und merkwürdige Prinzen in der Geschichte seines Vaterlandes zu wählen. Es traf sich, daß Böhmen und Braunschweig eben die vorzüglichsten zeigten, solche Prinzen zeigten, die die Ehre der ganzen deutschen Nation für ihre Zeit und die Nachwelt waren. Man muste also den Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daher entstanden die bisherigen Leben der braunschweigischen Unsterblichen. Man hat in den ersten Theilen dieser Biographie der Deutschen zwey Gvelphische Helden in **Deutschland** geschildert; der dritte Theil entwarf das Leben eines gvelphischen Prinzen und Helden, der in **Italien** groß war. Nun wird man einen braunschweigischen Fürsten geschildert sehen, der in **Preussen** die Hoheit seiner Geburt durch den Adel seines Geistes erhöhte.

 Man

Man hat schon von dem Leben des Herzogs Lothar, dessen Geschichte wir itzt erzählen wollen, zwey Beschreibungen. Diese erleichtern die Mühe des Biographen: aber machen es ihm zugleich unmöglich, etwas interessantes neues zu sagen. Gleichwohl verdiente Lothar eine Stelle in der Biographie der Deutschen; welche man ihm hier so geben wird, daß man sich auf die zwey Vorgänger bezieht. Da diese, besonders der erste, schon völlig die streitigen Punkte aufgeklärt haben, so weit es geschehen konte: so überlässet man es den Gelehrten, die Beweise zu unsrer Lebensbeschreibung bey jenen zu suchen, und unsere Erzählung wird kurz seyn.

Es ist mit hinlänglicher Beruhigung bewiesen worden, daß **Lothar**, ein Prinz **Albrechts des grossen**, Herzogs von Braunschweig, im dreyzehnten Jahrhunderte gewesen ist. Mit der grösten Wahrscheinlichkeit kan man annehmen, daß er der jüngste Prinz des Herzogs Albrechts war. Das Jahr seiner Geburt ist nicht zu bestimmen. Seine fürstliche Mutter, Adelheid, die zweyte Gemahlin seines Vaters, soll im Jahr 1265 vermählt worden seyn. Er kan also in diesem Jahre noch nicht, wie ein Gelehrter vermuthet, nach Preussen gekommen seyn *).

Die Vorfahren und Anverwandten unsers Prinzen hatten sich schon längst den deutschen Ritterorden verbindlich gemacht. Dieser Orden pflegte, im dreyzehnten Jahrhunderte besonders unaufhörliche Creutzzüge wider die Heyden in Preussen zu führen. Nachdem der Krieg funfzig Jahr gewährt hatte, erfolgte endlich die völlige

*) S. die Hannöverischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1751. 4. Stück. S. 266.

völlige Eroberung des Landes, und der Hochmeister des Ordens, **Siegfried**, verlegte seinen Sitz nach Preussen, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Unter denen verschiednen Fürsten, welche die Creutzherren in ihren Kriegen unterstützt, und Hülfe geleistet hatten, thaten sich die braunschweigischen Prinzen hervor. Otto, Herzog von Braunschweig, war dem Orden nach Preussen zu Hülfe gekommen. Albrecht der grosse, der Vater Lothars, leistete demselben ebenfalls beträchtlichen Beystand. Lothar erhielt die Belohnung für die Dienste des Vaters, und machte sich diese Belohnung zur Gelegenheit, desto ruhmvoller und wohlthätiger zu werden.

Man kan eben so wenig, als das Geburtsjahr, die Zeit bestimmen, zu welcher unser Prinz nach Preussen gekommen ist. Im Jahre 1297 wird er als Zeuge angeführt. Er war schon vor dieser Zeit in den deutschen Orden, so wie seine Brüder, getreten. Seine grossen Talente gaben ihm zeitig den Vorzug für seinen Mitgenossen, und er wurde bald zu den Regierungsgeschäften gezogen. Eine grosse ansehnliche Statur zeichnete seinen Körper, Milde, Liebe zur Gerechtigkeit, Andacht und Tapferkeit seinen Geist aus. Bey ihm war beydes verbunden, was man oft einzeln schon bewundert. Zu denjenigen grössern Verdiensten, welche er sich um den Orden machte, gehörte die Erbauung der Stadt **Lilienburg**, welche nachher den Namen **Gilgenburg** erhielt. In den Kriegen, welche der Orden beständig mit den heydnischen Litthauern fortsetzte, hatte er solche Proben seiner Tapferkeit und Treue gegeben, daß er einen Vorzug der Ehre unter den andern verdiente. Der Hochmeister des Ordens erklärte ihn zum Schatzmeister dessel-

desselben. Mit diesem Amte war das Münzwesen verbunden. Lothar wuste so wohl in diesem Amte, als in den Waffen die allgemeine Zufriedenheit zu erwecken, und sich immer verdienter zu machen. Besonders bemerkte man bey ihm eine genaue Ordnung und Klugheit in der Wirthschaftlichkeit. Er erhielt daher in der Folge die Befehlshaberstelle der Festung und Provinz Christburg, womit das Amt des Ordenskämmerers verknüpft war. Vermöge desselben hatte er die Ordenskleider und übriges Geräthe unter seiner Aufsicht. In jedem seiner Geschäfte erwarb er sich Achtung und Liebe. Ein unglücklicher Zufall muste die Gelegenheit geben, diese grosse Hochachtung zu beweisen.

Der Hochmeister des Ordens, **Werner von Orseln**, wurde von einem Bösewichte 1330 ermordet. Der Verruchte hieß Johann von Benndorf, und wurde aus Wollust der Vorläufer eines Ravaillac. Die Vorschriften des Ordens schrenkten seine Wollüstigkeit ein. Es sollte aber eben ein neuer Feldzug nach Litthauen unternommen werden. Der Endzweck des Ordens dabey war, die heydnischen Litthauer mit Gewalt der Waffen zu bekehren und unterwürfig zu machen. Diese Bekehrung gab den Wollüsten ungesitteter Ritter zügellose Freyheit. Johann von Benndorf verlangte von dem Hochmeister, daß er mit unter diejenigen ernent würde, welche den Feldzug nach Litthauen thun sollten. Der Hochmeister schlug es ihm zweymal ab: zuerst mit vieler schonender Mäßigung. Zuletzt aber mit der Anzeige der wahren Ursache, warum man Bedenken trüge, einen Ritter gegen die Heyden zu senden, der so sehr den Ausschweifungen ergeben wäre. Werner

ner fügte dieser Verweigerung der Bitte ernsthafte Ermahnungen bey. Der Wollüstling wird dadurch erbittert, weil er zu den niederträchtigsten der Menschen gehörte. Er geht in der Verbitterung, die ihn der Menschlichkeit beraubt, bis zu dem entsetzlichen Entschlusse, den wohlthätigen Freund seiner Glückseligkeit, seinen warnenden Hochmeister zu ermorden. Er kauft sich ein Messer, und als man ihm eine Scheide dazu anbietet; antwortet er: **er wolle dieses Messer in die kostbarste Scheide, die in ganz Preussen zu finden sey, stecken.** Er durchstößt mit diesem Messer die Brust des Hochmeisters, als derselbe aus der Vesper kam. Das Verbrechen war demjenigen gleich, welches Ravaillac beging: aber die Strafe war sehr verschieden. Der Pabst wurde zum Richter des Bösewichts erklärt; und war so gütig, demselben das Leben zu lassen, und ihn nur mit einer Gefangenschaft auf Zeitlebens zu bestrafen. Wenn der Pabst Richter über den Ravaillac gewesen wäre, so würde man eine genauere Vergleichung anstellen können. Man muß aber bey dem Preussischen Mörder, welcher im geistlichen Stande, als Ordensritter war, bemerken, daß der geistliche Stand Vorrechte hat. —

Bey der einmüthigen Wahl eines neuen Hochmeisters, am Sontage Invocavit des Jahrs 1331, erhielt unser Herzog **Lothar**, ohne Widerspruch, diese erhabne Stelle. Das frische Andenken an das blutige Beyspiel des ermordeten Hochmeisters, und die Liebe für den neuen Fürsten des Ordens, verursachte eine neue Einrichtung. Man sorgte für die Sicherheit des Hochmeisters dadurch, daß jederzeit, wenn er öffentlich erscheinen muste,

muste, einige Ritter vortraten, und andre folgten. Ausserdem bemühte man sich, ihn auch für die Gefahr in Sicherheit zu setzen, wenn jemand, unter dem Vorwande, Sachen anzubringen, auf sein Leben einen Anschlag machen sollte. Es wurde bey der Wahl Lothars dem Hochmeister zugestanden, daß er sich einen treuen Ritter nach Gefallen, zu seinem beständigen Begleiter, der seine Sicherheit besorgte, aussuchte. Dieser nahe beständige Freund hieß der Compan des Hochmeisters. Er war zugleich der erste von der Leibwache, und der erste Minister. Durch ihn wurden die Geschäfte der Audienzen verwaltet, und denenjenigen, die etwas suchten, Antwort ertheilt. In der Folge der Zeit wurden zwey Compans angenommen; und was anfangs nur zur Sicherheit des Lebens gereichen sollte, diente hernach zur Bequemlichkeit.

Obgleich für die Würde der Geschichte folgende Begebenheit sehr geringfügig scheinen konte, so dürfen wir sie hier doch nicht übergehen, theils um die strenge Liebe zur Gerechtigkeit des neuen Hochmeisters Lothars zu zeigen, theils um einen Wink von dem Charakter der damaligen Zeit überhaupt zu geben.

„In der Preußischen Stadt Saalfeldt führte ein Bürger gegen eine Wittwe einen Rechtshandel, wegen einer Erbschaft. Der Ordensrichter war der unzüchtigste Mann von der Welt. Der Bürger, der dieses wuste, lieferte ihm sein eignes Weib in die Arme, um in der ungerechten Sache einen milden Richter zu haben. Schon damals währten die Processe lange: wenigstens währte dieser angeführte so lange, bis der Richter der Bürgerfrau überdrüßig wurde. Nun sahe er die Rechtmäßigkeit

mäßigkeit der Foderung der Wittwe so lebhaft ein, daß er geneigt wurde, ein Urtheil nach der Gerechtigkeit zu sprechen. Seine Unkeuschheit aber verleitete ihn, der Wittwe eine Bedingung vorzuschreiben. Sie sollte ihre schöne Tochter seinen Umarmungen überlassen. Diese Bedingung schien der Wittwe unmenschlich. Sie verlohr also ihren Rechtshandel. Die unglückliche Wittwe klagte die Umstände ihren Freunden; und diese waren von der Gerechtigkeit unsers Prinzen so sehr überzeugt, daß sie demselben von der ganzen Begebenheit so gleich Nachricht gaben. Lothar erstaunte über einen Vorfall, der den Hochmeister so sehr beleidigte, und den Ruff des ganzen Ordens schändete. Er ließ die schärffste Untersuchung anstellen, und wurde dadurch von der Wahrheit der Frevelthat überzeugt. Er fällte ein Urtheil, dessen Härte der Abscheulichkeit des Verbrechens angemessen war. Der grausame unzüchtige Richter wurde geschleift, und mit Pferden zerrissen, die Ehebrecherin auf den Backen gebrandmarkt, und unehrlich gemacht; der Bürger geviertheilt, und seine Güter eingezogen, davon die Hälfte nebst der streitigen Erbschaft der Wittwe und ihrer Tochter gegeben wurde. Die Strenge dieser Strafe war nach dem politischen Grundsatze sehr richtig, nach welchem es nöthig ist, schreckbare Beyspiele zu geben, wenn man durch ein blutiges Opfer künftige grosse Verbrechen hindern kan.

Man irrt, wenn man nach diesem einzigen Beyspiele den Charakter des fürstlichen Großmeisters Lothars bestimmen will. So wenig hat man Ursache, aus einer Handlung auf den ganzen Menschen jemals zu schliessen. Der Charakter Lothars war übrigens lauter Güte, lauter

lauter Milde. Nur suchte er die Gerechtigkeit um so eifriger zu beschützen, jemehr Gelegenheit zur Beleidigung derselben sein rohes Zeitalter, und die wilden Kriege, welche gegen die heydnischen Litthauer von dem Orden pflegten geführt zu werden, darreichten. So bald er zur Regierung gelangt war, verbot er durch eine besondre strenge Verordnung, daß die Richter nie Geschenke nehmen, und Recht und Urtheil, ohne Geld, zu verwalten suchen sollten. Diese Verordnung schien ihm nöthig, und muste genau befolgt werden. Heut zu Tage sind dergleichen Vorordnungen gar nicht nöthig, denn es ist nicht bekant, und wer wollte es glauben, daß die Richter Geschenke nehmen?

Ausser diesem Gesetze Lothars verdient die Sorgfalt angemerkt zu werden, mit welcher er die Ordnung der Ordensbrüder zu erhalten und herzustellen suchte. Er bemerkte, daß viele den Unterthanen des Ordens beschwerlich fielen. Diese Unbequemlichkeit schrenkte er ein. Er richtete eine neue Disciplin auf, verband die Mitgenossen des Ordens zur genauesten Beobachtung ihrer Pflichten, nöthigte sie zur Abwartung der ihnen vorgeschriebnen Andacht, und unterließ, durch alle mögliche Anstalten nichts, wodurch seine Regierung glänzend und gut werden konte: denn er war ein gvelphischer Fürst. Wer seine Gesetze übertrat, den strafte er mit Schärfe. Die Rauhigkeit seines Jahrhundertes machte die Strenge nothwendig; und es verräth immer einen grossen Geist, wenn man durch Bemerkung des Genius seines Zeitalters wohlthätig zu werden versteht.

Durch verschiedne den Umständen angemessene Proben, bewieß Lothar, daß der Grund seines Herzens Güte

Güte sey. Bis auf seine Zeit hatten die Hochmeister die Strenge gegen die überwundnen Heyden aufs höchste getrieben. Sie hatten dadurch nichts weiter ausgerichtet, als neue, immer fortgesetzte Unruhen erregt. Lothar zähmte sie durch Gnadenbezeugungen. Er ehrte das Verdienst, wo er es fand, und adelte daher einen eingebohrnen Preussen. Dieses war ein Vorrecht, welches Lothar seinem Orden ertheilte, welches keiner von seinen Vorfahren seit langer Zeit ausgeübt hatte, ob gleich in den ältesten Zeiten davon schon Beyspiele waren. Die Verdienste der Ritter blieben bey ihm nicht unvergolten. Er erhob die würdigsten zu den höchsten Aemtern. Man kan dieses, ohne die Namen zu nennen, welches schon von andern geschehen ist, daher am sichersten beweisen, daß zwey von seinen Lieblingen in der Folge, zu seinen Nachfolgern in der Stelle des Hochmeisters erwählt wurden.

Die ganze Einrichtung des Ordens schien unter ihm, in Absicht der Cultur und des Betragens einn neue Gestalt zu gewinnen. Er führte mehr Ordnung und Zucht ein, er zerstörte die sittliche-Unordnung, beeiferte die Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes, wozu die Ordenspflicht ganz besonders verband, und nöthigte die Ritter zu der Uebereinstimmung ihres Lebens mit ihrem Gelübde. Dieses war damals, bey dem kriegrischen wilden Leuten in Preussen eben so merkwürdig, als wenn itzo ein andächtiger Bischof alle Domherrn andächtig machen wollte. Um die Ritter desto zufriedner zu erhalten, sorgte er dafür, daß ihnen niemals etwas mangelte, was sie nöthig hatten. Man liebte ihn als Vater, und ehrte ihn als Gesetzgeber. Der schuldige Gehorsam

horsam wurde mit einer zärtlichen Liebe verbunden. Nur derjenige kan hierbey den Prinzen Lothar gehörig beurtheilen, und seine Eigenschaften nach ihrem Werthe kennen, welcher die Schwierigkeiten einsieht, die eine Reformation längstgewohnter, und oft schmeichelnder Unordnungen der Liebe in den Weg legt.

Man hat gesehn, wie Lothar sich als Hochmeister eines uncultivirten Ordens, als Vater seiner Ritter, und als Regent bezeigte. Es war dieses schon hinreichend zu seinem Ruhme. Allein er erwarb sich einen neuen, als Beschützer der Rechte des Ordens, und so wenig er den Krieg liebte, so wenig war er auch geneigt, den Ansprüchen, die er als Regent, mit Gerechtigkeit behaupten konte, etwas zu vergeben. Die Umstände seiner Zeit nöthigten ihn zum Kriege.

Der Krieg gegen die heydnischen Litthauer war gleichsam eine Erbschaft, welche die Hochmeister des deutschen Ordens, einer dem andern hinterliessen. In dem langwierigen Kriege gegen die heydnischen Preussen hatte man sich daran gewöhnt, Heyden zu tödten, und der Besitz eines Landes, die Frucht dieses langwierigen Krieges war zu angenehm, um nicht die Begierde nach mehrerm zu reitzen. Es war eine Pflicht des Ordens, die Religion mit Gewalt der Waffen auszubreiten. Man tödtete, um heilig zu seyn. Man setzte den Krieg wider Litthauen, so oft, und so gut man konte, unermüdet fort. Die Unruhe eines solchen Krieges schien sich zu verewigen, denn das Glück konte, bey den einzelnen Streifereyen, bey der damaligen Kriegszucht, bey der Weitläuftigkeit der feindlichen Gränzen, nie auf irgend eine Seite entscheidend treten. Der Krieg der Ritter

Ritter mit Litthauen verschafte ihnen eine Verbindung mit Pohlen, und aus Verbindung benachbarter Fürsten entstehen, bey dem geringsten neuen Besitze, Kriege der Eifersucht. In solchem Verhältnisse standen auch die Ritter immer mit den Königen von Pohlen.

Eben, als Lothar, im Jahr 1331 die Regierung von Preussen als Hochmeister des deutschen Ordens antrat, befand sich das Interesse des Ordens in einer kritischen Lage. Siegfried von Feuchtwangen, ein Vorfahre unsers Fürsten im Hochmeisterthume, hatte 1310 ein Stück von Pommern, welches itzt Pommerellen heißt, von dem Churfürsten von Brandenburg, Waldemar, erhandelt. Der König von Pohlen hatte allerdings sehr wichtige Ansprüche auf dieses Land, und that alles, was er konte, um es dem deutschen Orden zu entreissen. Zum Unglück konte er nicht so viel als nöthig war, sich den Besitz von Pommerellen zu verschaffen. Die Pohlen erzürnten sich darüber äuserst wider den deutschen Orden und besonders den Hochmeister Siegfried. Weil sie sich bey seinem Leben an ihm nicht rächen konten, so behaupteten sie, nach seinem Tode, „der böse Feind habe den Siegfried in einem „Ofen zu Pulver verbrannt.„

Der Streit wegen Pommerellen machte die Umstände des Ordens, in Absicht Pohlens, immer bedenklicher. Der König Vladislaus Locticus forderte noch immer Pommerellen zurück. Er verklagte den Orden bey dem Pabste; und die Anklage wurde gefährlich, weil sie mit vielen harten und schweren Beschuldigungen vergesellschaftet war, mit solchen Beschuldigungen, die dem Orden den ganzen Zorn des Pabstes erwecken

konten. Noch war die Vertilgung der Tempelherren in frischem Andenken. Es war nicht unmöglich, daß der deutsche Orden ein ähnliches Schicksal erlitte. Die Klugheit der Hochmeister erhielt immer noch das Ansehn der Gesellschaft, und den Wohlstand. Man gab Pommerellen nicht zurück: man hatte Sorgfalt gegen Pohlen, und Krieg gegen Litthauen. Der Hochmeister Carl Beffart von Trier begab sich, wegen des Streites mit Pohlen, selbst zum Pabste, nach Avignon, und war so glücklich, die Gunst des heiligen Vaters für den Orden zu erlangen.

Eine Veränderung, die zu der damaligen Zeit etwas unerhörtes war, und itzt in der Geschichte eine ewige Schande des Pabstes ist, setzte den Orden in eine neue Verlegenheit, welche bis auf Lothars Regierung Einfluß hatte. Der bösartige, Greis auf dem päbstlichen Stuhle, Johannes der 22ste kante in dem Hasse gegen den Kaiser Ludwig den 4ten, der ihn nicht beleidigt hatte, keine Grenzen, und hielt sich alles für erlaubt, wenn er nur seinen Feind stürzen könnte. Ludwig erhielt sich wider die Maschinen des Pabstes mit Eifer, und hatte eben seinem ältesten Prinzen die Churmark Brandenburg, welche durch den Tod Waldemars erledigt war, gegeben. Der alte Johannes entflamte sich für Bosheit, und legte an allen Orten Europens, wo er konte, Minen zum Verderben des Kaisers, und seines unschuldigen Prinzen, des Churfürsten von Brandenburg, der noch unmündig war. Eine von diesen Minen wurde in Litthauen, und Pohlen angelegt. Der Pabst bewog so wohl die Pohlen, als die heydnischen Litthauer zu einem Einfalle in die Mark Brandenburg. Hier

Hier sahe man in dem ersten Vater der Christenheit, und dem ersten Gegner des Heydenthums, beydes vereinigt, um in brüderlicher Wuth unschuldige deutsche Christen in Brandenburg unglücklich zu machen. Um den heydnischen Litthauern destomehr Bequemlichkeit zum Kriege gegen die Christen zu geben, befahl der Pabst einen Waffenstillstand zwischen dem deutschen Orden und den heydnischen Litthauern. Dieses geschahe in dem Jahr 1327.

Der deutsche Orden war nicht so verblendet, daß er nicht seinen eigenen gefährlichen Stand bey diesem Vorfalle hätte bemerken sollen. Die Vereinigung der Pohlnischen und Litthauischen Macht konte keine gute Folgen haben, und diese Vereinigung war durch eine Vermählung enger geknüpft worden. Der Streit wegen Pommerellen mit Pohlen war noch nicht geendigt. Die Litthauer waren die beständigen grimmigsten Feinde des Ordens. Der Pabst stand itzo auf beider Seiten. Es war natürlich, daß man bey solchen Umständen, die Gegenparthey des Pabstes ergreifen mußte um sich im Gleichgewichte gegen vermuthete Vorfälle zu erhalten. Der deutsche Orden besaß ohnehin ansehnliche Güter in Deutschland, welche von dem Kaiser abhingen. Er suchte also dessen Freundschaft um desto mehr je ärger der Pabst ihn zu verlassen schien.

Indessen die heydnischen Litthauer und die Pohlen in die Mark Brandenburg gezogen waren, und daselbst wüteten, hielt der Hochmeister des deutschen Ordens, Werner von Orseln, der Vorgänger unsers Prinzen, eine allgemeine Ordensversamlung. Man berathschlagte über die bedenklichen Umstände, und über die nöthi-

nöthigen Maßregeln. Man schlug die Prophezeyungen der heiligen **Brigitta** auf, — die Sibyllinischen Bücher des Ordens —: man hatte aber weder Prophezeyungen, noch die Brigitta nöthig um gewahr zu werden, was man thun mußte; und man that es wirklich. Es wurde der Entschluß gefaßt, dem Kaiser Ludwig und seinem Prinzen wider seine Feinde beyzustehen. Der Orden schickte Hülfe nach Brandenburg wider die Litthauer und Pohlen, das hieß, wider Truppen, die der Pabst zu seinen Dienern angenommen hatte. Diß ist wohl in der Geschichte das einzige Beyspiel, daß ein catholischer Orden wider Truppen des Pabstes die Waffen ergreift.

Der Herzog von Masan, welcher sich ebenfals für der verbundnen Macht von Pohlen und Litthauen furchte, munterte den Orden zu einem gemeinschaftlichen Einfalle in diese Länder auf. Der Orden spielte einem grössern Kriege durch kleinere Ueberfälle vor. Weil er sich aber nicht mächtig genug sahe, schloß er mit dem König von Böhmen Johannes ein Bündnis. Dieser hatte Ansprüche auf Pohlen, und sein wilder Geist war zu allen kriegrischen Unternehmungen leicht zu bewegen. Der König von Pohlen, Vladislaus, machte, im Gegentheile, ein Bündnis mit dem Könige von Ungarn. Der Krieg brach im Jahre 1329 aus, und wurde mit Hitze in Litthauen und Pohlen geführt. Seine Beschreibung gehört nicht zu unserm Endzwecke. Mitten unter dem Getümmel dieses Krieges wurde 1330 ein Waffenstillstand getroffen, und man wolte die Streitigkeiten des Ordens mit Pohlen in besondern Verträgen tilgen, in welchen die Könige von Ungarn und Böhmen Schiedsrichter seyn sollten.

Unter diesen zweydeutigen Umständen hatte Lothar die Regierung als Hochmeister 1331 angetreten. Niemals hatte der Orden einen weisen, entschlossenen, und tapfern Regenten nöthiger gehabt. Der Waffenstillstand mit Pohlen ging zu Ende, und Vladislaus, der König, machte alle Anstalten zum Kriege. Er ernannte seinen Prinzen Casimir zum Feldherrn. Der Woywode von Posen gerieth darüber in Eifersucht, und weil er nicht Feldherr seyn sollte, wurde er Verräther. Er begab sich zu dem Hochmeister Lothar, nach Marienburg, entdeckte ihm die Pohlnischen Anschläge, und rieth, den ersten Angrif nicht zu erwarten. Lothar ging nach Thorn, und musterte seine schnell zusammen gezognen Truppen. Sein Alter und die Fürsorge für sein Land hinderte ihn, persönlichen Antheil an dem Kriege zu nehmen: doch blieb er in Thorn, um in der Nähe zu seyn. Er bestellte den Burggraf Dietrich von Altenburg zum Feldherrn, und gab Befehl mit dem Woywoden von Pohlen in allem Rath zu pflegen, welcher das Land kante, und den Prinzen Casimir aufzuheben versprochen hatte.

Von dieser Hofnung bethört setzten die Völcker des deutschen Ordens über die Weichsel, und gingen nach Pizdri, wo der Prinz sich aufhielt. Der Prinz hatte sie aber nicht erwartet, sondern sich in die tiefsten Wälder gerettet. Die Rache traf also den Ort, und das Land herum, welches geplündert und verheert wurde, worauf das Heer, mit reicher Beute, nach Thorn zurückging.

Dieser erste Feldzug ließ einen blutigern zweyten vermuthen. Lothar suchte sich dazu in gute Verfassung

zu setzen. Er ließ in Deutschland frische Völker werben, benachrichtigte seinen Bundesgenossen, den König von Böhmen von den bevorstehendem Kriege, und ließ in Preussen und Liefland, welches damals dem Orden gehörte, sein Heer vermehren. Mit dieser verstärkten Macht sandte Lothar den vorigen Feldherrn zu einem neuen Einfalle nach Großpohlen. Die böhmischen Hülfsvölker wurden zwar umsonst erwartet; aber das Ordensheer eroberte dennoch verschiedne Woywodschaften, und breitete sich bis nach Gnesen aus. Hier hatte man die gröste Furcht dafür, daß die Preussen den Körper des heiligen Adelberts, welcher daselbst verwahrt wird, wegnehmen möchten, und man verbarg diesen Körper sehr sorgfältig. Die Preussen hingegen suchten andre Beute als Asche, und begnügten sich gern damit. Sie griffen hierauf verschiedne andre Plätze an. Das Pohlnische Heer verschanzte sich bey dem See Niezanisl, in Linien auf sieben Meilen weit. Die Preussen hatten Herz genug auf diese Verschanzungen einen Sturm zu wagen, welcher aber unglücklich ablief, und viel Volk kostete, weil man von beyden Seiten nichts gefangen nahm. Die Armee Lothars brante für Begierde zu einem neuen Treffen: allein der König Vladislaus welcher immer nahe an sie rückte, vermied dennoch immer eine Schlacht, und ließ so gar bey Konin, als man ihn des Nachts angreifen wollte, das ganze Lager zur Beute.

Auf so viele glückliche Vorfälle folgte bald eine grausame Katastrophe. Der Woywode von Posen, welcher der Verräther seines Königs gewesen war, wurde nun der Verräther seiner Freunde. Er ließ sich durch

durch die Versprechungen des Königs Vladislaus bewegen, insgeheim wieder auf dessen Seite zu treten. Der Marschall des Ordens schickte unter Anführung Ottens von Lauterberg den grösten Theil des Heers auf Brzest zu, um sich dieses Ortes zu bemächtigen. Ein Theil davon ging wieder, unter Befehlen Heinrichs von Plauen voraus. Der Marschall selbst nahm mit dem übrigen Theile der Armee seine Stellung anderthalb Meilen von Brzest. Diß war der Zeitpunct, welcher einen Angrif begünstigte. Der verräthrische Woywode Vincentius verläßt, unter dem Vorwande, Kundschaft vom Feinde einzuziehn, das Lager des Marschalls, und begibt sich in das Königliche. Hier entdeckte er die gelegnen Umstände der Ritter, und nimt mit dem Könige wegen eines Angrifs Abrede, worauf er sich wieder zu dem Marschall begibt, und keinen Feind gesehn zu haben vorgibt. Der König rückt an. Die Vorposten berichten, daß die ganze Königliche Macht im vollen Anzuge sey. Vincentius, der Verräther, widerspricht dieser Nachricht so lange, bis, unter Begünstigung eines dicken Nebels, der König wirklich den Angrif thut. Die Ueberraschung setzt alles in Verwirrung. Man rüstet sich so gut die Eilfertigkeit erlaubt. Sich bewafnen und Fechten war ein einziger Augenblick. Das ohnehin geschwächte Heer der Preussen komt in Bestürzung; vertheidigt sich aber dennoch so herzhaft, daß die Feinde schon anfangen zurück zu weichen. Hier aber greift der betrügerische Woywode mit einer Anzahl ausgesuchter Verräther die Ritter von hinten an, und bringt dadurch in dem Lager des Marschalls alles in Unordnung, wovon die Niederlage der Preussen eine noth-

 wendige

wendige Folge wird. Die Pohlen richten ein allgemeines Blutbad an, und machen alles nieder, was ihnen vorkomt. Der Marschall Dietrich, und 56 Ritter werden gefangen vor den König gebracht. Nach dem Berichte der Pohlnischen Geschichtschreiber, kamen die nach Brzest geschickten Völker des Ordens, während der Schlacht ihrem Heere zu Hülfe; zu spät, um den Sieg zu erwerben, aber zeitig genug, um an dem Unglück ihrer Brüder Theil zunehmen. Wenn man den Preussischen Geschichtschreiber glauben will, so grif Heinrich von Plauen mit seinem abgesandten Heere die siegenden Pohlen von neuem mit Rachsucht und Feuer an, und schlug die Feinde, und befreyte den Marschall aus der Gefangenschaft. Eben so widersprechend sind die Nachrichten in Absicht des gebliebnen Volkes. Die Günstlinge der Pohlen erzehlen, daß diese nur 500 Mann eingebüßt, von der Armee der Preussen aber auf 4000 Mann theils geblieben, theils gefangen worden sind. Nach dem Bericht eines Preußischen Schriftstellers ist der Verlust des Ordens an diesem Tage gegen 1000 Mann gewesen, und die Pohlen haben in dem ersten Treffen 600 eingebüßt, in dem zweyten aber mit Heinrich von Plauen sind wenige mit dem Leben davon gekommen. Es wäre sehr vergeblich die Wahrheit dieser Widersprüche mit Gewisheit aufzusuchen: man kan aber mit guter Wahrscheinlichkeit den Preußischen Geschichtschreibern den meisten Glauben beymessen. Der preußische Orden wäre, wenn die Pohlnischen Nachrichten gegründet wären, gar nicht fähig gewesen, dem Feinde die Spitze so bald wieder zu bieten.

Lothar setzte sich so gleich bey der erhaltnen Nachricht von diesen Vorfällen in neue Verfassung zu einem künftigen Feldzuge, da die Jahres Zeit schon für dieses Jahr vorbey war. Man wandte den Anfang des Winters zu Unterhandlungen an, welche dennoch fruchtlos seyn mußten, da der König von Pohlen Pommerellen verlangte. Lothar verstärkte also seine Macht und bereitete sich zum neuen Feldzuge. Es erscheinen aus Deutschland und Böhmen Hülfsvölker. Man beschloß, nach der Maxime der weisesten Feldherrn, auch in dem künftigen Feldzuge den Krieg in die feindlichen Länder zu spielen; und schon im November geschahe ein Einfall in Cujavien.

Der Feldzug des Jahrs 1332 wurde mit der Belagerung von Brzest eröfnet. Da man den Ort nach dreymonatlicher Belagerung durch Hunger nicht zwingen konte, so wurde am Charfreytage ein Sturm gewagt, welcher vier Tage hindurch dauerte, bis man am zweyten Ostertage die Festung erstieg. Auf diese Eroberung folgten bald mehrere; kurz, ganz Cujavien und Dobrin wurde eingenommen. Der König von Pohlen verlangte Pomerellen, und verlohr darüber noch zwey Länder dazu.

Er bemühte sich, das Verlohrne wieder zu bekommen: aber Lothar bemühte sich eben so sehr, das Eroberte zu erhalten. Es wurden in dieser Absicht eine Menge von Plätzen entweder ganz neu gebaut, oder doch befestigt. Brzest, Konin, Kalisch, Sirad, Lenczicz, Spilenberg, Jungesleslau erhielten gute Besatzungen, und treue Befehlshaber. Vladislaus Locticus zog seine ganze Macht zusammen; sein Schwiegersohn, der Kö-

nig von Ungarn schickte einige tausend Ungrische Truppen zu Hülfe. Mit diesem Heere brach der König in das Culmische Gebiet unsers Prinzen, und verheerte dasselbe. Lothar sandte ihm ein beträchtliches Heer entgegen. Es schien eine Schlacht unvermeidlich zu seyn. Die Generals des König in Pohlen widerriethen sie aber, weil von ihrem Verluste zu grosse Folgen abhingen, da das Ordensheer schon zwey Länder eingenommen hatte, und tief in das Herz von Pohlen dringen könte. Von Schlesien, welches damals zu Pohlen gehörte, hatte der König von Böhmen schon einen grossen Theil unter seine Bothmäßigkeit gebracht. Der König entschloß sich also aus Furcht für noch grossern Verluste zu Unterhandlungen. Lothar ließ sich dazu sehr bald bereit finden. Er hatte in diesem Kriege zwey Länder erobert, und war damit zufrieden. Man verglich sich zu einem Waffenstillstande auf beyden Theilen mit der Bedingung, daß alle Gefangne auf freyen Fuß gestellet wurden, und die zwey eroberten Provinzen indessen dem Ritterorden gelassen werden mußten.

Lothar hatte durch einem so glücklichen Ausgang eines gefährlichen Krieges seine Regierung glänzend gemacht. Er wollte auch seine Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsicht öffentlich bezeugen, und ließ daher in Kneiphof Königsberg eine vortrefliche Kirche aufbauen, welche er zur Domkirche des samländischen Bischofthums machte. Bey einem andern würde dasjenige Pracht der Eitelkeit seyn, was bey ihm Wirkung der frommen Ueberzeugung war, daß zwar Gott keine Wunder thue, sondern der Mensch selbst alles in Bewegung setzen müsse, um sich glücklich zu machen, daß aber

aber die Erscheinung dieses gesuchten Glückes jederzeit eine Gabe Gottes sey.

Der König von Pohlen Vladislaus starb in dem Anfange des folgenden Jahres 1333. Sein Prinz und Nachfolger Casimir verlängerte den Waffenstillstand, auf Begehren Lothars, noch ein Jahr. Hierauf wandte Lothar fernerhin alle Mittel an, um nicht in einen neuen Krieg verwickelt zu werden. Sein hohes Alter erweckte ihm Verdruß am Kriege. Er brachte es auch dahin, daß man sich zu einer neuen Unterhandlung bequemte, welche zu Cronweissenburg in Ungarn gehalten werden sollte, und wo bey die Könige von Ungarn und Böhmen wiederum zu Schiedsrichtern erwehlt wurden. Ohnerachtet aller dieser politischen Zerstreuungen, und der Rauhigkeit eines ganz unwissenschaftlichen Zeitalters gönnte Lothar dennoch verschiedne Stunden den Wissenschaften. Er verfertigte ein Gedicht von dem Leben und der Marter der heiligen Barbara, und erzehlte darinnen, wie das Haupt dieser Heiligen nach Preussen gekommen sey. Im vierzehnten Jahrhunderte war dieses eine eben so gelehrte Beschäftigung, als heut zu Tage ein Gedicht auf Venus, und Aglaja. Man sieht daraus die Bemühung unsers Fürsten, sich den Wissenschaften, so gut sie sein Zeitalter hatte, zu widmen. Er scheint eine vorzügliche Neigung zur Poesie gehabt zu haben. Der Ordenspriester Jeroschin mußte auf seinem Befehl die lateinische Geschichte von Preussen, die Peter von Dusburg, unter dem vorigen Hochmeister geschrieben hatte, in deutsche Verse übersetzen.

Noch ehe die abgeredeten Unterhandlungen zu Cronweissenburg, wegen der Streitigkeiten mit Pohlen er-

eröfnet wurden, und indem Lothar noch unermüdet für die Wohlfart des Landes, und alle Rechte seines Ordens sich beeiferte, entkräftete ihn sein Alter so, daß er seinem Tode entgegen eilte. Als er seine letzten Stunden sich nähern sah, ließ er sich in die von ihm neu erbaute Domkirche bringen. Hier hörte er noch die Messe, und starb mitten unter Gebet und Andacht, in Gegenwart seiner Unterthanen und Brüder. (1335) Dieser letzte Zug des Gemäldes von ihm erhöht die Schönheit seines Charakters, welchen wir itzt beschrieben haben, auf eine solche Art daß der Biograph nichts hinzusetzen darf.

* * *

Von dem Leben des Herzogs **Lothar** hatten schon, vor mir, zwey Gelehrte, dasjenige, was man in verschiednen Schriftstellern auch finden konte, gesammlet, und critisch vorgetragen. Wenn ich diese beyde Aufsätze hier anzeige, so ist es unnöthig, viele andre Schriftsteller anzuführen. Man findet sie schon insgesamt daselbst angegeben, und es ist jederzeit verdrüßlich, unnütze Wiederhohlungen zu sehen.

Schüzens Beschreibung, und Geschichte von Preussen, und **Hartknochs, Altes und Neues Preussen** sind zu einer hinlänglichen Kentnis von des Herzogs Lothar Charakter, und Begebenheiten nichts weniger als hinreichend.

Ohne die andern Quellen und Hülfsmittel zu erwähnen, nenne ich hier meine zwey schon angegebnen Führer, den Herrn Professor **Pauli**, und einen andern Gelehrten, welcher seinen Nahmen nicht angegeben hat.

Herr

Herr Professor **Pauli** handelt in seiner **Preußischen Staatsgeschichte, im vierten Theile**, unter den Heermeistern von Preussen, auch das Leben des Herzogs Lothar ab, und erzehlt mit vieler Sorgfalt. Er berichtiget auch noch verschiednes, und geht in einigen Stücken von seinem Vorgänger ab.

Dieses ist der Verfasser des 4 und 5 Stücks der **Hannöverischen gelehrten Anzeigen** von Jahre 1751. Er liefert eine höchstschätzbare, critische, und mit der weitläuftigsten historischen Kentnis geschmückte Geschichte von dem Herzoge Lothar. Die Quellen sind mit Genauigkeit angeführt worden, und nichts interessantes ist der Scharfsicht des Herrn Verfassers entwischt. Ich würde mich entschuldigen müssen, daß ich, nach dieser Abhandlung, noch das Leben Lothars beschrieben hätte, wenn ich es mir nicht zur Ehre rechnete, durch meine Lebensbeschreibung, jene Schrift in neue Erinnrung gebracht zu haben. Man wird aber auch, bey einer Vergleichung, leicht bemerken, daß ich dennoch keine Mühe und Sorgfalt gespart habe, um mehr, als Abschreiber zu seyn.



Leben

Leben
Georgs Podiebrads.

Es ist der Ehre desjenigen, welchen man itzt schildern will, so wohl, als dem Intresse des Lesers am angemessesten, zuerst den Edelman Georg Podiebrad, und dann den König von Böhmen, in einer Person, nach der Folge, zu betrachten.

Böhmen, dieses an grossen Genies im funfzehnten Jahrhunderte so reiche Land, gab durch seine innerliche Unruhen zur Entwicklung merkwürdiger Talente Gelegenheit, und hatte das Unglück von seinen besten Köpfen immer am tiefsten in Verwirrung und Zerrüttung versetzt zu werden. Der Geist der Empörung, welcher durch die starke Erschütterung über den unschuldigen Tod des geliebten Hussens, entflamt, und durch ganz Böhmen ausgebreitet wurde, schien gar nicht getilgt werden zu können. Ziska, dessen Leben wir im dritten Theile dieser Biographie erzehlt haben, zeigte ein Beyspiel, welches die Wildheit lockte, sich durch wüten glücklich zu machen. Ganz Böhmen war in die Waffen gesetzt worden. Es gibt zuweilen Perioden, welche ein gewisser Geist so allgemein beherrscht, daß jedermann von ihm regiert wird. So trieb in dem funfzehnten Jahrhunderte, selbst als das Andenken Hussens bey nahe vergessen war, der durch das erste Andenken Hussens erweckte Geist der Unzufriedenheit die vornehmsten

sten Böhmen. Diese Unzufriedenheit flamte, durch verschiedener Beyspiele Reizung, bey einer Menge von kühnen Personen den Ehrgeiz an. Man sah andre durch Verwegenheit sich in die Höhe schwingen: man that es nach: denn der Mensch bleibt, wie Aristoteles sagt, vorzugsweise, das nachahmende Thier. Wo nur zuerst ein paar Vorgänger sind, da finden sich beständig Nachfolger.

Obgleich das Feuer der Zwietracht in Böhmen endlich gestillt wurde, und der Kaiser Sigismund 1436 mit Freudensbezeugungen zu Prag als König war angenommen worden, so war doch die Ruhe noch gar nicht hergestellt. Es blieben noch immer zwey höchstwidrig gesinnte Partheyen; die Catholicken, und Thoboriten, oder fortgepflanzte Hußiten, welche auch die Utraquisten heissen, weil sie das heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt nahmen.

Unter dieser letzten Parthey that sich derjenige hervor, dessen Begebenheiten man hier erzehlt finden wird. Ich verspreche nicht zu viel, wenn ich mich anheischig mache, den grösten König seiner Zeit, und einen König, der den grösten der nachfolgenden Zeiten gleich war, an dem George Podiebrad zu zeigen.

Er wurde am 6 April 1420 gebohren. *) Sein Vater, Victorinus von Cunstädt stamte von den alten Reichsgrafen von Bernegg und Nidda ab, welche, unter dem Kaiser Friedrich dem zweyten, nach Böhmen zogen, und daselbst den Nahmen von Cunstädt annahmen. In Böhmen hatte diese Familie einige, nicht

*) S. Bohusl. Balbin. Epist. Hist. Boh. libr. V. C. II. Not. 1. p. m. 500.

nicht grosse, Besitzungen, durch deren Herrschaft sie zu dem Adel des Landes gehörte. Der junge Georg von Cunstädt, unser Held, wurde unter wilden Unruhen seines Vaterlandes, erzogen, und gewöhnte sich, unter häufigen Beyspielen, die er täglich sah, zur Annehmung grosser und gefährlicher Maaßregeln. Da er zur Parthey der Utraquisten gehörte, so wurde seine junge Seele, nach dem Geiste seiner Parthey, frühzeitig zur Kühnheit angewöhnt. Sein Genie suchte sich bald hervorzuthun.

Er war noch nicht siebzehn Jahr alt, als ihm das Glück Gelegenheit gab, den ersten Schritt zu seinem nachherigen Gipfel der Ehre zu thun. Eine bösartige alte Dame war die Gelegenheit, die die Würde einer Kaiserin, welche sie hatte, nicht verdiente. Die Gemahlin des Kaisers Sigmunds, Barbara, eine gebohrne Gräfin von Cilley, vereinigte in sich die Eigenschaften des Ehrgeizes, der Geilheit, und der Staatslist. Nichts war ihr zu heilig: sie beleidigte es, wenn es die Leidenschaften so wollten. Ihr Gemahl, der Kaiser Sigmund, ein Greis von 70 Jahren, verfiel zu Prag in eine Krankheit, die seinen Tod verkündigte. (1437) Barbara sah durch diesen Tod ihre Herrlichkeit verschwinden. Sie suchte also Maaßregeln zu ergreifen, wodurch sie sich den Besitz über das Leben des Kaisers hinaus verlängern konte. Es war natürlich, daß sie, bey den zweyen so widrigen Partheyen der Catholicken, und Utraquisten, in Böhmen, sich die eine Parthey ergeben machen mußte, um die andre dadurch zu ihrem Vortheile zu zwingen. Sie berief in die Zimmer neben ihrem kranken Gemahl, zu Prag, so viel sie

sie nur von dem Utraquistischen Adel zusammen hohlen lassen konte. Unter dieser Anzahl war der junge Georg von Cunstädt. Seine Parthey ließ sich in die geheimen Anschläge der Kaiserin ein. Er selbst gewann sehr bald ihr Zutrauen. Barbara bewog die ihr ergebnen Edelmänner, daß sie dem Könige von Pohlen Vladislaus die Krone von Böhmen aber zugleich als eine Bedingung, die Vermählung mit ihr, der Barbara selbst, antragen solten. Barbara war schon im späten Alter. Ihr Ehrgeitz und Geilheit machte sie blind. Sie hatte eine liebenswürdige Tochter, welche an den Ertzherzog von Oesterreich Albrecht vermählet war, und mit demselben die Erbin der Königreiche Ungarn und Böhmen seyn sollte; allein sie unterdrückte alle mütterliche Zärtlichkeit. Zu ihrer Entschuldigung kan man nur den Ehrgeitz ihres Bruders anführen, des Grafen Ulrichs von Cilly, welcher ihre Gedanken immer noch kühner ausbildete, als sie sie selbst gedacht hatte. Die Gesandschaft an den König in Pohlen mit dem Antrage der Vermählung der Barbara, — ihr Gemahl lebte noch — war kaum beschloßen worden, als der kranke Sigmund davon Nachricht erhielt. Er ließ sich, unter einem guten Vorwande von seiner bösen Gemahlin von Prag nach Znaim bringen. Aber die böse Gemahlin folgte nach. Hier muste man sich endlich der Gewalt bedienen. Barbara ward in Verhaft genommen. Sigmund starb; am 9 December 1437.; nachdem er vorher seinen Schwiegersohn, den Herzog von Oesterreich Albrecht zum Erben seiner Königreiche, Ungarn, und Böhmen, erklärt hatte.*)

Die

*) Dubrauius in Hist. Bohem. libr. 27. p. m. 717. etc.

Die innerlichen Unruhen in Böhmen hörten durch den letzten Willen eines verstorbnen nicht auf. Man pflog in Böhmen neue Berathschlagungen. Die Stände von der Utraquistischen Parthey trauten dem Herzoge Albrecht nicht, weil sie seinen catholischen Eifer kanten: sie schickten eine Gesandschaft an ihn, und verlangten von ihm die Bewilligung verschiedner Puncte in Absicht der Religion, und der politischen Freyheiten. Albrecht fand es nicht für gut, sich von seinen Unterthanen, dafür er die Böhmen nach dem Tode Sigmunds hielt, Gesetze vorschreiben zu lassen. Die Böhmen aber hielten sich nicht für Unterthanen von einem Fürsten, den sie erst zu ihren Herrn erwehlen wollten. Die catholischen Stände nahmen die Herrschaft Albrechts ohne Schwierigkeit an. Die Utraquisten, oder Thaboriten erkanten diese Herrschaft nicht. Neue Unruhen, neuer Anlaß zur Zwietracht und zum Kriege.

Unter diesen Umständen zeigte sich der junge Georg von Cunstädt mit besonderm Eifer. Das Haupt seiner Parthey war Heinrich Ptarsko, ein unternehmender, kühner Mann. Von ihm lernte der junge Georg wagen, und fing an, unter den Utraquisten etwas zu bedeuten. Die catholische Parthey hielt nach Ostern 1438 einen Landtag zu Prag. Die Stände von den Utraquisten hielten einen Landtag zu Tabor. Jene erwehlten den Herzog Albrecht zu ihrem König, diese den Prinzen Casimir, des Königs von Pohlen Vladislaus, Bruder, einen Herrn von dreyzehn Jahren. Es schien, als wenn sie keinen Gegenkönig, sondern einen Schatten aufstellen wolten. Gleichwohl waren sie muthig genug, ihren Gegnern den catholischen Ständen und dem Herzoge Albrecht, welcher schon König von Ungarn

garn geworden war, Drohungen entgegen zu stellen, welche auch bald in Erfüllung gesetzt wurden.

Unter einem Wechsel von vielfachen Drohungen von allen Seiten wider einander rückte der König Albrecht in Böhmen ein, um sich mit den Waffen allgemeinen Gehorsam zu erzwingen. Die catholischen Stände unterstützten ihn. Die Utraquisten liessen den Muth nicht sinken; sie erhielten einige tausend Mann aus Pohlen zu Hülfe. Heinrich Ptarsko, ihr Haupt machte den Anfang mit den Feindseligkeiten: er verwüstete die Güter einiger catholischen Stände. Albrecht ging auf ihn loß, und both ein Treffen an. Das Utraquistische Heer vermied es, und zog sich nach Tabor, in ein vertheilhaftes Lager, wo man den Feind erwartete. Albrecht verzog nicht mit seiner Armee daselbst zu erscheinen; aber er konte nichts ausrichten. Es fielen beständige unbedeutende Gefechte vor.

Auf dem Wege nach Tabor lag das Schloß **Podiebrad**. Von diesem Schlosse war der junge Georg von Cunstädt Befehlshaber, und hatte eine hinlängliche Besatzung bey sich. Er merkte, daß sich der eine Flügel von der Armee Albrechts unvorsichtig getrent hatte, und dem Schlosse sich näherte. Er wagte einen Ausfall auf dieses Heer, welches von dem unvermutheten Angriffe so gleich in Verwirrung gesetzt wurde. Georg von Cunstädt nutzte den glücklichen Zeitpunct, schlug die Feinde, und errichtete eine solche Niederlage, daß die wenigsten davon kamen. Dieser glücklich ausgeführte Streich wurde seiner Parthey eben so sehr, als seinem Ruhme vorteilhaft. Von dieser Zeit fing man an

an, ihn merkwürdig zu halten, und als einen Mann zu betrachten, der Ehre und Vorzug verdiente. *)

Georg von Cunstädt erlangte durch diese That noch eine besondre Ehre, die sonst nur bey den Helden des Alterthums gewöhnlich war. Er erhielt von dem Schlosse, bey welchem er den Feind geschlagen hatte, einen neuen Nahmen. Er hieß nunmehr **Georg Podiebrad**; eine Ehre welche in den neuern Zeiten der Herzog von Bikonto, und einige wenige Spanier, mit ihm allein gemein haben.

Diese erste Ehre, welche Georg Podiebrad genoß, spante seinen muntern Ehrgeiz höher. Er strebte, wie es den Genies überhaupt eigen ist, nach desto grösserm Vorzug, je mehr Aufmerksamkeit man ihm gönnte. Die enge Freundschaft, welche er bald darauf mit dem Anführer seiner Parthey, dem Ptarsko, stiftete, erwarb ihm bald den Rang, daß er einer der ersten von der Utraquistischen Ligue wurde.

Das veränderte Schicksal von Böhmen erhielt ihn noch einige Zeit in Ruhe. Albrecht kehrte, unverrichteter Sache, von Tabor nach Prag zurück, und verließ hernach das Königreich. Es wurde ein Waffenstillstand zwischen denen beyden Prätendenten der Krone Böhmen gestiftet, und Unterhandlung zu Breslau gepflogen. Die innerliche Unruhe in Böhmen hörte ebenfals durch einen vermittelten Stillstand auf, welchen der neue Statthalter des Königs Albrechts, der Graf Ulrich von Cilly zwischen denen gegenseitigen Partheyen, den Catholicken, und Utraquisten, zuerst bewerk-

*) Dubrau. l. c. p. 724. Aeneas Sylv. Hist. Bohem. c. 55. p. 131.

werkstelligen sollte, aber ihn vielmehr hinderte. Ulrich war ein unwürdiger. Er fachte die Uneinigkeit mehr an, statt sie zu tilgen, und ging mit dem ehrgeitzigen Gedanken um, sich selbst zum Könige in Böhmen auf zu werfen. Seine entdeckte Bosheit nöthigte ihn das Königreich zu verlassen. Zwey neue Statthalter, Ulrich von Rosenberg, und Meinhard von Neuhaus vermittelten endlich durch einen Waffenstillstand zwischen den widrig gesinnten die Ruhe des Vaterlandes.

Es war dennoch nicht möglich, daß diese Ruhe, unter lauter entrüsteten Gemüthern, die ganz zur Wildheit geneigt waren, lange dauern konte. Die Religion muste die Gelegenheit hergeben; und man muß gestehn, daß die Utraquisten, die Parthey Podiebrads, die Urheber neuer Zwistigkeiten waren. Ueberhaupt beseelte diese ganze Parthey ein beständig unruhiger Eifer. Sie ging darinnen so weit, daß ihr Haupt, Heinrich Ptarsko, (in Junius 1439) im Nahmen seines ganzen Anhangs einen Befehl ergehen ließ, es sollten alle zu Prag befindliche Geistliche das heilige Abendmahl nicht anders, als unter beyden Gestalten, ertheilten, oder Prag verlassen. Diese Vermessenheit, um den rechten Nahmen zu gebrauchen, erweckte die innerliche Zwistigkeit von neuem. Podiebrad war einer der vornehmsten von diesen kühnen Religionseiferern, aber nicht aus strenger Andacht, wie der Leser künftig sehen wird.

Noch in demselbigen Jahre starb der König Albrecht, ein vortreflicher König. Weil sein Tod unvermuthet war, so sollte er am Gifte gestorben seyn, gleichsam als wenn es etwas ungewöhnliches wäre, daß Menschen zeitig sterben. Albrecht starb an der Ruhr, die er

 sich

sich durch den Genuß vieler Melonen zugezogen hatte: er sollte aber durch Gift gestorben seyn; und man gab, weil man nichts wußte, vielen Personen zugleich die Schuld, unter denen auch die Gemahlin des Georg Podiebrads war.

Der Tod des Königs Albrechts machte neue Verwirrung in Böhmen. Beyde Partheyen des Königreichs, so wohl die Catholicken, als die Utraquisten, oder Calixtiner hielten Versammlungen wegen der Wahl eines neuen Königs. Jene zu Prag, diese zu Melnick. Man berathschlagte sich zu Melnick, ob man sich mit denen catholischen Ständen zu Prag vereinigen, und eine allgemeine einstimmige Wahl anstellen, oder ob man den Pohlnischen Prinzen Casimir, welcher schon vorher mit Albrecht zugleich war erwehlt worden, von neuem nach Böhmen zum Besitze des Königreichs einladen sollte. Der erste Vorschlag behielt die Oberhand; er war der weiseste. Man trug der catholischen Versammlung zu Prag die Vereinigung an, und erhielt sie so gleich. Beyde Partheyen suchten dabey ihren Vortheil. Es wurde zu Prag mit dem Anfange des Jahrs 1440 eine allgemeine Berathschlagung über die Königswahl gehalten.

Albrecht hatte keinen Prinzen hinterlassen; aber seine Gemahlin, Elisabeth war schwanger, und erwartete täglich ihre Niederkunft. Sie bath die böhmischen Landstände, mit der Wahl eines neuen Königs so lange inne zu halten, bis man sähe, ob sie vielleicht einen Prinzen gebähre. Die Parthey Georg Podiebrads, welche das Geschlecht Albrechts haßte, war diesem Vorschlage entgegen. Die catholische Parthey aber drang endlich

endlich durch: und man beschloß insgesamt, mit der Wahl eines neuen Königs von Böhmen bis auf die Niederkunft der Königin Elisabeth zu warten.

Man erhielt hierauf die Nachricht, von der Geburt eines jungen Prinzen, welcher den Nahmen Ladislaus empfing. Die Böhmen schickten eine Gesandschaft an die Königin Elisabeth, und verlangten, daß sie auf den nunmehr zu haltendem Landtage durch Gesandten die Rechte ihres jungen Prinzen Ladislaus auf die Krone von Böhmen ausführen lassen möchte. Unter den böhmischen Gesandten befand sich Procopius von Rabenstein, ein feiner, und sanfter Herr. Diesen gewann die Königin Elisabeth: er brachte es, bey seiner Rückkunft nach Böhmen dahin, daß man den Landtag, nach dem Verlangen der Königin, verzögerte. Die Parthey des Ptarsko, und Georg Podiebrads war damit unzufrieden; sie konte aber den gefaßten Entschluß nicht hindern. Indessen arbeitete sie mit allen Kräften an der Vermehrung ihres Anhangs, und Verbreitung ihrer Absichten. Elisabeth zeigte sich in Ungarn als eine Heldin, und in Böhmen als eine weise Dame. Ihre Gesandschaft kam zu Prag an; und that die Rechte des jungen Prinzen Ladislaus auf Böhmen dar. Der Geist der Partheylichkeit hört niemals auf Gründe: Ptarsko und Georg Podiebrad, die beyden vornehmsten der Utraquistischen Parthey, vereitelten alle Maschinen derjenigen Parthey, welche den Prinzen Ladislaus die Krone von Böhmen zu zuwenden suchte. Die Gesandten der Elisabeth thaten bewegliche Vorstellungen, sie zeigten die Rechte der Ansprüche; die catholischen Stände unterstützten sie: der Kaiser Friedrich der dritte ver-

H 4 wandte

wandte sein ganzes Ansehn: dennoch beschloß man, eine neue Königswahl vorzunehmen.

Die Urheber dieser neuen Königswahl waren Heinrich Ptarsko, und Georg Podiebrad. Sie leiteten die Wahl auf den Herzog von Bayern, Albrecht, zu München, welcher die Empfehlung der böhmischen Sprache, die er verstand, und der Kentniß von Böhmen überhaupt hatte, weil er an dem Hofe des Königs Wenceslaus erzogen war. Die Gegenparthey des Podiebrads benachrichtigte den Kaiser Friedrich von diesem Vorgange. Friedrich ließ den Herzog von Bayern warnen, sich durch die gefährliche Krone von Böhmen blenden zu lassen. Aber Albrecht bedurfte keiner Warnung. Er besaß selbst Grosmuth genug, um die böhmische Krone aus zu schlagen, und setzte die königliche Ehre darin, daß er sie nicht annahm. Er hatte die Annehmung derselben schon verweigert ehe die Gesandten des Kaisers ankamen, die ihm dazu rathen sollten.

Elisabeth, die vortrefliche Wittwe des Königs Albrechts wurde von lauter Unglück umringt. Die Böhmen, ihre angebohrnen Landsleute verwarfen ihren Prinzen und suchten fremde Herrschaft: die Ungarn erwehlten den König von Pohlen zu ihrem Herrn. Sie war von beyden Unterthanen verrathen. Ihre Mutter, die böse Barbara, arbeitete selbst wider sie. Eine andre Dame würde der Verzweiflung unterlegen haben. Sie hatte aber Herz genug, mit denenjenigen, die ihr zugethan waren, die Waffen zu ergreifen, und gegen den Usurpator von Ungarn zu fechten, indem sie die catholischen Stände in Böhmen, zur Treue gegen ihren Prinzen ermunterte. Sie flehte den Kaiser Friedrich um Hül-

Hülfe: sie wagte das äuserste, was ein Mann wagen kan, um die Rechte ihres Sohnes zu beschützen. Auch der Verlust ihrer Truppen schlug den Muth dieser Frau nicht nieder. Sie ließ sich endlich in Unterhandlung mit dem Usurpator von Ungarn ein; und wurde von ihm vergiftet, als sie persönlich mit ihm Freundschaft aufrichten wollte. Wenn man hier sicher annimt daß sie vergiftet wurde, und bey ihrem Gemahle es vorher widerlegte, so hat man zu beyden hinlängliche Gründe. Elisabeth war der letzte Rest von dem luxenburgischen Stamme, in grader Linie von dem Kaiser Heinrich dem siebenten an. Sie hinderließ zwar auser einem unglücklichen Prinzen, zwey Prinzeßinnen, aber dieß war schon der Oesterreichische Stamm.

In Böhmen ließ sich die Parthey Georgs Podiebrads durch die Verweigerung des Herzogs von Bayern nicht furchtsam machen. Sie wandte sich so gar an den Kaiser Friedrich, und trug diesem, der böhmischen Nation gar nicht vortheilhaften, Monarchen die Krone an, um nur nicht den unschuldigen Prinzen Albrechts zum Herrn zu haben. Friedrich war entweder zu großmüthig, oder zu furchtsam; und schlug die angetragne Ehre ebenfals aus. Er gab dabey den weisen Rath, daß man in Böhmen die unglücklichen Zwistigkeiten tilgen möchte, dem jungen Prinzen Ladislaus, der ein so rechtmäßiger König von Böhmen sey, die Krone nicht rauben, und daß man eine Regierung des Landes mit Einstimmigkeit erwehlen möchte, welche so lange die Herrschaft von Böhmen hätte, bis Prinz Ladislaus die gehörigen Jahre erreicht hätte. Dieser Vorschlag des Kaisers that deßwegen die vollkommenste Wirkung,

 weil

weil der Kaiser den Anführer der Utraquistischen Parthey, den unruhigen Heinrich Ptarsko der ihm eben die Krone antrug, zur billigen Denkungsart bewogen hatte.

Nun schien Böhmen auf einmahl beruhigt zu seyn. Man hielt zu Prag lange Berathschlagungen, und wurde endlich einig den Regeln des Kaisers zu folgen. Der Eigennutz und Ehrgeitz der vornehmsten in Böhmen fand in einer neuen Landesregierung viel schmeichelhaftes. Aber es wollten beyde Partheyen, die catholische, und die utraquistische, an der Regierung gleichen Antheil haben. Es wurden daher zwey Regenten, oder Statthalter gesetzt; von der catholischen Seite Meinhard von Neuhaus, ein Herr von vieler Erfahrung, und unternehmendem Geiste, welcher schon, in Nahmen des Königs Albrechts, Statthalter in Böhmen gewesen war. Von denen utraquistischen Ständen erhielt der schon oft erwähnte Heinrich Ptarsko die Stelle eines Regenten. Ob gleich nun die eifersüchtige Partheylichkeit zwischen den beyden Regenten, und ihrem Anhange nicht auf hörte, so blieb doch eine Zeitlang eine uneinige Einigkeit. Man widerstritt einander, und ließ doch alles geschehen; bald drang dieser, bald jener zuvor: doch grif man nicht zu den Waffen. Die öffentliche Ruhe Böhmens erhielt sich, wie ein kranker, bis Ptarsko starb; und Mainhard der einzige Regent von Böhmen, durch diesen Tod wurde.

Die Utraquistische Parthey sahe mit Mißvergnügen, daß die catholischen Stände, durch den einzigen Regenten aus ihrem Mittel, das Uebergewicht in Böhmen behalten solten. Sie hielt einen Landtag zu Kuttenberg.

Drey Personen waren damals für diese Faction merkwürdig, so wie sie es noch in der Geschichte sind. Die verwittwete Kaiserin Barbara, die man von vorher kennt, war wieder nach Böhmen gekommen, und hatte ihre Residenz anfänglich zu Melnick genommen. Sie war eine Freundin des Ptarsko, und des Georgs Podiebrads. Durch diese Freundschaft wurde sie der Utraquistischen Parthey überhaupt geneigt. Wenn man den catholischen Schriftstellern glauben will, so war diese Kaiserin eine Epicureerin, und Atheistin; ob sie gleich von der einen sowohl, als der andern Secte nicht das geringste wissen mochte. Indessen war sie eine unternehmende und durchtriebne Dame, deren Gunst den Utraquisten vielfachen Vortheile verschafte, und den Georg Podiebrad mächtig unterstützte.

Ein andrer inniger Freund von ihm, eben so unternehmend, als die Kaiserin Barbara, aber wirksamer noch als sie, war Rockyzana, ein Priester, welcher schon viele Jahre hindurch die Hußiten oder Utraquisten eifrig unterstützt hatte. Rockyzana besaß die Gabe der Ueberredung, und verband mit einer grossen Kühnheit einen unruhigen Geist. Er war damals das in Böhmen, was in Frankreich, im vorigen Jahrhunderte, der Cardinal von Retz war. Nur war Rockyzana glücklicher als der Cardinal in Frankreich. Er suchte sich durch die Utraquisten auf den Erzbischöflichen Stuhl in Prag zu schwingen; und also durch die Feinde des Pabstes, die erste Würde vom Pabste zu erlangen. Er beeiferte sich für Georg Podiebrad besonders; weil

weil er dessen kühnes Genie als seine gröste Stütze betrachtete.

Georg Podiebrad selbst war die dritte merckwürdige Person der Utraquistischen Parthey, und that es allen übrigen so wohl an Eigenschaften, als am Glücke zuvor. Er war zugleich Staatsmann, und Krieger, und beständig ein glücklicher Verwegner. Er hatte bisher in verschiednen einzelnen Gefechten über einzelne catholische Partheygänger gesiegt. Er hatte die Güter Meinhards des Regenten von Böhmen, auf Antrieb des verstorbnen Ptarsko, angefallen. Er hatte überhaupt viel Kriegswissenschaft gezeigt: und war unter allen Vornehmen der Utraquisten der geschickteste, ob gleich nicht der lobwürdigste.

Einen solchen Mann hielten die Stände der Utraquisten für den fähigsten, ihr Oberhaupt zu seyn. Man erwählte den Georg Podiebrad zu einem obersten Hauptmann aller Kreisse, und versprach ihm Gehorsam zu leisten, wie einem Oberherrn. Die Prager waren unzufrieden, und sahen neue Unruhen vorher: Georg Podiebrad erweiterte seinen Anhang, und verbreitete seine Herrschaft. Er hielt im November desselbigen Jahres (1444) einen Landtag zu Böhmisch Brod. Man beschloß den Kaiser Friedrich zu bitten, daß er den jungen König Ladislaus nach Böhmen senden möchte, um mit der Sprache, und den Sitten seiner künftigen Unterthanen frühzeitig bekant zu werden. Friedrich aber verweigerte den Gesandten ihre Bitte: er wollte einen unmündigen Prinzen von fünf Jahren nicht, unruhigen und wilden Unterthanen Preis geben.

Durch

Durch die Künste Georgs Podiebrads, welcher sich gegen seinen Freund dankbar bezeugen mußte, wurde auch eine Gesandschaft an den Pabst abgefertiget, um die Bestätigung des bekanten Rockyzana zum Erzbischoffe zu Prag zu erhalten. Es ist kaum nöthig zu erzehlen, daß der Pabst dem Ketzer die gesuchte Würde abschlug. Rockyzana tröstete sich, daß ihn seine Parthey für einen Erzbischof erkannte, und man ihm vergönnte, öffentlich, und frey zu predigen. Er hörte dabey nicht auf, seinen und des Georgs Podiebrads Anhang in Prag, und allenthalben zu verstärken. Es kam eine päbstliche Gesandschaft nach Böhmen, welche einen neuen Versuch machen sollte, die verschiednen getheilten Partheyen des Königreichs mit der römisch-catholischen Kirche zu vereinigen. Der Versuch war vergeblich, da Georg Podiebrad drohte, und Rockyzana überredete. Der letztre siegte über die Päbstlichen Gesandten in einigen gehaltenen Disputationen, und hintertrieb alle andre Unternehmungen. Er brachte es endlich so weit, daß der Päbstliche Legat verspottet wurde, und mit Beschimpfung Prag verließ. *

Indessen Rockyzana alles in Prag zum Vortheil in Bewegung brachte, verstärkte Georg Podiebrad seine Macht an andern Orten im Königreiche. Er kam unter der Zeit selbst einmal nach Prag, wo er mit vieler Ehre empfangen wurde; aber Mainhard von Neuhaus war als Regent doch noch zu mächtig. Man machte geheime Anschläge diesen Gegner zu stürzen, und ließ sie durch die Zeit reif werden. Podiebrad züchtigte indessen einige widerspenstige im Königreiche, und erhob sein Ansehn durch alle mögliche Mittel. Die Kaiserin Barbara

Lara erwehlte ihn zu ihrem Curator und übergab sich selbst ganz seinem Schutze. Hierdurch wurde Podiebrads Parthey ansehnlich verstärkt.

Er wagte es nun, im Jahr 1446, nachdem er sich mächtig genug fühlte die Prager, und den Regenten Mainhard selbst auf einen Landtag nach Bilgram einzuladen. Jederman furchte sich für Unruhen, und der Landtag wurde, weil ihn ein Mann wie Podiebrad war angesagt hatte, von den catholischen Ständen, und den Utraquistischen besucht. Mainhard, der Regent von Böhmen erschien selbst. Es war der Klugheit gemäß, weil er durch sein eignes Ansehn, wenn er gegenwärtig war, dem Podiebrad doch einiger massen das Gleichgewicht halten konte. Er siegte auch wirklich mit seinem Ansehn gegen den Podiebrad: machte sich aber denselben dadurch zu dem bittersten Feinde. Man trug auf dieser Versammlung, welche zu Bilgram in der Pfingstwoche 1446 gehalten wurde, die Frage vor welche Podiebrad entworfen hatte, ob es dem Reiche nützlich sey, daß der Prinz Ladislaus die Krone von Böhmen erhielte, oder ob man nicht vielmehr, zur Ruhe von Böhmen, einen neuen König wählen solle, welcher die Sprache des Landes verstünde, und die Kentniß der Sitten seiner Unterthanen mit der Nationalliebe verbände. Mainhard, ein Anhänger des Ladislaus, wenn ein unmündiger von sieben Jahren Anhang haben kan, oder vielmehr ein Eiferer für seine Vortheile bey der Statthalterschaft, widerstritt jeder neuer Wahl. Er behauptete die Rechte des jungen Prinzen Ladislaus: er drang durch. Podiebrad sahe durch den Landtag, den er erzwungen hatte, alle seine Absichten vereitelt. Es war

war noch nicht Zeit, etwas grosses zu unternehmen das Glück hat seinen Eigensinn, so gut wie das Frauenzimmer; und spottet am meisten der Genies, die es erheben will.

Theils die Furcht für den immer mächtigern Podiebrad, theils die Klugheit, den Einwendungen der Gegner von dem jungen Prinzen Ladislaus entgegen zu gehen, bewog die Stände von Böhmen, daß sie, in demselbigem Jahre, wiederum eine Gesandschaft an den Kaiser abfertigten, und ihn ersuchten, daß er den Prinzen Ladislaus doch nach Böhmen senden möchte. Der Kaiser verweigerte auch dißmahl die Bitte. Und so oft sie baten, so oft erhielten sie abschlägliche Antwort. Man kan viel Gründe anführen, warum der Kaiser Friedrich denen Böhmen die Gegenwart ihres künftigen Königs verweigerte; aber sie gehören nicht in die Biographie Georgs Podiebrads.

Dieser breitete seine Macht desto mehr aus, je verhaßter ihm Mainhard, der Regent von Böhmen war, und je eifriger derselbe entgegen arbeitete. Er sahe ein, daß der Regent ihm bey allem wichtigen die Spitze mit Nachdruck bot, und jede grosse Kühnheit unwirksam zu machen fähig sey. Eine unzeitige Vermessenheit würde dem Podiebrad sein Grab bereitet haben. Es war nöthig die Hitze des Ehrgeitzes, die gemeiniglich blind macht, zu rück zu halten.

Indessen zerrütteten die kläglichsten Unruhen das Königreich. Jederman nahm Parthey, und bediente sich der Gelegenheit, die Güter der Gegenparthey zu verwüsten. Alles wurde von Räubern, und herumstreifenden Kriegern erfüllt. Auch die Lausitz blieb nicht ver-

verschont, und die Städte Zittau, und Görlitz mußten auf eigne Kosten Soldaten werben, und unterhalten, um für die Anfälle der wilden Krieger sich zu sichern. In Böhmen selbst gab alles zum Zwiespalt, und zu gegenseitiger Erbitterung Gelegenheit. Der Pabst schickte öfters Legaten, welche die Einigkeit mit der Kirche herstellen sollten. Sie hatten aber kein besseres Schicksal als die erstern. Der erwählte Erzbischof Rockyzana behielt die Lehrer der Universität, die Studenten, die vornehmen Bürger, und den Pöbel auf seiner Seite. Die Priester waren, wie leicht zu erachten, am meisten unter sich uneinig, und machten Lerm über Kleinigkeiten. Ein Theil pflegte zu sprengen, und die andern wider sie, wegen des Sprengwedels zu predigen. Etliche weihten die Osterkuchen; andere assen sie ungeweiht und haßten einander tödtlich darüber. Ein Theil reichte den Kelch im heiligen Abendmahle; und die andern lästerten. Man hielt Disputationen: man stritt innerhalb den Mauern wider einander; und von ausen kamen neue Feinde, und schwärmten vor den Thoren, und wollten plündern. Alles kam endlich in Verwirrung.

Rockyzana, dieser unruhige Geist, und Eiferer für die Vortheile Podiebrads war das erste Triebrad, welches die ganze Maschine in Unordnung brachte; und die Unordnung auch erhielt, weil dadurch allein Podiebrad fähig wurde, seinen mächtigen Gegner, den Regenten, Mainhard, zu stürzen. Nachdem man gegen denselben einen weitausgebreiteten Haß — und was ist bey einem Regenten eines unruhigen Volkes leichter? — erweckt hatte, nachdem man verschiedne treue

treue Mitgenossen bekommen und einen Theil des Pöbels auch für sich eingenommen hatte, so wagte man nunmehro, etwas grosses auszuführen. Das Jahr 1448 wurde die Epoche für die neue Erhöhung Georgs Podiebrads.

Dieses kühne Haupt der Utraquistischen Parthey hielt eine geheime Versammlung zu Kuttenberg. Man verband sich mit einem Eidschwur zur Treue und Verschwiegenheit. Man legte hierauf den Plan an, die Hauptstadt Prag zu überraschen, den Regenten zu stürzen, und alle Gewalt in die Hände Georgs Podiebrads zu bringen. In Prag erwarteten zur bestimten Zeit sichre Personen die Ankunft Podiebrads, um ihm die Thore zu öfnen. Das Zeichen war die Anzündung eines benanten Hauses, welches ganz einzeln, in der Stadt, auf einem freyen abgesonderten Platze stand.

Zur bestimten Zeit zog also, mitten in der Nacht, Georg Podiebrad, in Begleitung von sechs hundert auserlesenen, treuen Reutern, auf Prag zu. Er kam in der Morgendämmerung, mit grosser Stille, vor den Thoren an. Das, abgeredter massen, angezündete Feuer, setzte die Stadt in Verwirrung, und die Parthey Georgs Podiebrads in Bewegung. Man öfnet die Thore. Podiebrad bricht mit seinen Soldaten ein. Er dringt durch den Wischerad, das alte Schloß von Prag, in die neue und alte Stadt Prag. Seine Parthey verstärkt sich augenblicklich, und mit Anbruch des Tages ist Podiebrad Meister der Stadt; der Regent in Verhaft genommen, und alles von den Utraquisten besetzt. Ohnerachtet des Befehls, keinen Bürger zu beleidigen, noch zu plündern, war es doch bey der allgemeinen Ver-

wirrung, welche Aehnlichkeit mit einem Sturme hatte, nicht möglich gewesen, die Ausschweifungen der Soldaten völlig zu hindern. In der Dunkelheit der Morgendämmerung und bey dem Gewimmel von Menschen kanten sich weder Freunde noch Feinde. Die Losung der Parthey Podiebrads war Cunstädt! der Geburtsnahme des Podiebrads; aber alle, die von seiner Parthey waren, konten davon nicht unterrichtet seyn. Dennoch wurden nicht viele getödtet, und in wenigen Stunden war die ganze Revolution vollendet, und Georg Podiebrad Herr von der Hauptstadt Böhmens.

So bald der erste Tumult vorbey war, erwehlte der neue Sieger von Prag neue Rathsherren der Stadt, und setzte die vorigen ab. Der Regent Mainhard starb einige Tage, nach diesem Vorfalle. Die Geschichtschreiber sind nicht einig. Es ist ungewiß, ob er in Prag im Verhafte geblieben, oder nach dem Schlosse Podiebrad abgeführt, oder in Freyheit gesetzt worden sey. Nach dem Berichte von einigen Schriftstellern, verlohr er sein Leben durch Gift: andere erzehlen, er sey aus Gram gestorben. Der Verdacht des Giftes ist nicht ganz unwahrscheinlich: der Widerspruch der Geschichtschreiber macht es aber ungewiß, ob Podiebrad den Anfang seiner neuen Herrschaft mit einem Morde befleckte. Widerlegen aber wollen wir es nicht. Man will einen grossen Geist an den Georg Podiebrad zeigen; kein moralisches Muster. Wie traurig ist es für das menschliche Geschlecht, daß ein gutes Herz, und ein grosser Geist so selten verbunden sind! Genie und Tugend erweckt Verehrung: grosse Eigenschaften und Laster;

Laster verursachen Merkwürdigkeit. Der Geschichtschreiber reitzt durch jene, und warnt durch diese.

Georg Podiebrad bewieß sich für die Wohlfarth Böhmens sorgfältig, so bald er den ruhigen Besitz von Prag erhalten hatte. Er suchte sich seines Glücks durch Verdienste würdig zu machen; und man müßte ihm das gröste Unrecht thun, wenn man ihn lasterhaft nennen wollte. Vielleicht hatte der wilde Priester Rockyzana an dem Tode des vorigen Regenten mehr Schuld als Podiebrad, wenn man ja annehmen will, daß der Regent durch Gift getödtet worden sey. Man überlege aber dabey, daß uns alle Nachrichten von Podiebrad aus den Händen seiner Feinde, der catholischen Schriftsteller geliefert worden sind, daß selbst unter diesen einer erzehlt, der Regent sey in Freyheit gesetzt worden, und eines natürlichen Todes gestorben, daß endlich die ganze Erzehlung zu viel absichtliches hat, um Treue und Glauben zu verdienen.

Die Herrschaft über Prag, die vielen Anhänger des Podiebrads, der neue ganz ergebne Rath der Stadt Prag, und die Macht der Utraquisten wurden so starke Stützen des neuen Statthalters, daß ein Mann, der weniger Scharfsicht, als er, besessen hätte, gewiß sich wider alle Anfälle sicher genug geachtet hätte. Podiebrad sah tiefer: er merkte sehr wohl, daß die catholischen Stände mit seiner alleinigen Herrschaft nicht zufrieden seyn konten. Um sich dieselben auch verbindlich zu machen, beschloß er, die Regentenschaft von Böhmen mit Jemanden aus den catholischen Ständen zu theilen. Er erwählte mit Vorsicht, einen Herrn von Sternberg, einen Mann von geschmeidiger Seele,

 wel-

welcher sich in die Umstände zu schicken pflegte, und zu denenjenigen Characktern gehörte, welche nichts selbst wagen, sondern sich nach andern richten. Dieser Mitregent war ein Schatten, der dem Podiebrad immer nachfolgte, und, da er aus den catholischen Ständen war, so beherrschte Podiebrad auf diese Weise das ganze Königreich.

Es ist schlechterdings unmöglich, auch bey der grösten menschlichen Klugheit, daß sich gegen einen, aus der Niedrigkeit auserordentlich erhöheten, nicht Neid, und dadurch bittre Feinde finden sollten, welche an dem Umsturze der neuen Macht arbeiten. Die Wildheit des Zeitalters und der Nation machte, daß die Feinde Podiebrads im Lande herumschwärmten, und ihren Haß gegen ihn dadurch bezeugten, daß sie unschuldige plünderten. Podiebrad ließ gegen sie Truppen aufbrechen, welche einige mahl geschlagen wurden, bis sie neue Verstärkung erhielten. Besonders wüteten ein gewisser Kolda von Nachod, und ein Priester, mit Nahmen Bedrzich, welchen Hagecius **den altem Buben von Kolin** nent. Die Söhne des vorigen Regenten fingen an einem andern Orte Unruhen an: Podiebrad, welcher den Anfang seiner Regierung nicht mit bürgerlichem Kriege bezeichnen wollte, schloß mit ihnen einen Waffenstillstand zu Iglau.

Er mußte auch die Stände des Königreichs sich geneigt zu erhalten suchen. Unter denselben waren sehr viele Feinde von ihm, welche ihn als einen unrechtmässigen Inhaber der königlichen Gewalt betrachteten, und die Gegenwart des Prinzen Ladislaus verlangten. Podiebrad, um auch diesem Vorwurfe zu begegnen, hielt, am

am 26 Julius 1449 einen Landtag zu Czaslau, auf welchem man wegen der Regierung von Böhmen neue Berathschlagungen pflog. Der stärkste Theil verlangte, ohnerachtet der Furcht für den Podiebrad, oder vielmehr, eben aus Furcht, daß man nochmals den Kaiser Friedrich um die Auslieferung des jungen Ladislaus ernsthaft ersuchen sollte. Podiebrad machte mit starker Beredsamkeit Einwendungen dagegen; ließ aber die Gesandschaft doch abgehen, weil seine Scharfsicht leicht einsahe, daß man den Prinzen doch nicht erhalten würde, und er alsdenn desto uneigennütziger zu handeln scheine.

Nach der abschläglichen Antwort des Kaisers sah Podiebrad seine Herrschaft in Böhmen befestigt. Es ist wahrscheinlich, daß er mit dem Kaiser Friedrich selbst in einer geheimen Verbindung stand. Er wollte auch seine Macht auswärtigen Fürsten zeigen, und brach selbst an der Spitze eines Heeres in Sachsen ein, weil man von daher die empörerischen Söhne des verstorbnen Regenten unterstützt hatte. Er verwüstete die Gegend um Pirna und Dresden, rückte bis vor die Stadt Gera, und nahm sie mit stürmender Hand ein. Weil die späte Jahrszeit keine grosse Unternehmungen mehr vergönte, so ging er hierauf wieder nach Böhmen zurück. Diese kurze Unternehmung hatte für ihn den grossen Vortheil, daß er sich das Heer ergeben zu machen gewußt hatte, und sie verdiente deßwegen hier erzehlt zu werden.

Der kluge Geist des Regenten suchte auch bald dadurch einen neuen Streich für sich auszuführen. Er war zwar Regent von Böhmen: aber es fehlte noch diejenige

jenige Feyerlichkeit, welche wegen des Pöbels eben so nöthig war, wie viele Ceremonien der Höfe nöthig sind, bloß um die gröbern Augen des Volkes zu blenden. Er hielt mit dem Anfange des Jahres 1450 wiederum einen Landtag zu Prag, auf welchem man über die Regierung des Königreichs sich berathschlagte. Die schon von allem unterrichteten Freunde des Georgs Podiebrads brachten die Wahl eines allgemeinen Regenten in Vorschlag; und vergassen dabey nicht, den so um das Vaterland verdienten, so tapfern, so angesehnen Georg Podiebrad zu empfehlen. Er hatte die meisten Stimmen sich schon vorher erworben. Die wenigen, welche widerstritten, und auf die Gegenwart des Prinzen Ladislaus drangen, wurden kaum gehört. Die Beredsamkeit des Rockyzana that auch hier ihre Wirkung, und Georg Podiebrad ward nunmehr ein Regent von Böhmen, dem die Stände des Reichs diese Würde selbst aufgetragen hatten; gegen welchen nichts mit Grunde eingewendet werden konte. So behutsam verhielt sich der staatskluge Kopf, der seine Herrschaft mit Festigkeit gründen wollte.

Von dieser Periode an machte er sein Glück und seine Macht unzerstörbar. Er hatte eine gute Anzahl der Stände, und die von der Utraquistischen Parthey insgesamt, zu seinen Freunden. Das Kriegsheer war ihm als einem tapfern muthigen Geiste eifrig ergeben. Der Rath der Hauptstadt bestand aus lauter Anhängern von ihm. Der berühmte, und listige Rockyzana machte ihm die Universität zu Prag, und die Priester geneigt, von denen damahls, in Böhmen, die grösten Wichtigkeiten abhingen, weil die Menge ihnen mehr als jemals zugestand, nach dem gewöhnlichen Triebe dieses Standes

des bey allen Religionen, und Nationen, sich in alles zu mischen.

Bey so vielfachen Stützen, auf welche Georgs Podiebrads Regierung ruhte, bey so mannichfaltigen Springfedern, die er alle nach seinem Willen in Bewegung setzen konte, wäre es ihm schon damals möglich gewesen, sich zum König von Böhmen zu erklären. Er wollte es lieber seyn, als heissen, und verachtete einen blossen Titel, der itzo ohne Wirkung, und wahre Vortheile war. Er regierte das Königreich mit Beyfall. Diejenigen, welche ihn schmähen, sind das Echo seiner catholischen Gegner, die einen utraquistischen Regenten hassen mußten, weil sie glaubten, derjenige könne nicht gut regieren, der den Kelch im heiligen Abendmahle genösse, und die Osterkuchen ungeweiht äße.

Der Zustand von Böhmen blieb dennoch immer in einer critischen Lage, denn der Prinz Ladislaus, welcher am Hofe des Kaisers erzogen wurde, blieb, ohnerachtet aller Bitten der Unterthanen bey dem Kaiser in Verwahrung, und wurde nicht verabfolgt. Der Kaiser entschloß sich so gar, diesen Prinzen mit nach Italien zu nehmen, wohin er, am Ende des Jahrs 1451 sich begab, um von dem Pabste gekrönt zu werden. Verschiedne der vornehmsten in Böhmen, welche lieber einen unerfahrnen König, als einen klugen Regenten haben wolten, verlangten, daß man von neuem dem Kaiser um die Verabfolgung des Prinzen Ladislaus ersuchen sollte. Podiebrad war damit vollkommen zufrieden, oder schien es doch zu seyn. Eine neue Gesandschaft der böhmischen Stände hat den Kaiser Friedrich mit ernsthaften Vorstellungen, daß er ihnen ihren jungen

König nicht länger verweigern möchte. Der Kaiser schlug es nicht so gleich ab, sondern fertigte eine eigne Gesandschaft nach Böhmen ab.

Das Haupt dieser Gesandschaft war der bekante Aeneas Sylvius, welcher nachher Pabst wurde, und damals schon Staatsmann, Redner und Priester war. Die böhmischen Stände versamleten sich in dem Städtchen Beneschau, unter dem Vorsitze Georgs Podiebrads. Aeneas Sylvius wußte ihnen die Gründe warum die getreuen Böhmen ihren Prinzen noch nicht bey sich haben sollten, so lebhaft vorzustellen, daß man sich vollkommen befriedigte. Podiebrad gab der gehaltnen weitläuftigen Rede Beyfall, und mit ihm die übrigen Stände. Der junge König von Böhmen zog mit dem Kaiser nach Italien.

Bey der Gelegenheit dieser Gesandschaft bewieß Podiebrad seine Stärke in der Beredsamkeit, und Kentnis der Religion gegen den grösten Gegner in beyden, den damals Europa hatte. Aeneas Sylvius ließ sich mit ihm, nach der Gewohnheit des damaligen Zeitalters, in eine weitläuftige Disputation über die streitigen Religionspunkte ein, und besonders über den Gebrauch des Kelchs im heiligen Abendmahle. So sehr Podiebrad in Absicht des jungen Prinzen Ladislaus der Beredsamkeit des Sylvius Beyfall gegeben hatte, so wenig gab er ihm denselben in Absicht der Religionsmeynungen. Man endigte die Unterredung darüber, wie es bey Disputationen immer geschicht, mit einer desto festern Ueberzeugung von jeder Seite, daß man Recht habe. Inzwischen hat diese theologische Disputation doch auch einen besondern Einfluß in die Geschichte gehabt. Aeneas Sylvius

vius zeigt in seiner böhmischen Geschichte einen unwürdigen Haß gegen den Georg Podiebrad.

Dieser gab bald, nach jenem Vorfalle einen Beweiß, daß seine Neigung gegen seine Freunde auch nach ihrem Tode noch fortdauerte. Die Kaiserin Barbara starb in dem selbigen Jahre, (1451) eine Dame, deren Unterstützung Podiebrad seine erste Grösse zu danken hatte. Man wollte sie nicht ehrlich begraben weil sie eine Atheistin gewesen seyn sollte. Podiebrad that durch den Rockyzana das an ihr, was Ludwig der vierzehnte an Molieren that. Es war aber ein grosser Unterschied zwischen der Mitte des funfzehnten Jahrhundertes, und dem Jahrhunderte Ludwigs; so wie zwischen einem Regenten von Böhmen, und einem Souverain von Frankreich.

Die Sorgfalt des weisen Regenten beschäftigte sich mit der innerlichen Ruhe von Böhmen; mit der Behauptung seiner gesetzmäßigen Macht, mit Mäßigung aller Gewalt. Es gab noch verschiedne widerspenstige Städte, welche ihn nicht für einen Regenten erkennen wollten; unter welchen sich Tabor besonders ausnahm, eine Stadt, die der Geburtsort von der Parthey Podiebrads war. Er ging also an der Spitze des Kriegsheeres vor ihre Mauern, und da erkante man bald, daß er Regent sey. Ein gleiches Schicksal, oder vielmehr Ceremonie, wiederfuhr den Städten, Budweis, Piseck, Satz, und Laun. Man erfuhr keine Gewalthätigkeit, wenn man den Gesetzen gehorchte, und der Regent war der erste, der ihnen gehorchte, und nahm nichts wichtiges, ohne Beystimmung der Landesstände vor. Die Kühnheit seiner Jugend reifte, mit den

 Jah-

Jahren, nach sichern Maaßregeln, und er zeigte sie nur alsdenn, wenn sie das einzige Mittel zu grossen Endzwecken wurde.

Indessen war der Kaiser aus Italien wieder in Wien angekommen, (1452) und wurde in der Wiener-Neustadt von den Oesterreichischen Unterthanen seines königlichen Zöglings, des Prinzen Ladislaus, belagert. Friedrich, dem man den Beynahmen des **Langsamen**, und **Geitzigen** in der Geschichte geben kan, hatte aus vielerley Ursachen, an deren Folgen er aber noch lange nicht denken wollte, endlich so lange gezaudert, den jungen Prinzen Ladislaus seinen Unterthanen zu schenken, bis er die Waffen der Unzufriedenheit in Bewegung gesetzt hatte. Prinz Ladislaus war nicht allein von den Böhmen öfters gefodert worden, sondern auch von den Ungarn und Oesterreichern welche insgesamt seine Unterthanen waren, oder es doch werden wollten. Eitzinger, das Haupt der Mißvergnügten in Oesterreich, welcher ein eben so guter Soldat, als listiger Hofmann war, belagerte den Kaiser mit 16000 Mann, um ihn zur Auslieferung des jungen Ladislaus zu zwingen. Man beschuldigte den Kaiser Friedrich, daß er dem Prinzen Ladislaus die Herrschaft von Oesterreich zu entreissen gedächte: wenn er es auch wirklich gedacht hätte, so hatte er es doch wirklich noch nicht ausgedacht; er pflegte über alles sehr lange zu denken, und oft bis es schon zu spät war. So ebenfals hier, als er belagert wurde, ehe er nur einen feindlichen Anfall vermuthete.

Die erste Hülfe, welche dem belagerten Kaiser zu eilte, war so unvermuthet für Jedermann, als die Belagerung selbst. Der Regent von Böhmen Podiebrad ent-

entschloß sich, mit einigen tausend Mann zum Entsatze zu eilen. Auf die erhaltne Nachricht aber, daß man einen Frieden unterhandle, kehrte er wieder um. Man bemerkte sehr leicht die geheime Freundschaft, welche zwische dem Kaiser, und dem Regenten von Böhmen gepflogen wurde. Es ist aber ein blosser Wahn, wenn man aus dieser Freundschaft auf eine Verbindung zum Nachtheile des Prinzen Ladislaus schliessen will. Grosse Männer haben grosse Freunde nöthig, wenn sie sich wider Eifersucht und Neid erhalten wollen; und Podiebrad hatte es besonders nöthig, den Vormund seines künftigen Königes sich geneigt zu machen.

Durch die Belagerung von der Wiener-Neustadt wurde nun Prinz Ladislaus, der König von Böhmen, und Ungarn, und Herzog von Oesterreich, in Freyheit gesetzt. Er wurde dem Grafen Cilly am 10 September 1452 übergeben.

Die Freyheit dieses Prinzen verursachte einen neuen allgemeinen Landtag zu Prag. Der Regent, Podiebrad eröfnete ihn, in Gegenwart der grossen, sehr zahlreichen Versammlung der Stände, und der Ritter von Böhmen, mit einer wohlgesetzten Rede, welche wir hier, auch mit treuer Kopirung der Ausdrücke, in so fern es schicklich ist um desto eher anführen wollen, da sie das Betragen des Regenten, und die Maaßregeln verräth, deren er sich in Absicht der Stände des Reichs bediente.

„Wohlan, sprach Podiebrad, ihr Herren, Rit„ter, und Gesandte aus den Städten; weil es endlich „von der göttlichen Barmherzigkeit, und der Kaiserli„chen Majestät durch Bitte erlangt worden ist, daß wir

„wir nicht ferner, gleichwie die irrenden Schaafe ohne „einen Hirten bleiben, sondern uns Ladislaus, des Kö„nigs Albrechts, unsers Erbherrn Sohn, zu einem „Herrn, und König verabfolgt ist, wie ich denn nicht „zweifle, er könne gar wohl unser Herr bleiben; so wol„let ihr euch nun auch sämtlich darüber vereinigen, ob „ihr ihn zu einem Herrn annehmen wollet oder nicht, „und ob ihr mit den Hungarn einen gemeinschaftlichem „König zu haben gesonnen seyd! Dafern ihr etwa „meynt, daß man diesen jungen Prinzen den Hungarn „allein zum Könige folgen lassen solle, und ihr euch aus „eurem Mittel einen zum Herrn, und Könige, erweh„len und krönen wollet, so glaube ich, daß solches wi„der Ladislaum auch nicht seyn würde. Denn so viel „ist gewiß, daß er in diesem seinem Alter mit der Regie„rung des Königreichs Hungarn, welches sehr verwirrt „ist, genugsam, und überflüßig wird zu thun haben. „Doch sey von mir nicht mehr zu euch geredt, als was „hierinnen euer Wille, und Meynung ist.„

Man sieht, mit welcher Delicatesse der Regent seine Stände behandelt. Die versammelten Stände wurden, nach weniger Berathschlagung einig, den Prinzen Ladislaus zu ihrem Könige anzunehmen, und für die baldigste Ankunft desselben zu sorgen. Der Regent pflichtete hierauf diesem Entschlusse ebenfals bey, schlug aber vor, gewisse Puncte, besonders wegen der getheilten Meynungen in der Religion, und wegen der Privilegien dem jungen Könige vorzulegen, welche er vorher, ehe er gekrönt würde, zugestehen möchte. Man entwarf nach des Podiebrads Rath, eine Capitulation von zwanzig Artickeln, welche der Prinz vorher eingehen muß-

mußte, ehe er die Krone von Böhmen empfing. Die vornehmsten Puncte waren die Freyheit der Religion für die Utraquistische Parthey, die Foderung daß Oesterreich der Krone Böhmen incorporirt würde, und die Bestätigung des Rockyzana zum Erzbischoffe zu Prag, welchen Freund sich Podiebrad nothwendig zu erhalten suchen mußte.

Gleich nach dem Schlusse dieses Landtages ging eine Gesandschaft nach Wien, wo sich ebenfals Gesandten von Ungarn und Oesterreich einfanden. Hier wurde ein Schluß abgefaßt, wie die Regierung dieser drey Länder verwaltet werden sollte, da der Prinz noch nicht vierzehn Jahr alt war. Podiebrad hatte nicht vergessen, Freunde von sich zu den Gesandten zu wählen. Man verordnete den tapfern Johannes Corvinus zum Statthalter im Königreich Ungarn, Georg Podiebrad im Königreich Böhmen, und den Grafen Ulrich von Cilly im Herzogthume Oesterreich; welche diese Länder, im Nahmen des jungen Königs Ladislaus regieren, denselben aber zu allen wichtigen Berathschlagungen mit zu ziehen, und zur Regierung anführen sollten.

Die drey Nationen wetteiferten um die Ehre, ihren jungen König bey sich zu sehen. Ladislaus ging von Wien zuerst nach Presburg, wo er sich huldigen ließ, und da er von da wieder zurück nach Wien kam, so verdoppelten die Böhmen ihr dringendes Anhalten, baldigst zu ihnen zu kommen. Der Prinz kam im folgenden Jahre 1453 in sein Königreich, und wurde zu Iglau von einer feyerlichen Gesellschaft empfangen, davon Podiebrad der erste war. Nachdem die verlangten Punkte waren zugestanden worden, so begleiteten ihn die Gesand-

sandten nach Prag, wo er mit den gehörigen Feyerlichkeiten, durch den Cardinal und Erzbischof von Gran die königliche Krone empfing. Er hatte den Nahmen des Königs und Podiebrad die Gewalt. Es war auch billig, daß ein vierzehnjähriger Prinz den Rathschlägen eines erfahrnen Staatsmans von vier und dreyßig Jahren folgte, welcher schon über sechs Jahr die Regentschaft des landes mit Ansehn verwaltete, und alle grosse Eigenschaften eines Ministers besaß.

Podiebrad machte es sich zur weisen Pflicht, ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Macht seines jungen Königs, und den Rechten der Stände zu erhalten. Er gab, als eben Ladislaus nach Böhmen kam, ein furchtbares Beyspiel, wie strenge man die Ruhe des landes bey einer neuen Regierung, und getheilten Gemüthern erhalten müsse. Ein gewisser Herr von Schwiriz, den ein unzeitiger Eifer, die Gunst des neuen Königs zu erhalten, zur schlimsten Thorheit antrieb, schrieb an den jungen König einen Brief, welchen Podiebrad auffangen ließ, und welcher von folgendem, aufrührerischen Inhalte war.

„Ich weiß es, daß Ew. Majestät in dem Kö„nigreiche Böhmen, dasselbe zu regieren ankommen „werden. Daß Sie es aber ohne Gewalt ein„nehmen wollen, kan ich nicht loben: es wäre „denn, daß Sie ihre Mutter mit zwey Köpfen auf „die Welt gebracht hätte, deren eines Sie zu Wien „lassen, das andre aber dem Böhmischen zwiefachen „Glauben anvertrauen möchten.„

Diesen Brief, welcher nichts geringers, als einen Aufruhr, und bürgerlichen Krieg zwischen dem neuen

en König und seinen Unterthanen erregen sollte, nahm Podiebrad in die Versammlung der Stände zu Prag, auf welcher Versamlung der Verfasser des Briefes, der Herr von Schmiriz, selbst zugegen war. Podiebrad laß den Brief vor, und verlangte das Gutachten der Stände darüber. Man urtheilte, daß der Verfasser die Todesstrafe verdient habe. Schmiriz selbst war dieser Meynung. Man zeigte ihm hierauf seine Hand, und Siegel. Er wurde, nach seinem eignem Urtheile, enthauptet.

Der neue König Ladislaus bestätigte dem Georg Podiebrad die Statthalterschaft, und nahm ihn sehr bald zu seinem Liebling an. Kein Mensch war dazu geschickter, als Podiebrad. Scharfsicht, Erfahrung, Klugheit, und Ansehn, machten ihn zugleich geliebt, und gefürchtet. Durch ihn wurden alle Geschäfte des Reichs verwaltet: er war die Seele, die den Staatskörper von Böhmen regierte. Ladislaus blieb über ein Jahr lang in Böhmen, immer in Begleitung, und Verbindung mit dem Podiebrad.

Dieser begleitete auch seinen König, und Freund, als derselbe Böhmen verließ, und Mähren, und Oesterreich besuchte. Indessen wurden zwey Verweser des Königreichs ernant. Ladislaus hielt den Podiebrad für die Schutzwehr seiner Jugend bey den Unruhen in Ungarn und Böhmen, und für den besten Rathgeber bey den Cabalen seiner Hofleute, und Statthalter, welche dem unglücklichen jungen König die last der Regierung fast unerträglich machten. Besonders verwirte die Arglist des Grafen von Cilly alles gute: er nutzte als Großonkel des Königs sein Ansehn bis zum Abscheu, und

und verfolgte besonders den tapfern Statthalter von Ungarn, Johannes Corvinus. Die Bosheit blieb auch an ihm nicht ungestraft, nach mancherley Schicksalen wurde er in einem Duell erstochen.

Podiebrad erhielt sich beständig im Ansehn, und Achtung. Wenn man die Cabalen seiner Feinde erwegt, die zwar an allen Höfen gegen die Minister sich finden, aber nirgends so schlim seyn können, als sie damals in Böhmen, bey einem jungen Könige waren, so wird man ohngefähr fähig sey, das Glück zu bewundern, und die Klugheit zu schätzen, durch welche Podiebrad, mitten unter dem Schwarme seiner Feinde, sich auf seiner Höhe erhielt.

Es war desto sonderbarer, daß Podiebrad, ein Utraquist die Gunst des Königs genoß, der der Utraquistischen Parthey ganz gehäßig war: der den Rockyzana verabscheute, der ohnerachtet aller Vorstellung, nie einmal in eine Kirche der Utraquisten kommen wollte, und sehr häufig seine feindselige Gesinnungen wider diese Secte in bittern Ausdrücken zu erkennen gab. Man braucht indessen das Geheimniß der Kunst, wodurch Podiebrad sein Glück erhielt, nicht weit her zu suchen. Der Minister lenkte sich, mit einer ministerialischen Seele, nach den Meynungen seines Königs, indem er doch immer seiner Parthey beystand, und eben dadurch ihre Vortheile am mächtigsten unterstützen konte, wenn er ihnen nicht eben sehr zugethan zu seyn schien. Die Feinheit dieses Kunstgriffes, das Glück seiner Freunde desto gewisser zu besorgen, je weniger man seine Meynung zu erkennen giebt, war zu Podiebrads Zeiten schon alt genung, um auch ihm bekant zu seyn.

Die

Die Politick dieses Ministers, und seine glückliche Geschicklichkeit in Staatsgeschäften fand nicht blos in Böhmen, sondern auch auswärts Gelegenheit zu Verdiensten. Ladislaus schickte ihn, im Jahre 1455, als seinen Gesandten auf den grossen Reichstag, welchen der Kaiser in Wiener-Neustadt hielt; und worauf man besonders wegen eines allgemeinen Friedens in Deutschland, und eines allgemeinen Krieges gegen die Türken berathschlagte. Eines kam so wenig als das andre zu Stande. Der Kaiser Friedrich berathschlagte immer viel, und handelte wenig. Podiebrad hatte in dieser glänzenden Versamlung das Ansehn seines Königs, und seine Achtung vermehrt.

Nicht lange, nach diesem Reichstage wurde er, in demselbigen Jahre, nach Eger gesandt, um daselbst die lange schon gedauerten Streitigkeiten in einer Zusammenkunft mit Sächsischen Abgeordenten, beyzulegen, welche das Haus Sachsen mit der Krone Böhmen wegen Erneurung der alten Erbvereinigung hatte. Da Podiebrad von der Foderung nicht abging, 63 Städte und Schlösser zu verlangen, welche das Haus Sachsen dem Königreiche Böhmen entzogen hätte, so konte der gesuchte Vergleich nicht zu Stande kommen. Man könte noch mehr von andern Staatsgeschäften des Ministers und Statthalters erzehlen: aber dergleichen Staatssachen sind dem Leser eben so verdrüßlich anzuhören, als dem Minister, sie zu thun. Das Verdienst solcher Handlungen, so wichtig sie auch sind, hat immer einen stummen Ruhm.

Viel lauter sprach man von den kriegrischen Unruhen, welche noch dazumal an einigen Orten in Böhmen

 sich

sich zeigten. Verschiedne Vasallen, unter denen sich Colda von Nachod ausnahm, wollten sich noch nicht zur Ruhe bequemen, und den König Ladislaus für ihren Herrn erkennen. Podiebrad, der nicht nur Staatsmann, sondern auch General war, und in beyden Künsten gleich groß, marschirte mit einem Heere gegen die Widerspenstigen, welche eine starke Anzahl Truppen beysammen hatten. Es fielen unterschiedliche Gefechte vor. Die Wildheit der Empörer machte den Sieg schwer, und Podiebrad verlohr viel Volk, und einige vornehme, und tapfre Anführer. Besonders vertheidigte sich das Schloß Nachod mit Verzweiflung. Es wurde mit Mühe endlich erobert und zerstört, und hierauf erfuhren die andern feindlichen Schlößer und Städte ein gleiches Schicksal, bis die Niederlage und Demüthigung der Rebellen vollendet war.

Der König Ladislaus befand sich, während dieser Auftritte, in der Lausitz, in Schlesien, in Ungarn, und zu Wien. Er entschloß sich zu einer Vermählung, und wählte die Prinzeßin des Königs von Frankreich, Carls des VII. Die Eitelkeit der drey Nationen, welche Ladislaus beherrschte, zankte um den Ort, wo die Vermählung gehalten werden sollte. Die eine verlangte hierzu Wien, die andre Ofen, die dritte Prag. Der arme junge König wollte kein Land beleidigen, und konte doch nur an einem Orte das Beylager halten.

So sehr Podiebrad über die eifersichtige Eitelkeit seiner Landsleute insgeheim lächeln mochte, so bedeutend schienen ihm doch die Folgen davon zu seyn. Er kante die Wildheit seiner Nation, und wie leicht sie durch Kleinigkeiten empört werden konte. Er nahm also, als

als Statthalter, und erster Landesstand, bey der bemerkten Bewegung, die Parthey seiner Nation, und spielte eine neue Rolle. Nach der ihm eignem tiefen Politick nahm er es auf sich, den König Ladislaus, mit Gewalt, zu nöthigen, daß er sein Vermählungsfest in Böhmen, zu Prag, feyern sollte. (1457)

Er zog mit einigen tausenden Soldaten nach Wien, wo Ladislaus sich aufhielt. Dieser wußte von der Rolle, die Podiebrad spielte, nichts. Es war nicht der Klugheit gemäß, dem jungen Könige etwas zu schreiben, welches durch seine ihm umgebende Räthe leicht hätte verrathen werden können. Ladislaus erschrack, als er den Statthalter von Böhmen vor den Thoren seiner Residenz mit einem Heere erblickte. Podiebrad verlangte eine geheime Unterredung mit dem Könige. Der König ließ ihn nach Wien in die Stadt selbst einladen. Podiebrad schlug dieses ab, und blieb mit seinem Heere an dem Ufer der Donau gelagert. Ladislaus mußte sich also entschliessen, zu ihm zu kommen. Er nahm drey tausend Soldaten mit, und lagerte sich an dem andern Ufer der Donau. Es wurde hierauf, in dem Angesichte beyder Heere, ein Gezelt aufgeschlagen, darinnen der König mit dem Statthalter Podiebrad zusammen kam. Der erste Tag ging mit den Ceremonien vorbey, und beyderseitigen feyerlichen Höflichkeiten. Die Begleitung des Königs war für die geheime Unterredung Podiebrads zu groß. Am zweyten Tage waren bey der Unterredung nur zwey Personen gegenwärtig. Bey der dritten, und vierten Zusammenkunft waren der König, und Podiebrad ganz allein. Der Gegenstand ihrer Unterredung blieb so geheim, wie die Un-

Unterredung selbst gewesen war. Podiebrad stellte sich aber unzufrieden, und brach mit seinem Heere, unter dem Scheine des Zorns, und Unwillens, auf. Als er auf dem Ruckzuge in Mähren war, kam eine Gesandschaft vom Könige Ladislaus ihm nach, und versicherte ihn öffentlich, daß die Königliche Vermählung zu Prag vollzogen werden sollte. Ladislaus gab seinen Räthen zu Wien die Versichrung, daß er völlig wider seine Neigung sich habe entschliessen müssen, in Böhmen Beylager zu halten, und daß er es bloß thue, um nicht einen so mächtigen Mann in Böhmen, wie Podiebrad sey, welchem das ganze Königreich ergeben wäre, zu beleidigen. In der geheimen Unterredung vor Wien war dieses ganze Spiel der Verstellung abgeredet, und eingerichtet worden.

Der König begab sich hierauf wirklich nach Prag, wo er mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Man wollte die Ehre des königlichen Beylagers zu verdienen suchen, und machte daher glänzende Zurüstungen. Es wurden eine Menge auswärtiger Prinzen zu der Feyerlichkeit eingeladen, zu welcher die prächtigsten Anstalten vorbereitet wurden. Es gingen eine Menge Gesandten an verschiedne Höfe; und eine glänzende Gesandschaft ging nach Paris, um die königliche Braut, Magdalena abzuhohlen. Mitten unter diesen Zurüstungen der Pracht fing der König an, in eine sanfte Schwermuth zu verfallen. Es herrschte eben in Prag eine ansteckende Seuche, welche viele Einwohner tödtete. Der König gab die Ursache seiner Schwermuth nicht an, und man wurde, wegen eines Herrn, welchen man liebte, desto besorgter. Einer von

von seinen geheimen Räthen, und Vertrauten fand ihn einmahl am Fenster stehen, und, indem er denen Zurüstungen zu seiner Vermählung zusah, in Thränen. So bald der König seinen Minister kommen sah, trocknete er sich geschwind die Thränen ab, und nahm eine heitere Mine an. Der Minister, welcher ihn hatte weinen gesehn, bat ihn inständigst, die Ursache davon zu entdecken. — **Ich werde meine Vermählung nicht erleben;** sagte der junge König; **ich werde sterben —.** Man sage, was man will, so ist es dennoch gewiß, daß es Ahndungen gibt.

Die Traurigkeit des Königs bey den fröhlichen Anstalten wurde noch durch die Cabalen des Hofes vermehrt. Besonders suchten viele den Georg Podiebrad, welchen der junge König liebte, zu stürzen, oder zu beunruhigen. Ein Edelman aus Mähren, fing über einen Gegenstand, den die Geschichte nicht aufgezeichnet hat, einen so harten Streit an, daß er Podiebrads Ehre angrif, und den Adel desselben nicht erkennen wollte. Podiebrad, welcher zeigen wollte, daß er ein Edelmann auch nach allen Vorurtheilen dieses Standes sey, foderte den Mährischen Edelmann auf ein Duell heraus.

Inzwischen erfuhr der König den Vorfall, und wollte die Streitigkeit durch ein Gericht selbst beylegen. Er erschien (am 22 November 1457) in der Versammlung seiner Räthe, nicht allein schwermüthig, sondern ohne alle gewöhnliche Kleidung, in der grösten Zerstreuung. Die versammelten Räthe wurden darüber bestürzt, und traurig; inzwischen erhielt Podiebrad Gerechtigkeit, und Genugthuung. Nach Endigung des Urtheils speisete der König in Gesellschaft seiner geheimen

men Räthe, und blieb traurig, und muthloß. Er führte verschiedne ernsthafte, und bedenkliche Reden, blieb aber in der Gesellschaft bis spät in die Nacht. So bald er in sein Schlafzimmer gekommen war, beschwerte er sich über Umpäßlichkeit, welche die Nacht über zunahm. Man hielt es für Einbildung, und ließ erst früh Morgens die Aerzte rufen, welche schon die Gefahr der Krankheit bemerkten.

Als der König selbst die Gefahr einsah, ließ er seinen Vertrauten, und Statthalter, den Georg Podiebrad zu sich rufen. Podiebrad tröstete seinen König; dieser aber redete ihn mit einem gesetzten Muthe an. „Georg, deine Treue ist mir sehr wohl bekant. Durch „dich bin ich König von Böhmen geworden: durch dei„ne Sorgfalt habe ich dieses Königreich bis itzt regiert. „Ach! ich hofte es länger zu regieren; aber nun ist es „anders. Ich muß sterben. **Das Königreich komt „in deine Hände.** Ich begehre von dir zwey Dinge: „daß du Jedem Gerechtigkeit ertheilest; und daß du „diejenigen, die ich aus Oesterreich mit hieher gebracht „habe, ungestört, und ruhig in ihr Vaterland zurück „kehren lassest. Dieses ist die letzte Freundschaft, um „die ich bitte. „ — Der bestürzte Podiebrad suchte den König zu versichern, daß dieses alles unnöthig sey: der König werde dieses alles selbst thun, und lange regieren. „Ladislaus ergrif die Hand seines Ministers. — Ver„sprich mir das, warum ich bitte; ich werde alsdenn „bey Gott für dich bitten: denn ich habe so gelebt, daß „ich hoffe die Erde mit dem Himmel zu vertauschen. „Verweigre mir nicht meine Bitte. „ — Podiebrad versprach, mit Wehmuth, was der gute König verlangte;

gelangte; und bab sich hinweg, um den hervorbrechenden Thränen freyen Lauf zu lassen. —

Ladislaus lebte noch wenige Stunden: der Jüngling starb wie ein Greis; denn Religion, und Einsicht des Verstandes hatten seinen Geist ausgebildet. Er war ein **achtzehn jähriger Greis;** zugleich ein Genie, und ein Tugendhafter. Sein Schicksal wollte, daß er ein beständig unglücklicher Prinz seyn sollte. Podiebrad nahm an allen seinen, so wohl innerlichen, als auswärtigen Lagen, Antheil, und hatte darauf zu viel Einfluß, als daß wir wir sie hier übergehen dürfen.

Schon in der Wiege machte man dem kaum gebohrnen Prinzen seine väterlichen Verlassenschaften streitig, die Böhmen zweifelten eine Zeitlang, ob sie ihn für ihren Herrn annehmen sollten, gleichwohl war er durch die Geburt ihr Herr. Die Ungarn gingen weiter: sie erwählten den König von Pohlen zu ihren Herrn, und verfolgten die Anhänger des Ladislaus mit dem Degen. Er selbst blieb, unter diesen Drangsalen in der Verwahrung des Kaisers Friedrich, welcher ihm die Freyheit durchaus nicht geben wollte, und ihn mit nach Italien nahm. Ladislaus wollte entfliehen, und wurde wieder zurück gezogen. Als ihn endlich die Oesterreicher, und die indessen billiger gewordnen Ungarn mit dem Degen in der Faust befreyten, und den Kaiser durch eine Belagerung zur Auslieferung des Ladislaus zwangen; so wurde dieser Prinz nur mehr unglücklich, als er vorher gewesen war. Er sah sich auf einmal in eine Menge von auswärtigen Streitigkeiten verwickelt; und in seinen drey Reichen von Cabale, und Partheylichkeit umgeben. Damals war er vierzehn Jahr alt, und wollte

wollte von denen regieren lernen, die alles in der Regierung verwirrten. Podiebrad blieb ihm getreu. Sein Groß-Onkel, der Graf von Cilly, Statthalter in Oesterreich, wurde von einem andern Gegner, Eizinger, gestürzt; und kam bald darauf wieder bey dem jungen Könige in Gunst. Der Graf wurde in einem Duell von dem Sohne des Statthalters in Ungarn getödtet; und der König ließ sich bereden, den Mörder enthaupten zu lassen. Er erweckte sich dadurch viele Feinde in Ungarn. Die Parthey der Utraquisten war ihm in Böhmen abgeneigt, und wenn ihr Haupt, Podiebrad nicht Treue behalten hätte, so wären auch da Unruhen entstanden.

Das auswärtige Mißvergnügen des jungen Königs war eben so groß, als das innerliche. Kaum war er frey, als der geitzige Kaiser Friedrich starke Foderungen, wegen der für seine Erziehung ausgelegten Gelder, machte. Der König konte nichts geben; und seine Statthalter wollten nichts geben.

Das Haus Sachsen machte ihm neue Streitigkeiten, wegen der alten Erbeinigung mit Böhmen; und ein deßwegen angestelter Vergleich lief fruchtlos ab. Es war sein Schicksal, mit seinen Anverwandten zu streiten. Der Kaiser Friedrich war sein Vetter, und der Herzog von Sachsen, Wilhelm, sein Schwager, der Graf Ulrich, der ihn in lauter innerliche Verdrüßlichkeiten brachte, sein Groß-Onkel.

Diese Drangsalen waren noch nicht genug: der mächtige Herzog von Burgund beraubte ihn seines stamerblichen Herzogthums Luxenburg, welches ihm noch vom Kaiser Heinrich dem VII. her zugehörte. Die Türken

ken fielen in Ungarn ein, belagerten seine Städte, und wollten ihm sein Königreich nehmen.

Endlich wollten ihn noch seine getreuesten Unterthanen, die Böhmen, mit Gewalt zwingen, in Prag, wider seinen Willen seine Vermählung zu halten. Von dieser Seite solte sein letztes Mißvergnügen kommen. Er kam nach Prag, und starb, (1457 am 23 November.) Niemals ist ein König, in seinem frühen Alter, so unglücklich gewesen, als Ladislaus; und so vielfach, so verwirrt unglücklich. Kein Beyspiel in der Geschichte kan uns für diesen elenden Augenblick, den **wir Leben** nennen, einen grössern Eckel beybringen, als Ladislaus.

Es fehlte bey seinem Tode nicht an Lästerern, welche die Vermuthung äuserten, daß Podiebrad seinen König mit Gift umgebracht habe. Wir haben deswegen die Umstände von der Krankheit und dem Tode des Königs so ausführlich, nach den bewährtesten, selbst catholischen Schriftstellern erzehlt, damit man daraus urtheilen könne, wie lasterhaft die Lästerung wider den Podiebrad gewesen sey. Es haben aber, längst vor uns, eine Menge, von catholischen Schriftstellern, die Vermuthung des Giftes widerlegt, und dem Podiebrad Gerechtigkeit wiederfahren lassen. *) Ladislaus starb an der Pest.

Gleich nach dem Tode des Ladislaus, am folgenden Tage, erklärte Georg Podiebrad den versammelten böhmischen Landständen, daß er die Regierung des Königreichs

*) Hagecius, Lupacius, Theobaldus, Cochloeus etc. S. Bohusl. Balbin. Epitom. Rer. Bohem. libr. V. c. 3. p. m. 570.

nigreichs nicht niederlegen würde, weil ihm der verstorbne König seine Statthalterschaft bis auf Pfingsten des künftigen Jahres verlängert habe. Es war viel gewagt, weil nach dem Tode des Königs die Landstände die Regierung haben musten. Allein Georg konte sich auf die Armee verlassen, die ihm ganz ergeben war. Niemand getraute sich, ihm zuwidersprechen. Die letzten Reden des Königs hatten auch grossen Eindruck gemacht; und es war in ganzem Reiche kein Mensch, der mit dem Georg Podiebrad in Vergleichung kommen, und daher ihm die Spitze bieten konte. Das Verdienst ist immer die sicherste Schutzwehr bey Unternehmung grosser Thaten. Es schreckt die Neider durch ihr eignes Gewissen.

Wäre Podiebrad einer von denen unbesonnenen, und oft glücklichen Ehrgeitzigen gewesen, welche dem höchstem Glücke verwegen nachjagen, so hätte er längst nach der Krone streben, und durch seinen weiten Anhang eine Revolution erregen können. Er war lieber der erste Diener eines rechtmäßigen Königs, als selbst unrechtmäßiger König. Nach dem Tode des Ladislaus war die rechtmäßige königliche Familie erloschen, und Böhmen einer freyen Wahl überlassen.

Vier Monathe vergingen, ehe man zu einer feyerlichen Wahl eines neuen böhmischen Königs schritt. Eine Menge von Mitwerbern um die Krone verschwendeten, indessen alle mögliche Mittel, ihren Endzweck zu erreichen.

Georg Podiebrad, der Statthalter, fing nun auch an, Absichten auf die königliche Würde zu haben, und dieselben mächtig zu unterstützen. Sein Anhang war

war groß, besonders bey dem Kriegsheere, und der ganzen Utraquistischen Parthey. Indem er noch seinen Anhang zu vermehren trachtete, fand sich eine unvermuthete Gelegenheit, einen neuen mächtigen Freund in einem benachbarten Könige zu erhalten.

Dieses war Matthias Corvinus, welchen die Ungarn am 22 Jenner 1458 zu ihrem Könige erwehlten. Matthias Corvinus, ein Sohn des berühmten Türkensiegers Johannes Hunniades, und ein Bruder des Unglücklichen, welcher den Grafen von Cilley getödtet hatte, und enthauptet worden war, wurde als ein Gefangner aus dem Verhaft in einem fremden Lande auf den Königsthron seines Vaterlandes geruffen. Der König Ladislaus hatte ihn nach Prag in Verwahrung bringen lassen, damit er nicht den Tod seines Bruders rächen möchte. In dieser Gefangenschaft zu Prag war er ganz der Sorgfalt Georgs Podiebrads übergeben, und dieser gab dem Gefangnen alle Bequemlichkeit, und behandelte ihn überhaupt gütig. Noch war Matthias in dieser Gefangenschaft, als die Ungarn, durch die Künste seiner Mutter, bewogen wurden, ihn zu ihrem Könige zu wählen. Sie verlangten durch eine feyerliche Gesandschaft von dem Statthalter Georg Podiebrad nunmehr den Gefangnen, der ihr König war. Sie schickten ein Lösegeld von funfzig tausend Gulden. Allein Podiebrad suchte itzo Freundschaft und kein Geld. Er gab den gefangnen Matthias sogleich frey, und schloß mit ihm eine genaue Freundschaft. Nach einer noch vorhandnen Urkunde des Königs Matthias, waren er und Podiebrad schon längst Freunde gewesen, ehe sich diese Veränderung zugetragen hatte. Itzo wurden sie es vor den Augen

gen der Welt: Matthias verlobte sich mit der Tochter des Podiebrads; und dieser begleitete den neuen königlichen Freund selbst bis an die Ungarische Grenze, nach Straßnitz. Hier wurde nochmals die engste Verbindung unter ihnen geschlossen, wobey Podiebrad den ersten sichern Schritt zum Throne von Böhmen that.

Ohnerachtet dieser wichtigen Verbindung mit dem neuen Könige von Ungarn, des weitläuftigen Anhangs in Böhmen, und der Ergebenheit der Stadt Prag, welche sich ganz zum Gehorsame gegen den Podiebrad bequemt hatte, war der Plan, König zu werden, für ihn dennoch gefährlich.

Es waren die mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit, welche einem blossem Edelmanne den Thron streitig machten; und die meisten dieser Fürsten hatten sehr gegründete Ansprüche. Der vornehmste Bewerber war der Kaiser Friedrich der Dritte selbst. Er hatte allerdings sehr wichtige Gründe, theils als oberster Lehnsherr, theils als Anverwandter des erloschnen Geschlechtes. Nach einem alten Vertrage wegen der Erbfolge in Böhmen und Oesterreich hatte er das Recht, die Krone von Böhmen zu verlangen. Wäre er unternehmender gewesen, so würde sie ihm nicht entgangen seyn. Aber ein Krieg schien ihm, und wenn auch ein Königreich der Preis war, zu viel Geld zu kosten.

Aus eben dem Grunde der Verwandschaft, und der Verträge zwischen Böhmen und Oesterreich suchten auch der Bruder des Kaisers, und sein Vetter, Erzherzog Sigmund die Krone von Böhmen.

Die nächste Verwandschaft mit dem verstorbnen Könige Ladislaus hatten seine beyde Schwäger, der Herzog

zog Wilhelm von Sachsen, und der König von Pohlen Casimir. Der erste gab sich am meisten Mühe, weil er nahe war.

Auser diesen Throncompetenten, einem Kaiser, drey Herzogen, und einem Könige kam noch ein zweiter König aus einem ganz unvermutheten Ende dazu. Man hat oben erzehlt, daß eine Gesandschaft aus Böhmen nach Frankreich gegangen war, um die königliche Braut des Ladislaus abzuhohlen. Den Tag eben vor der bestimten Abreise kam die Nachricht von dem Tode des Königs an. Die Gesandten geriethen darüber in solche Angst, daß einer von ihnen, Sdenco von Sternberg, um den König von Frankreich zu frieden zu stellen, auf dem ausschweifenden Einfall kam, diesem Könige die Krone von Böhmen selbst anzubieten. Diese Anerbietung, und die noch nicht geschehne Vermählung der Prinzeßin waren die Gründe, weswegen der König von Frankreich das Königreich Böhmen verlangte. Frankreich ist immer gewohnt gewesen, unter allen möglichen Vorwande, nach Ländern zu streben, und es hat ihm diese Kühnheit viel geholfen.

Unter so mannigfaltigen Verhältnissen erschien der Wahltag eines Königs in Böhmen, am 2 Merz 1458. Podiebrad, welcher wohl wußte, wie viel bey allen republicanischen Dingen auf die Macht der Beredsamkeit ankomme, wandte sich auch diß mahl wieder an seinen alten Freund, den beredten Rockyzana. Er hatte diesem kühnen Priester sein erstes Glück zu danken; durch ihn hofte er auch nun ein Königreich zu erhalten. Er erhielt es auch durch ihn. Rockyzana hatte schon seit einiger Zeit in seinen Predigten, mit grossem Beyfall die

die Böhmen ermahnt, einen König aus ihrem Mittel zu erwehlen, oder zwölf Richter, wie ehmals die Juden zwölf Stämme hatten, zu setzen. Dieß hieß, den Georg Podiebrad auf feine Manier zum Könige vorschlagen: denn bey zwölf Richtern sahe man wohl ein, daß man nicht ruhig seyn würde, da man es vor wenigen nicht bey zweyen gewesen war. Und wenn von der Nation ein König erwehlt werden sollte, so war keiner, der mit Podiebrad wetteifern konte.

In der Wahlversammlung, welche zu Prag, auf dem Rathhause in der Altstadt, gehalten wurde, ging Rockyzana noch weiter. Er zeigte nicht nur, daß man einen König aus der Nation erwehlen müsse, wenn man glücklich seyn wolle, sondern er erhob auch die Verdienste des Statthalters mit lebhafter Beredsamkeit. Man erkante wie viel wahres das Lob habe: die Vorstellungen grosser Verdienste machen allemahl, wo kein Vorurtheil blendet, und auch als denn sogar, Eindruck: die ganze Versamlung wurde für den Statthalter eingenommen. Ohne Zwistigkeit, ganz einmüthig, wurde Georg **Podiebrad** zum **König von Böhmen** erwehlt.

Der neue König **Georg** begab sich, gleich nach geschehner Wahl in die Kirche, welcher Rockyzana vorstund, und empfing hierauf die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Aus der Hütte eines elenden Flecken hatte sich der unbekante, dürftige Edelmann, ohne Gewaltthätigkeit, auf den Thron seines Vaterlandes geschwungen: ein **einziges** Beyspiel in der Geschichte der Welt.

Die

Die Menge, und Grösse der Mitwerber um die Krone, welche Podiebrad erhielt, machten ihm die erhaltne Ehre desto glänzender, je mehr sie eine Belohnung seiner Politick und seiner Verdienste waren. Wir haben schon bemerkt, daß im ganzen Königreiche Böhmen kein einziger war, welcher es wagen durfte, an die Krone zu denken, wenn ein Podiebrad sie suchte. Die auswärtigen Prinzen fanden zu viel Schwierigkeit, gegen ihn bey seiner Nation sich zu behaupten. Zwar hätte der Kaiser Friedrich noch immer etwas mit Hofnung unternehmen können, allein er war theils zu furchtsam für die Macht des Podiebrads, theils war er schon seit langer Zeit ein Freund von ihm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der kluge Podiebrad den Kaiser durch geheime Künste befriedigt habe. Die zwey andern Herzoge von Oesterreich waren nicht mächtig genug, und hatten keinen Anhang in Böhmen. Der Herzog von Sachsen, Wilhelm, war ebenfals zu unmächtig; und die beyden Könige von Pohlen, und Frankreich waren zu sehr mächtig. Das Beyspiel des Königs Wladislaus in Ungarn warnte für den König in Pohlen; und daß Frankreich über Böhmen herrschen wolte, darüber mußte man sich blos wundern. —

Der König **Georg** hatte zwar bey der Wahl über seine Nebenbuhler triumphirt, aber es fehlte noch viel, daß er alle Schwierigkeiten besiegt hätte, die sich nunmehr zeigten. Er war noch nicht von den auswärtigen Fürsten für einen König erkannt: Schlesien, Mähren, und die Lausitz mußten sich ihm noch ergeben. Der Pabst mußte damals auch die Könige bestätigen; und sie musten ihm Obedienz leisten, welches so viel

war,

war, als ihre Unterthänigkeit gegen diesen Priester der Christenheit bezeugen.

Den Pabst gewann König Georg am ersten. Er versicherte dem alten Calixtus seine Treue und seinen Glauben an das kirchliche System. Er machte ihn dadurch so treuherzig, als er ihn, in seiner Antwort für einen König von Böhmen erkante. Georg vergaß nicht, von dieser Ceremonie bey seinem abergläubischen Pöbel Vortheile zu ziehen. Er schickte das Päbstliche Breve im ganzen Königreiche herum. Er wurde dadurch mächtiger als wenn er eine ganze Armee herum schickte.

Als Aenas Sylvius, unter dem Nahmen Pius II. den päbstlichen Stuhl, nach dem Calixtus bestieg, so verursachte dieser neue, in den Staatsgeschäften gealterte, Pabst vielerley Schwierigkeiten. Wir würden sie nicht einmahl berühren, wenn sie für den König Georg nicht sehr wichtig gewesen wären, und zugleich ein neues Licht auf seinen Charackter würfen. Der Pabst Pius hatte gegen den neuen König in Böhmen einen persönlichen Haß, der sich noch von einer Zusammenkunft herschrieb, auf welcher Podiebrad ihm bewiesen hatte, daß man ein ehrlicher Mann seyn könne, ohne alle Sätze der Kirche zu glauben. Dieser Haß ist noch in den Schriften dieses gelehrten Pabstes ausgedruckt. Der König Georg konte dem Pabste also auch nicht gewogen seyn. Weil er aber dennoch an dem Rockyzana in Böhmen gewahr wurde, wie viel auf einen Priester ankäme, so suchte er die Gunst des Pabstes, so weit es sich thun ließ. Er befand sich wegen der Utraquistischen Parthey in einer sehr kützlichen Lage. Unterwarf er sich dem Pabste in allem, so wurde ihm diese ganze Parthey abgeneigt, und es stand ein innerlicher Aufruhr bevor. Unterwarf er sich dem Pabste nicht, so zog er sich den Haß der catholischen Unterthanen zu, und mußte ebenfals Unruhen befürchten. Nur ein Genie, wie König Georg war, konte sich in dieser gefährlichen Lage erhalten.

Der Pabst Pius, um bald sein päbstliches Ansehn zu zeigen, ladete alle Fürsten Europens auf einen Convent nach Mantua ein, und wenige erschienen. Auch König Georg wurde dazu eingeladen. Er schickte einen Gesandten dahin, mit Nahmen Procopius Rabenstein, einen Mann, der schon öfters in Staatsgeschäften gebraucht worden war, und welcher ein sanftes, gefälliges Wesen hatte. Georg hatte ihm aber befohlen, die Obedienz dem Pabste, nicht öffentlich, sondern in einem geheimen Consistorio zu leisten. Dieß war das Mittel, wodurch weder die catholischen, noch die utraquistischen Unterthanen beleidiget wurden. Der Pabst verlangte die öffentliche Leistung der Obedienz, und da der Gesandte dieses verweigerte, so wollte der Pabst nun auch den König Georg nicht öffentlich für einen König von Böhmen erkennen. Georg lachte ins geheim darüber, und schien öffentlich mißvergnügt. Sein heller Kopf urtheilte immer eben so richtig, als seine Politick weise handelte.

Diese war auch die Ursache, daß er sich, bald nach seiner Erwehlung zum Könige zu dem alten catholischen Glauben bekante, und der Utraquistischen Parthey, welche ihn doch verstund, äuserlich entsagte. Ohne diesen Schritt wäre sein Thron immer wankend geblieben.

blieben. Es wollte ihn so gar anfänglich kein Bischof „in Deutschland krönen. „**Weil er nicht durch die „Thüre der Kirche in den Pallast gegangen wä„re, und weil er mit dem Unkraut der Hußiten „entehrt wäre„** — *). Sein Freund, und Schwiegersohn, der König in Ungarn, Matthias, schickte ihm zwey Ungarische Bischöfe, die ihn mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, zu Prag, am 7 May 1458, endlich krönten. Er mußte aber vorher sich zur römischcatholischen Religion öffentlich bekennen, und sein Glaubensbekentniß mit einem Eide bestätigen. So sehr waren damals die Priester die Herren der Könige.

Der König Georg richtete sich nach seinen Zeitumständen, wie die Politick es haben wollte. Man sieht leicht, daß der Ehrgeitz der Krone die innern Empfindungen einer Ueberzeugung unterdrückte, oder daß vielmehr Georg die Religion zum Mittel seiner Hoheit machte. Man bewundert hier den Verstand des Staatsmannes, und bedauert das Herz des Christen, der es nicht war. So sehr sich aber auch König Georg Mühe gab, für einen guten Catholicken gehalten zu werden, so wenig wollten es doch viele von seinen Unterthanen glauben. Mähren und Lausitz verweigerten ihm den Gehorsam, und Schlesien schloß so gar einen gemeinschaftlichen Bund, ihn nicht für den König anzunehmen.

Die erste Ehrfurcht der neuen Regierung mußte in Mähren durch die Waffen gesucht werden. Der König begab sich an der Spitze einer Armee dahin Olmütz, Znoym, Brünn ergab sich ohne Mühe. Iglau muste

*) Zizania Hussitarum infectum —

muste belagert werden, und vertheidigte sich herzhaft. Georg ließ mit einem Theile der Armee die Belagerung fortsetzen, indessen er mit den übrigen Völkern sich die andern Städte unterwarf. Hierauf brach er in Oesterreich ein, weil er inzwischen mit dem Kaiser Friedrich in Uneinigkeit gekommen war, und richtete grosse Verwüstungen an, bis der Kaiser einen Waffenstillstand zu einem Vergleich antrug. Inzwischen muste sich endlich auch Iglau der Macht ergeben, und König Georg kehrte im November dieses Jahrs (1458) nach Prag zurück, mit neuen Lorbeern, und Ansehn.

In Prag hatte er dennoch das Mißvergnügen, daß ihn, als er von der Bezwingung der eifrigen Catholicken zurückkam, die eifrigen Utraquisten haßten. Beyde Partheyen glaubten, er sey ihnen nicht aufrichtig zugethan: und beyde Partheyen hatten Recht. Rockyzana erschien mit seiner Priesterschaft, und machte ihm Vorwürfe, daß er sich öffentlich zu dem catholischen Glauben bekennt habe. — **Laßt es nur gut seyn, mein lieber Magister**, sagte Georg, **Gott wird das alles zum besten wenden.** — Diese laconische Antwort war für den sonst feinen Rockyzana nicht befriedigend; er predigte wider den König. Gleichwohl hielten die eifrigen Catholicken den König für keinen ächten Sohn der Kirche.

Besonders machten die Einwohner in Schlesien und Lausitz diesen Vorwurf zu den grösten Bewegungsgrund, ihren König nicht anzunehmen; und fast das ganze folgende Jahr (1459) muste auf die Bezwingung dieser Länder verwendet werden. Die Lausitz ließ sich durch Drohungen bewegen, und ihre Städte leisteten,

ten, ohne Gewalt zu erwarten die Huldigung. Schlesien aber blieb hartnäckig, weil in der Stille von verschiednen Fürsten die Widerspenstigkeit ernährt wurde. Unter denen, die von diesen Unruhen Hofnung schöpften, war der Herzog von Sachsen Wilhelm, der vornehmste. Er hatte sich bemüht, König von Böhmen zu werden; weinigstens wollte er nun Herr von Schlesien seyn. Obgleich seine Gesandten mit der leeren Antwort zurückkamen, daß die Stände von Schlesien itzo sich noch für gar keinen Herrn erklären wollten, so schöpfte er doch Hofnung. König Georg wuste auch wider diesen Gegner ein Mittel, welches ihm eine Zusammenkunft in Eger darbot.

Daselbst belehnte im April dieses Jahrs König Georg, nach einer vorhergegangnen Einladung diejenigen Fürsten, welche Lehne von Böhmen hatten. Die Versammlung der Fürsten zu Eger wurde zahlreich, und glänzend. Der König von Böhmen erschien hier in der Gesellschaft des Churfürsten von Sachsen Friedrichs, des Herzogs von Sachsen, Wilhelms, des Markgrafen Albrechts von Brandenburg, des Churfürsten Friedrichs von der Pfalz, ohne die andern zu nennen. Er erwarb sich von jedem Achtung, und von denen Freundschaft, bey welchen er sie suchte. Die Freundschaft des sächsischen benachbarten Hauses war ihm wichtig: theils dauerte schon ein langer Streit wegen der Erbeinigung zwischen Sachsen und Böhmen: theils suchte der Herzog Wilhelm Anhang in Schlesien. Georg brachte es auf dieser Zusammenkunft dahin, daß alle Ansprüche verglichen wurden. Man errichtete eine neue Freundschaft durch eine Wechselheirath. Die Prinzeßin des Königs Georgs vermählte sich mit dem sächsischen Churprinzen Albrecht, und der Sohn des Königs Georgs, Hinko Podiebrad, mit Herzogs Wilhelms von Sachsen Prinzeßin Margaretha. Die Freundschaft und der Vergleich zwischen Sachsen und Böhmen war vollkommen. Zwey Jahre vorher hatte, ebenfals zu Eger, Georg diesen Vergleich, für seinen damaligen König, Ladislaus, nicht zu Stande bringen können. Was der Statthalter damals nicht konte, das konte itzo der König. Durch die enge Freundschaft mit Sachsen befestigte Georg nicht allein seinen Thron von einer neuen Seite, sondern sein kühner Ehrgeitz dachte nunmehr auf die weitesten Entwürfe neuer Vortheile.

Man suchte ihn auf der Versammlung zu Eger zu einem auswärtigen Antheil an einem Kriege zu bewegen, welchen der Herzog von Bayern Ludwig mit dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht führte. Allein er wollte sich in keinen Krieg einlassen, der ohne Vortheile, und für ihn thöricht gewesen wäre. Er machte aber mit den sämtlichen Markgrafen von Brandenburg und dem Churfürsten von Pfalz ein Bündnis; eine neue Stütze seines Thrones, und seiner ehrgeitzigen hohen Absichten. Er hatte nunmehr mit Ungarn, Sachsen, der Pfalz, den Markgrafen von Brandenburg Bündnisse, einen König, und einen Herzog zu Schwiegersöhnen, und eine Prinzeßin zur Gemahlin seines Sohnes; und dieses alles war binnen einem Jahre vollendet.

Noch wollte Schlesien nicht seine Herrschaft erkennen, und er rückte daher mit einer Armee in dieses Land. Schweidnitz ergab sich so gleich; verschiedne

Städte folgten nach. Georg wollte nichts weniger, als mit seinen Unterthanen Krieg führen. Er bediente sich der List eines Priesters aus Böhmen, der in Breslau war. Dieser bewog den Adel des Landes zur Unterwürfigkeit mit so vieler Kunst, daß ein Landtag zu Jauer gehalten wurde, auf welchem die ganze Provinz den König Georg für ihren Herrn erkannte. Die Geistlichkeit zu Breslau, und Namslau war aber dem böhmischen Priester überlegen, und je mehr dieser im Lande ausgewirkt hatte, desto hartnäckiger machte jene die Bürger ihrer beyden Städte, welche Georg nunmehr belagern ließ, und mit Gewalt zwingen muste.

Während dieser Unternehmungen in Schlesien, machte Georg seinen Aufenthalt in dieser Gegend auf eine neue Art für sich fruchtbar, und ladete den Kaiser Friedrich, dessen Freundschaft er vollkommen zu erhalten suchte, zu einer Unterredung ein. Sie erfolgte am 31 Julius zu Brünn in Mähren. Beyde Monarchen, der Kaiser, und der König von Böhmen erzeigten einander hier vielerley wechselseitige Freundschaften. Sie verglichen ihre Streitigkeiten: sie schlossen ein genaues Bündnis wider ihre beyderseitigen Feinde. Georg vermittelte zugleich einen Waffenstillstand zwischen dem Kaiser, und dem Könige von Ungarn; wegen ihrer Streitigkeiten über das Königreich Ungarn, Diese Zusammenkunft hatte übrigens die Folgen, welche schon viele persönliche Bekantschaften der grossen Fürsten gehabt haben. Der König, dessen durchdringender Verstand den Kaiser übersah, fing an ihn gering zuschätzen, und merkte, welch ein schwaches Haupt Deutschland regiere.

Leb-

lebhafte Genies, welche in ihren kühnen Unternehmungen immer glücklich gewesen sind, kommen nach und nach in eine solche Gewohnheit immer höher zu streben, daß sie die Grenze nicht bemerken, über welche sie nicht hinaus sollten. Georg war aus der unbekanten Niedrigkeit bis auf den Königsthron erhoben worden. Er war noch nicht drey Jahr König, als er nun auch **Kaiser zu werden** suchte. Er verachtete den Kaiser Friedrich, dessen Schwäche er kannte; er sah, daß Friedrich in allgemeiner Geringschätzung war, daß die Fürsten des deutschen Reichs über ihn mißvergnügt wurden. Er selbst hatte die mächtigsten der Fürsten zu seinen Freunden, und die ehrenvolle Achtung, in welcher er, wie er wohl wuste, bey ihnen stand, schien ihm seinen Anschlag zu erleichtern.

Der Krieg, welcher zwischen dem Herzoge von Bayern Ludwig, und dem Markgrafen von Brandenburg geführt wurde, both eine gewünschte Gelegenheit an, sich neue Freunde, und ein besonder grosses Ansehn zu verschaffen. Der Kaiser Friedrich hatte, nach seiner Gewohnheit, bey diesem Kriege, viele Abmahnungsschreiben ergehen lassen, welche man verachtete. Georg warf sich zum Friedensstifter der deutschen Fürsten auf: und man nahm sein Anerbieten mit Vergnügen auf. Sein Schwiegersohn, der Herzog von Sachsen Wilhelm vermittelte einen Waffenstillstand.

Die ehrgeitzigen Absichten des Königs Georgs wurden mit dem sorgfältigsten Intriguengeiste betrieben, und verschiedne mächtige Fürsten in das böhmische Interesse gezogen. Der Kaiser hielt indessen einen Reichstag zu Wien, auf welchem man wieder wegen eines Zu-

L 4 ges

ges wider die Türken berathschlagte. Es wurde aber unter dem Kaiser Friedrich nie etwas grosses zu Stande gebracht. Die Stände des Reichs wollten sich eher zu nichts entschliessen, bis man mit dem Könige in Böhmen darüber berathschlagt hätte. Und der König in Böhmen ergrif diesen Vorwand so gleich zu einer Einladung der Fürsten des deutschen Reichs auf eine Zusammenkunft nach Eger. Die Bayerischen und Brandenburgischen Streitigkeiten, waren die zweyte angegebne Ursache, des angesetzten Convents. Der furchtsame Kaiser schöpfte Argwohn, und ließ, wie gewöhnlich Abmahnungsschreiben an verschiedne Reichsstände ergehen, damit sie nicht auf dem bestimten Convente erscheinen sollten. Man war es aber schon gewohnt, den kaiserlichen Abmahnungsschreiben nicht Folge zu leisten.

Auf der Versammlung der Fürsten des Reichs zu Eger, welche am zweyten Februar 1461 gehalten wurde, erschien Georg, der König auf dem Gipfel seines Glücks, und seines Ansehns. Dieß war die letzte Stufe der Ehre seines Lebens. Churfürsten, Fürsten, und andre Stände des deutschen Reichs, auch verschiedne Städte, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Strasburg, Costnitz, Salzburg, Worms. Die Gesandten des Erzbischofs von Maynz, die Bischöffe von Bamberg, Würzburg, und Freysingen, der Landgraf von Hessen, die Gesandten des Herzogs von Burgund, verherrlichten die Fürstenversammlung, und das Ansehn des Königs Georgs. Dieser spielte hier die Rolle des Kaisers. Er schickte zuerst Gesandten, fand sich aber darauf persönlich zu Eger ein. Man berathschlagte über sehr vieles, und vollendete nichts

nichts. Der König Georg suchte sich die Stimmen zu einer neuen Kaiserwahl zu erwerben. Obgleich einige gewonnen wurden, so wurde doch bey einer so vielköpfigten Berathschlagung nichts zu Stande gebracht. Einige, als der Churfürst Friedrich von Brandenburg, schlugen ihre Stimme ganz ab.

Man muß sich verwundern, daß die so kluge Scharfsicht Georgs nicht die Lage eines Königs von Böhmen besser kante, und nicht einsah, daß diese Lage einen König von Böhmen schlechterdings unfähig machte, Kaiser zu werden. So sehr man den König Georg verehrte, so wenig wollte man ein ketzerisches Oberhaupt in Deutschland haben. Es ist wahr, er hatte sich zur römischen catholischen Religion bekant; allein man wuste sehr wohl daß er dennoch die catholischen Sätze insgeheim von ganzen Herzen haßte. In seinem Königreich spielten die Utraquisten den Meister, und die auf dem Concilio zu Basel mit ihnen geschloßnen Verträge, oder Compactata, erlaubten ihnen die Freyheit solcher Ketzereyen, die die übrigen Christenheit verabscheute. Die vornehmsten Fürsten ermahnten daher, auf dem Convent zu Eger, den König Georg, daß er die catholische Religion vor allen andern in seinem Reiche ausbreiten, und die andern Secten unterdrücken möchte. Die Erfüllung dieser Ermahnung würde ihm den Weg zum Kaiserthrone gebahnt haben, sie hätte ihn aber aus Böhmen getrieben, wo die Utraquisten seine vornehmste Stütze bisher waren: und ein verjagter würde nachher auch nicht Kaiser geworden seyn. Inzwischen that er, was er konte; und ließ, bald nach seiner Zurückkunft von Eger einen scharfen Befehl wider alle Ketzereyen

 erge-

ergehen, unter welchen die taboritische oben an stand. Er schickte hierauf seine Gesandten auf die Versammlung der Fürsten, welche im Merz dieses Jahrs (1461) zu Nürnberg gehalten wurde. Daselbst wurden die hohen Absichten Georgs auf die kaiserliche Würde öffentlich bekandt: aber seine Gesandten auf eine neue Zusammenkunft der Fürsten eingeladen, welche nie gehalten ward.

Unter solchen critischen, auswärtigen Umständen entstand neue Unruhe in Böhmen selbst. Der kühne, und mächtige Rockyzana wiegelte die Utraquisten gegen den König, den er eben am meisten unterstützt hatte, auf. Der Anhang des Rockyzana war so stark, und seine aufrührerische Gesinnung so ausgebreitet, daß Georg anfing in Furcht wegen der Krone zu gerathen. Er muste wiederum den Utraquisten schmeicheln; und doch machte er sich dadurch die catholischen Unterthanen, und fremde Prinzen abgeneigt. Seine Stellung war höchstgefährlich.

Der Intriguengeist, welcher bey ihm mit einem hohen Ehrgeize verbunden war, verwickelte ihn, nunmehr nach und nach in ein solches Labyrinth von Entwürfen, und Angelegenheiten, daß er endlich in völlige Verwirrung kam. Sein Glück hatte ihn auf den Gipfel der Ehre erhoben; auf dieser gefährlichen Spitze überließ es ihn nun seiner eignen Regierung.

Noch in demselbigen Jahre (1461) in welchem er suchte Kaiser zu werden ließ er sich in Bündnisse ein, die er vorher mit Klugheit vermieden hatte. Er verband sich mit dem Herzoge von Bayern, Ludwig, und dem Erzherzoge von Oesterreich Albrecht, wider den Mark-

Markgrafen von Brandenburg, Albrecht, und wider den Kaiser selbst. Dies Bündnis sollte geheim seyn: Georg übernahm die Rolle eines unpartheiischen Friedensstifters; trat aber bald zurück, und seine Verbindung wurde offenbar. Herzog Ludwig erklärte dem Kaiser den Krieg: der Kaiser bot das Reich zu Hülfe auf: König Georg warnte, dem Kaiser nicht beyzustehen, und rüstete sich selbst zum Kriege. Er hofte den schläfrigen Kaiser, der gewohnt war, sich eher belagern zu lassen, als Geld zu einem Kriege zu geben, sehr bald zu seinen Vortheilen zu zwingen. Er erklärte zugleich den Krieg an den Markgrafen von Brandenburg, welcher ihn bey seinen Absichten auf den kaiserlichen Thron entgegen war, und dessen Parthey itzo der Kaiser Friedrich hielt.

Der Krieg brach aus: Georg blieb gleich wohl mit seinen Truppen ruhig: er wollte die Gelegenheit erwarten, sich mit Glanz und Ansehn zu rechter Zeit in das Spiel zu mischen. Indem er aber auf dieser Seite unthätig war, brach er, mit seinem Heere selbst gegen den Kaiser auf. Der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Albrecht brach von einer andern Seite ein. Friedrich gerieth, nach seiner Gewohnheit, in die gröste Bedrängung. Er bat das ganze deutsche Reich um Hülfe: Niemand kam. Hier bot Georg seine Vermittlung an: er brachte, in dem Lager bey Laxemburg, (am 6 September) zwischen dem Kaiser, und seinem Bruder einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Waffen bis in den Sommer des künftigen Jahres ruhen sollten. Innerhalb dieser Zeit versprach der König von Böhmen auf einen bestimten Tage die brüderlichen Streitigkeiten zu untersuchen, und sein Ansehn zur Errichtung eines völli-

völligen Friedens zu verwenden. Georg hatte dem Kaiser seine Macht gezeigt, und ihn bekriegt, um einen Frieden mit dem gefährlichsten Feinde desselben zu erleichtern. Friedrich muste Georgen als seinen Friedensstifter verehren, und als den Nebenbuhler seiner Krone hassen.

Von dem einen Vergleiche zwischen kriegführenden Fürsten eilte Georg zu dem andern. Indem der Herzog Ludwig, und der Markgraf Albrecht, nebst ihren Alliirten, sich noch hitzig herumschlugen, erschien er als ein Vermittler des Friedens. Er traf am 7 December einen Vergleich zu Prag. Die Feindseligkeiten hörten auf, und man arbeitete an einem sichern Frieden. Der Kaiser, der Markgraf, und der Herzog, musten ihre gegenseitigen Forderungen, binnen vier Wochen, dem Könige zu senden. Hierauf sollte eine Zusammenkunft der streitenden Fürsten zu Znoym in Mähren gehalten werden. Daselbst wollte Georg den Frieden suchen zu Stande zu bringen; in welchem man die übrigen Alliirten beyder Theile, den Churfüsten von Sachsen, nebst seinen beyden Söhnen, den Bischof von Würzburg, und die andern einschliessen wollte. So wurde der intriguante König von Böhmen Schiedsrichter von Deutschland. Der Kaiser selbst erkante ihn dafür.

Dieses ganze so fein angesponnene Gewebe der Politick hatte nichts geringers zur Absicht, als die Reichsstände immer näher zu dem grösten Entwurfe zu leiten, der Georgen die Krone von Deutschland verschaffen sollte. Die Errichtung des Friedens unter den verschiednen Kriegführenden Fürsten kam nicht zu Stande. Deutschland war an vielen Orten zugleich in Verwirrung,

rung, durch einzelne Kriege, und grössere Unruhen zerrüttet. Der Kaiser, an statt diese Unruhen zu tilgen, hatte selbst eigne mit seinem Bruder, und dem Herzoge von Bayern, Ludwig. Er hatte auch nicht das geringste Ansehn mehr, welches einem Kaiser zukomt. Seine Warnungen wurden verachtet: seine Befehle nicht befolgt: er selbst angegriffen, und in unwürdige Umstände versetzt. Georg war an Hochachtung, Furcht, und Nachdruck der erste Fürst Deutschlandes; und er nutzte diese Vortheile so sehr, daß er öftere Verfügungen an die Stände des deutschen Reichs, bey wichtigen Vorfällen, ergehen ließ. Man hatte gegen seine Vorstellungen mehr Achtung, als gegen des Kaisers Befehle.

Die schlaue Politick, nach welcher Georg handelte, gab ihm die Maaßregeln an die Hand, daß er sich durch Bündnisse, und geheime Intriguen immer in alles mischte, nichts kriegrisches aber selbst unternahm, sondern, mit den Waffen in der Hand, Ehrfurcht erweckte, und wenn die eine Parthey zu tief sank, ihr entweder beystand, oder Schiedsrichter wurde. Diese Krümmungen sollten ihn endlich auf den Thron von ganz Deutschland führen. Er würde auch vielleicht dahin gelangt seyn, wenn er nicht König in Böhmen, gewesen wäre.

Mitten unter den Vorbereitungen zur Erweiterung seiner Hoheit brach von einem unvermuthetem Orte her, ein Ungewitter aus. Der schlaue Georg hatte an dem päbstlichen Hofe einen beständigen Procurator, welcher den Pabst bey guter Laune erhalten muste. Die hohen Absichten Georgs aber auf die kaiserliche Würde erforderten eine gewisse Sicherheit. Pabst Pius der zweyte

zweyte konte seinen persönlichen Haß gegen den König Georg nicht ablegen. Man versuchte das Mittel einer Gesandschaft, deren vorzüglicher Endzweck war, für die böhmische Nation die Bestätigung der Religionsfreyheiten, nach denen Verträgen, die man die Compactata nante, zu erhalten. Der Pabst Pius verweigerte diese Bestätigung, und verlangte, daß ganz Böhmen sich zu den Sätzen der Kirche, ohne Ausnahme, bekennen sollte. Er hofte dadurch ein innerliches Feuer der Zwietracht anzuzünden, und dem geschäftigen Könige Georg etwas zuthun zugeben, das ihn von den Unternehmungen wider den Kaiser abhielte. Die Gesandschaft war fruchtlos und kam mit einem päbstlichen Legaten, im August, 1462, zu Prag an.

Eben hielt König Georg einen Landtag. Der päbstliche Gesandte, Fantinus de Valle, untersagte den Gebrauch des Kelches im heiligen Abendmahle denen Böhmen, und trug die harten Worte des Pabstes wider den König, ohne Rückhalt, und Bescheidenheit vor. Der hitzige König wurde durch den kühnen Rockyzana, welcher in der Versammlung dem Könige etwas ins Ohr sagte, noch aufgebrachter. Er ließ den päbstlichen Gesandten in Verhaft nehmen: und ebenfals das Haupt seiner eignen Gesandschaft an den Pabst, den Kanzler von Böhmen, Procopius von Rabenstein. Beyde Gefangne wurden jedoch nach einigen Monathen wieder in Freyheit gesetzt. Georg rechtfertigte sein Verfahren in besondern Schriften an die deutschen Reichsstände. Allein der erzürnte Pabst gerieth in solchem Eifer, daß er mit allen denjenigen Strafen, nach der Reihe, Böhmen belegte, durch welche der erste Priester der Christenheit Kronen entreissen konte.

Als Georg merkte, in für eine mißliche Lage seine Hitze ihn gesetzt habe, und wie dadurch seine Entwürfe auf die Kaiserwürde leicht vereitelt werden könten, so suchte er durch Vermittlung einiger Fürsten, welche die Gunst des Pabstes hatten, und durch den Kaiser selbst, den Zorn des Pabstes zu stillen. Aber der päbstliche Zorn blieb, seiner Natur nach, felsenherzig. Man drohte mit den fürchterlichen Waffen des Bannes, mit solchen Befehle, welche damals für die Päbste nichts ungewöhnliches waren, wodurch die Unterthanen ihrem Könige alle Treue und Gehorsam zu versagen, ermuntert wurden. Einen Theil der Drohungen setzte man schon ins Werk; und die Erfüllung der andern hielt man, auf Fürbitte einiger Fürsten, nur noch indessen zurück, bis es Zeit schien sie auszuführen.

Ohnerachtet der Vorstellungen einiger Fürsten, ohnerachtet König Georg selbst, welcher die gefährlichen Folgen der päbstlichen Rache vorhersah, in einem ehrerbietigen Schreiben sein Betragen rechtfertigte, und sich wegen der gemachten Vorwürfe entschuldigte, so gab der persönliche Haß des Pabstes, Pius des zweyten dennoch keinen Gründen Gehör. Vielmehr empörte er die Stadt Breslau gegen den König, und gab ihr, kraft seines Amtes, als Pabst, den Befehl, ihrem Herrn nicht zu gehorchen, und sich ihm zu widersetzen. Dieß sollte nur das Vorspiel von der vollkommnen Tragödie seyn, welche man mit dem Könige Georg aufführen wollte.

Die

Die Streitigkeiten mit dem Pabste, und die daher befürchtete innerliche Unruhe in Böhmen hielten den thätigen König nicht ab, die weitsehenden Maasregeln seiner Politick immer zu betrieben. Indem ihn der Pabst nicht für einen König von Böhmen erkennen wollte, betrachtete ihn ganz Deutschland als den ersten, und vornehmsten in seinem Reiche. Er wurde in dem Jahre 1462 noch wichtiger für die Ruhe unsers Vaterlandes, als in dem vorigen. Er errettete den Kaiser aus der Gefahr der Gefangenschaft, und verschafte Deutschland Frieden.

Der Kaiser, welchen die Fürsten des deutschen Reichs gering schätzten, wurde endlich auch von seinen Unterthanen verachtet. Er bekam mit den Bürgern zu Wien über 3000 Gulden, welche er begehrte, und welche sie nicht geben wollten, Streitigkeiten. Er drohte: die Wiener beantworteten seine Drohungen mit einem Aufruhr; und belagerten ihn in der Burg zu Wien. Nie ist ein Kaiser so oft belagert worden, als Friedrich: nie aber ist auch einer mit leichtern Kosten immer befreyt worden als er.

Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Albrecht, welcher beständige Zwistigkeiten, oder Kriege mit ihm hatte, erfuhr kaum, daß der Kaiser belagert sey, als er das seinige auch beytragen wollte Er verstärkte die Belagerer. Der Kaiser war wiederum in Gefahr, gefangen zu werden.

Hier zeigte der König Georg seine Ergebenheit gegen den Kaiser. Die wahre, verborgne Absicht Georgs ging dahin, äuserlich desto mehr für den Kaiser zu thun, je stärker er insgeheim nach dessen Krone strebte. Er schien bey einem glücklichen Falle alsdenn den Thron von Deutschland nicht als Feind Friedrichs zu besteigen, sondern des gemeinen Bestens wegen. Dieser Plan aber, so tief gedacht er auch war, so gefährlich war er. Indem er dem Kaiser beystand, beraubte er sich der Mittel, einen guten Vorwand zur Absetzung des Kaisers denen Fürsten zu verschaffen: und indem er sich die Feinde des Kaisers zu seinen Feinden machte, schöpfte der Kaiser gegen ihn doch Argwohn, und sah ihn mit den Augen eines Nebenbuhlers an, der die Gelegenheit zur Rache erlauerte. Die listigste Politick verführt gemeiniglich ihre Vertrauten.

Indessen übernahm Georg die Verrichtungen eines Kaisers mit allgemeinem Ansehn. Er sandte in das ganze Reich schriftliche Aufforderungen herum, in welchen er die Reichsstände ermunterte dem bedrängten Kaiser zu Hülfe zueilen. Er selbst schickte seinen Prinzen Victorin mit einigen Truppen voraus, und folgte selbst mit einer starken Macht nach. Er bot Unterhandlungen an. Die Furcht für seine Armee schreckte die Feinde des Kaisers. Die Belagerung wurde aufgehoben, und ein Vergleich zwischen dem Erzherzog Albrecht, und dem Kaiser errichtet. Georg gab dem Kaiser eine Bedeckung, welche er selbst nicht hatte, um sicher in die Wiener-Neustadt zu kommen. Er kehrte hierauf nach Böhmen, am Ende des Jahrs, zurück. Er vergaß nicht, den Ständen des Reichs sorgfältig zumelden, daß er den gefangnen Kaiser befreyt, und wie viel er für ihn gethan habe.

Dieser, um seine Erkentlichkeit zu bezeugen, erhob die Söhne des Königs zu Herzogen, gab dem Reiche

Reiche Böhmen neue Privilegien, und bestimte den König Georg selbst, bey ereignetem Falle, zum Vormund seines Prinzen Maximilian, welcher damals vier Jahr alt war. So sehr der Kaiser schmeichelte, so wenig traute er doch dem Ehrgeize Georgens, und dieser sahe seine Hofnung auf die Krone von Deutschland immer durch neue Schwierigkeiten vereitelt.

Sein unternehmender, und auf alle öffentliche Angelegenheiten aufmerksamer Geist verschafte ihm bald Gelegenheit sich den Kaiser aufs neue verbindlich zu machen. Er brachte 1463 einen Frieden zu Stande, den man für weit entfernt hielt. Er versöhnte den Kaiser, den Markgrafen Albrecht, und den Herzog von Bayern Ludwig. Mit dem Markgrafen hatte Georg selbst Irrungen: er legte sie im Anfang dieses Jahres bey, um dadurch zu einem allgemeinern Schiedsrichter fähiger zu seyn. Seine Hauptmaxime war, sich durch Verträge immer die Fürsten verbindlich zu machen. Er hielt es deßwegen immer mit einer Parthey, ohne die andre sehr zuentrüsten. Er wollte nur Furcht erwecken. Alsdenn erschien er auf einmahl als Friedensstifter, und machte sich dadurch beyde Partheyen verbindlich. Unter dem Gewande dieser Rolle konte er allerdings seine Absichten auf die Kaiserwürde mächtig treiben. Er würde sie erreicht haben, wenn der Pabst nicht dazwischen gekommen wäre. Georg bleibt für den Staatsmann ein Muster, welches er mit lehrreichem Studiren betrachten kan.

Als weder Convente der Fürsten, noch Vorschläge, noch kaiserlicher Ernst etwas ausrichten konte; so hielt der König von Böhmen am 29 Junius 1463, zu Prag eine Versammlung der Abgesandten der streitenden Fürsten, worunter der Kaiser selbst war. Man könte es einen Gerichtstag nennen. Die Kriegführenden Mächte schickten ihre Bevollmächtigte nach Prag. Die Unterhandlung war höchst beschwerlich. Dennoch brachte Georg einen Frieden zwischen dem Kaiser, und dem Herzog Ludwig, und am folgenden Tage zwischen der andern Parthey zu Stande. Sonst gaben die Kaiser den Königen von Böhmen Gesetze; itzt empfing der Kaiser von dem Könige in Böhmen den Frieden, den er nicht fähig war, auf andre Art zu erhalten. Die kaiserlichen Befehle hatte man verachtet; die Vorschläge Georgs wurden wie Befehle angesehn.

Der Kaiser, welcher es fühlte, daß Georg sein Meister war, und sahe, daß er durch ihn ungehofte Wohlthaten erhalten konte, dachte durch ihn auch nunmehr die Aussöhnung mit seinem unruhigen Bruder Albrecht zu erhalten. Dieser hatte den Vertrag, welchen Georg im vorigen Jahre stiftete eben so wenig gehalten, als der Kaiser die gegebnen Bedingungen erfüllte. Der Kaiser bat daher den König von Böhmen, durch Gesandte an der Vermittlung Theil zu nehmen; welche bey dem unzufriednem Gemüthe Albrechts dennoch fruchtlos war. Vielleicht hätte Georg noch einen Frieden, auch von dieser Seite, dem Kaiser geschenkt, wenn Albrecht nicht noch in diesem Jahre gestorben wäre.

Ein anderes Verdienst machte sich Georg um den Kaiser dadurch, daß er seine Streitigkeit mit dem Könige von Ungarn Matthias, wegen der **goldnen Krone**, die der geizige Kaiser in Verwahrung hatte, und nicht herausgeben wollte, beylegte. Georg begab sich selbst

selbst nach Olmütz, und bewerkstelligte es, daß der Kaiser 60, 000 Ducaten für eine goldne Krone erhielt, die ihm nicht gehörte, und woran er keinen Ducaten Antheil hatte.

Unter solchen glücklichen Bemühungen, die das Anseh, und die Absichten des ehrgeizigen Königs immer erhöhten, legte das folgende Jahr (1464) den Grund zum Umsturz grosser Hofnungen. Von Rom aus wurden in Pohlen, Ungarn, Böhmen, Schlesien die Minen angelegt die auf einmal springen sollten.

Der Pabst Pius der zweyte starb im August 1464, und hatte einen **unwissenden Tropf** zum Nachfolger. Dergleichen Menschen sind immer Bigotten; wenn sie einen hohen Rang in der Kirche erhalten: und sie sind dabey immer stolz, weil sie die Lücken ihres Verstandes mit nichts anderm auszufüllen wissen. So ein Mann war Pabst Paulus der zweyte. Pabst Pius hatte den König Georg aus persönlichen Haß, von Böhmen her noch verfolgt. Paulus der Zweyte verfolgte ihn aus dummer Einfalt. Und wenn Dumheit die Klugheit verfolgt, so sind die Wirkungen grimmig. Pius hatte bey seinen Verfolgungen noch die Staatskunst zu Rathe gezogen: oder sich wenigsten dabey als Staatsmann, der er in hohem Grade war, gezeigt. Paulus stürmte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß einige Fürsten, welche die steigende Macht Georgs fürchteten, und seine Klugheit haßten, und wohl selbst der Kaiser insgeheim, den Pabst wider den König aufbrachten, damit derselbe nicht fähig wäre, an hohe Absichten zu denken, und anders wo zu thun bekäme. Allein demohnerachtet betrug sich Pabst Paulus, wie die anmassende Frechheit nur in

in den vorigen Jahrhunderten handeln durfte. Es war die sinkende Periode der Päbstlichen Macht; sie zeigte sich so, wie ein Licht, das im Verlöschen noch die gröste Flamme gibt.

Aber Georg erfuhr itzo durch die päbstlichen Zorngerichte harte Schicksale. Zu unsern Zeiten würde man darüber vielleicht lachen: aber damals machte dergleichen bedaurungswürdig. Pabst Paulus foderte den König Georg, den er für keinen König erkennen wollte, nach Rom, **um wegen seiner Ketzerey sich zu verantworten.** Als er damit, wie leicht zuerachten, nichts ausrichtete: so that er den König mit allen Feyerlichkeiten in den Bann: er sprach alle seine Unterthanen von ihren Pflichten los: er ermahnte die Böhmen, und Schlesier, in besondern Befehlen, gegen ihren Herrn die Waffen zuergreifen: er entrüstete die Fürsten zum Kriege gegen den Ketzer Georg: er ließ in den eignen Städten des Königs, in Böhmen, und zu Breslau den Bann förmlich bekant machen.

Nichts könte für uns, im achtzehnten Jahrhunderte, seltsamer seyn, als eine solche Feyerlichkeit des Bannes, in der Hauptstadt eines Landes, gegen den rechtmäßigen Herrn, von einem Priester öffentlich ungestört verrichtet zu sehn. So wurde in Breslau der Bann gegen den König Georg bekant gemacht. Man läutete die Glocken: man ging in die Kirche: man verfluchte, bey ausgelöschten Lichtern, unter dem feyerlichsten Pompe seinen König und Herrn. Der Pöbel kam in Verwirrung, und hielt das für heilig, was ein Priester in der Kirche that.

Georg, welcher die grossen Wirkungen, die dergleichen Unternehmungen zu haben pflegten zu wohl kante, um ihnen nicht sich entgegen zustellen, suchte zuerst den Pabst zu besänftigen. Da dieses Mittel fruchtlos war, so appellirte er, nach der damaligen Gewohnheit, an ein Concilium. Er stellte auserdem in einen sehr weitläuftigen Manifeste an die deutschen Reichsstände das unbillige Verfahren des Pabstes gegen sich lebhaft vor; aber mit zu viel Wahrheit, als daß er den Pabst dadurch nicht noch mehr hätte entrüsten sollen. Verschiedne Fürsten thaten für ihn nunmehr Vorbitte bey dem Pabste; aber vergebens. Der treuste Freund Georgens, der Herzog von Bayern, Ludwig, gab sich besonders sehr grosse Mühe. Der Pabst antwortete dem Herzoge in den heftigsten Ausdrücken wider den König Georg; den er einen Ketzer, Bösewicht, und argen nante. Er wiegelte durch Gesandte die Unterthanen von neuem gegen den König, in Böhmen, Mähren, und Schlesien auf; und es glückte ihm so sehr, daß in dem Jahre 1465, und dem folgenden alle Länder Georgs in einen Aufruhr kamen.

Georg, dessen Verdienste ein besseres Schicksal verdienten, als daß er mit Rebellen Krieg führen sollte, er, der Meister der Frieden, und der Staatsgeschäfte in Deutschland war, welcher mit der tiefsinnigsten Politick sich die Wege zum höchsten Throne bahnte; dieser weise Monarch kam unter den bösartigen Streichen des Pabstes in die gröste Verlegenheit. Es war schimpflich, sich itzo dem Pabste blindlings zu unterwerfen: und dann war es doch noch ungewiß, ob der Pabst mit ihm nicht nachher so umging, wie mit den Kaisern Heinrich dem

dem Vierten, und Ludwig aus Bayern. Beyde konten durch die grösten Demüthigungen den heiligen Vater nicht versöhnen. Allein Georg konte auch aus einem andern Grunde nicht, sich völlig dem Willen des Pabstes unterwerfen. Ein grosser Theil seiner Unterthanen bestand aus Utraquisten: diesen hatte er den Thron zu danken. Beleidigte er diese Parthey, so wankte der Thron ebenfals. Sein Geschick warf ihn in die verdrüßlichste Lage auf der Welt.

Einen sehr wirksamen Antheil an dem Betragen des Königs hatte der in Böhmen mächtige Rockyzana, den man schon kent. Da der König durch ihn alles bisher von seinem Glücke erhalten hatte, da Rockyzana Ansehn mit Scharfsicht, aber auch mit unruhigen Gesinnungen verband, so lenkte er seinen König und Freund zu verschiednen Maasregeln, welche Georg für sich noch besser würde gewählt haben.

Die innerlichen Unruhen in Böhmen, Mähren, und Schlesien mehrten sich heftig. Die catholischen Stände von Böhmen hielten im Februar 1466 eine Versammlung zu Strakonitz, und verlangten durch eine abgefertigte Gesandschaft, daß der König sich zum völligen Gehorsam gegen den Pabst bequemen sollte. Georg folgte hier, zur Unzeit, dem Rathe des Rockyzana, und gab den Gesandten keine Antwort, sondern ermahnte sie zum Gehorsam gegen sich, und befahl ihnen sich auf einen Landtag in Prag einzufinden. Schon der Nahme Rockyzana war hinreichend neuen Groll zu erwecken; da man erfuhr, daß dieser die Triebfeder der königlichen Handlungen wäre. Die catholischen Landstände beschlossen auf einer neuen Zusammenkunft zu Grünenberg,

nenberg, dem Könige Georg nicht mehr zu gehorchen. Der innerliche Krieg brach aus.

Eine Menge von andern Städten in den andern Ländern folgte dem Beyspiele der aufrühreriſchen Böhmen. Der Haß gegen den Rockyzana, welchem man die gröſte Schuld gab, und die Aufmunterung des Pabſtes wider den Ketzer Georg bewegten die meiſten, die auch gegen den König Georg keine feindſelige Geſinnungen hatten. Ollmütz, Brünn, Iglau, Znoym in Mähren, Zittau, Bauzen, Görlitz in der Lauſitz, und eine Menge von Städten in Schleſien ſchlugen ſich zu der Parthey der Rebellen. Der Adel ſuchte ebenfals, gröſtentheils, in den Waffen, neue Freyheiten.

Unter dieſen Verfällen machte Georg groſſe Zurüſtungen, Gewalt gegen die Aufrührer zu gebrauchen. Sein Kriegsheer, welches ſo wohl von den Utraquiſten, als verſchiednen treu gebliebnen catholiſchen Ständen vermehrt wurde, grif die Schlöſſer und Güter der Empörer an, und ſchlug die herumſtreifenden Partheyen. Es wäre unangenehm, eine Schilderung dieſer innerlichen kriegriſchen Auftritte zuleſen: es iſt genug, ſie im allgemeinen zu bemerken.

Weit heftiger für den Wohlſtand Georgs, als dieſe innerlichen Zerrüttungen, waren die auswärtigen Feindſeligkeiten, welche der Pabſt ihm erregte, oder doch zu erregen ſuchte. Georg muſte faſt auf alle Fürſten des deutſchen Reichs, auch den Kaiſer ſelbſt, nach Pohlen, Ungarn, und Rom ſeine Aufmerkſamkeit richten. Der Pabſt ließ, wo er konte, das Kreuz wider ihn predigen; und ſchrieb an alle Fürſten, wider den Ketzer Georg zu Felde zu ziehen.

Sein

Sein ärgſter Feind unter den Päbſtlichen Prieſtern, Fantinus, eben derjenige, welchen er vor drey Jahren hatte gefangen nehmen laſſen; dieſer wurde vom Pabſte auf den Reichstag, der zu Nürnberg 1466 gehalten wurde, geſchickt. Die Vorſtellungen dieſes Feindes wirkten, bey der geheimen Uebereinſtimmung des Kaiſers, ſo viel, daß die böhmiſchen Geſandten nicht angenommen wurden, ob ſie gleich eine ſtarke Hülfe wider die Türken anbothen. Dieſe Beleidigung, welche den Kaiſer zum gröſten Urheber in Deutſchland hatte, brachte den König Georg ſo auf, daß er dem Kaiſer den Krieg ankündigte, und in den ſtärkſten Ausdrücken ſich beſchwerte. Friedrich war durch den König von der Gefangenſchaft befreyt, und mit ſeinen Feinden verſöhnt worden; itzt verweigerte er den Geſandten ſeines Erretters den Zutritt zu der Reichsverſammlung. Ohnſtreitig glaubte der furchtſame Kaiſer dieſe Maaßregeln nöthig zu haben, und traute der liſtigen Politick Georgens nicht: allein die Undankbarkeit bleibt in jedem Falle häßlich.

Noch nicht genug, daß Georg nunmehr den Kaiſer, einige Fürſten, und einen groſſen Theil ſeiner Unterthanen zu Feinden hatte; man wollte ihm auch den König von Pohlen mit einer Armee ins Land ſenden. Um dieſes zu bewerkſtelligen fertigte nicht nur der Pabſt zweymahl einen Legaten nach Pohlen, ſondern die catholiſchen Stände trugen dem Könige Caſimir die Krone von Böhmen an. Allein der König von Pohlen war ein perſönlicher Freund des Königs von Böhmen: beyde Monarchen hatten zwey Jahr vorher zu Glogau einander hochſchätzen gelernt. Der päbſtliche Legat verlangte

 wenig=

wenigstens die Erlaubnis, wider den König Georg das Kreutz predigen zu lassen. Er erhielt auch diese Erlaubnis nicht. Vielmehr bemühte sich der redliche Freund Georgs, der König von Pohlen, eine Aussöhnung zwischen dem Pabste, und Georgen zu vermitteln. Allein bey einem erzürnten Pabste war alles fruchtlos; denn man war in Rom gewohnt, sich durch das gänzliche Verderben der Feinde nur zu befriedigen.

Ganz Deutschland nahm an der Streitigkeit des Pabstes, und des Königs in Böhmen Antheil. Die Feinde des Kaisers, und die eifersichtigen Fürsten sahen das Gleichgewicht aufgehoben, welches der König in Böhmen bisher wider den Kaiser erhalten hatte. Das Beyspiel der päbstlichen Rache machte die Fürsten überhaupt aufmerksam. Die Verehrung für die grossen Eigenschaften Georgs flößte eine Bedaurung für ihn, und einen Unwillen gegen den Pabst ein. Jemehr aber Georg verehret wurde, desto grimmiger verfolgte ihn der Pabst: er wiederhohlte die Vorstellungen wider ihn: er ließ an allen Höfen wider ihn schmähen: er schickte auf den neuen Reichstag zu Nürnberg Bullen zum Feldzuge wider den Ketzer: er verlangte einen rechtgläubigen catholischen König in Böhmen. Wäre Georg nicht von denen Fürsten Deutschlands hochgeschätzt worden, so hätte er sich bey dem Tumulte, welchen Pabst Paulus erregte, nicht erhalten können. Der Gesandte des Herzogs Ludewigs von Bayern sagte es frey heraus, was „die meisten Stände des Reichs dachten: „die Wohlfarth des deutschen Reichs erfodre weit eher, daß König „Georg zum Römischen Könige erwehlt würde, als „daß man ihn mit Krieg überzöge.„

Er

Er selbst aber ruhte indessen auch nicht. Er hintertrieb als ein Meister in Staatsgeschäften, die wider ihn angelegten Plane: und rüstete sich als ein versuchter Krieger wider die öffentlichen Feinde. Er schickte, unter den Befehlen seiner beyden Prinzen, Armeen gegen die Aufrührer; sie verlohren ihre Güter, und Schlösser und wurden von einem Orte verjagt, um an dem andern von neuem zu plündern. Die Erzehlung der innerlichen böhmischen Kriege wäre ohne Unterhaltung. Man hat alles gesagt, wenn man sagt, daß Zerstörungen, Gefechte, und Mord ganz Böhmen verwüstete. Der König behielt dennoch allenthalben die Oberhand.

Nicht bloß Deutschland, sondern der gröste Theil von Europa richtete itzt die Aufmerksamkeit auf den König von Böhmen, und sein Schicksal. Durch seine Politick wuste er viele Fürsten, auser Deutschland sich geneigt zu machen. Selbst der König von Frankreich suchte ihn mit dem Pabste zu versöhnen. Der Pabst wurde mit Bitten und Vorstellungen zum Besten des Königs Georgs überhäuft; und wurde dadurch immer grimmiger. Ein bewährter Schriftsteller bemerkt, daß fast kein Fürst gewesen sey, welcher nicht für die Ruhe von Böhmen den Pabst gebeten habe. Eine Anzahl von Schlesischen Fürsten schickten eine Gesandschaft an ihn ingleichen eine Menge von Städten aus Mähren. Der Bischof von Breslau, ob er gleich anfänglich wider seinen König gesinnt war, bat dennoch, bald hernach den Pabst für ihn, und stellte demselben den Umsturz der Religion vor, welche aus der Erbitterung der Utraquisten erfolgen könte. Verschiedne catholische Stände in Böhmen vereinigten ihre Bitten mit jenen, und versicher-

sicherten, daß sie eifrig der Kirche und dem catholischen Glauben ergeben wären, aber Georg regiere gütig und gerecht. Man stellte dem Pabste vor, daß er nicht einigen Rebellen wider ihren König Gehör geben möchte. Eben diese Ausdrücke enthielt die Vorstellung des Königs von Frankreich. — Alles vergeblich! Die freche Grausamkeit Pauls des Zweyten wollte Verderben, und keine Versöhnung. Gleichwohl war Paulus nicht beleidigt. Wenn man kleine Ungerechtigkeiten gegen Privatpersonen mit Unwillen bemerkt: wenn man in den Romanen für diejenigen eingenommen wird, welche Hochachtung verdienen, und bis aufs äuserste verfolgt werden; sollte man hier sein Interesse dem Könige Georg versagen? — Der Markgraf von Brandenburg Albrecht „sagte bey diesen Vorfällen! „nach dem Urtheile aller „Vernünftigen ist das Verfahren des Pabstes gegen den „König von Böhmen ein erstaunenswürdiges Unterfan„gen„ *). Einen grossen Theil der Schuld muß man, nach dem Zeugnis der Zeitgenossen dem päbstlichen Legaten Rudolph, Bischoffen von Lavant, zuschrieben.

Der Zorn des Pabstes wider den König Georg ergoß sich durch alle Länder: und das sogenante Kreuzpredigen, wodurch man die Christenheit, die Waffen wider die Türken zuergreifen, ermunterte, wurde itzt wider ihn gebraucht. Es kam auch eine solche Kreuzarmee zusammen, und fiel in Böhmen ein. Der König schickte Truppen wider sie; und es erfolgte, bey Tauß, ein Gefecht, welches vom Morgen bis Nachmittags dauerte. Die verirrten Kreuzsoldaten, welche wi-

*) stupendum facinus. vid. Bohusl. Balbin. L. N. c. 6. p. m. 534.

wider die Türken bestimt waren, und in Böhmen ihr Glück zuerst versuchen wollten, wurden aufs Haupt geschlagen. Der gröste Theil wurde getödtet :wenige entflohen.

Inzwischen kam eine Gesandschaft des Königs von Pohlen in Prag an, welche an der Vermittelung eines Friedens arbeiten sollte. Georg war, unter den Stürmen, die auf ihn gingen, noch herzhaft genug, anfänglich sich zu weigern und keiner fremden Vermittlung sich zu unterwerfen. Er war gewohnt, selbst der Schiedsrichter von andern zu seyn. Er folgte aber endlich den Umständen, von denen die Weisesten der Welt nicht Meister sind, und nahm das Anerbieten der Pohlnischen Gesandten an. Er erklärte sich, die Wiederherstellung der innerlichen Ruhe in Böhmen, der Einrichtung des Königs von Pohlen zu unterwerfen. Dennoch aber verlangte er, wie billig war, daß man die so genanten Prager Compactaten, oder Religionsfreyheiten, nicht entziehen sollte. Das Concilium hatte diese Compactaten geschlossen; und das Concilium war, wie jederman glaubte, über den Pabst, der itzo dawider handelte.

Die Unterhandlung der Pohlnischen Gesandten gab in Böhmen eine kleine Ruhe, welche Georg nicht ungenutzt vorbey gehn lassen wollte. Er sandte unter den Befehlen seines Prinzen Victorin ein gutes Heer wider den Kaiser, seinen itzigen heftigen Feind. Der Kaiser hatte vor kurzen eine starke Allianz wider den König Georg mit vielen Bischöffen, und einigen Fürsten geschlossen, vermöge welcher man eine wechselseitige Hülfe wider jeden Angrif des Königs sich versprochen hatte. Als aber die böhmischen Truppen in Oesterreich einbra-chen,

chen, so überließ man den Kaiser seinem eignen Schicksale; und dieser überließ sein Land der Willkühr der Feinde, welche verwüsteten, und alles in Schrecken setzten. Er hatte in seinen Landen das Kreuz wider den König Georg predigen lassen; aber selbst an keine Werbung gedacht; denn die Kreuzsoldaten waren wohlfeiler, als eigne. Er beschwerte sich in öffentlichen Schriften über den Einfall der Böhmen: diese aber beschwerten sich über ihn, und rechtfertigten ihr Betragen theils durch entgegen gesetzte Schriften theils mit den Waffen. Prinz Victorin streifte bis an die Donau, und bemächtigte sich des Landes. Der Kaiser, wie gewöhnlich, sah den Dingen zu.

Da er aber dennoch gern von dem Feinde befreyt seyn wollte, so bettelte er an allen Thoren der Residenzen um Hülfe. Seine Vorstellungen fanden an einem Orte Beyfall, wo man die gröste Schutzwehr des Königs Georgs vermuthen sollte. Der eigne Schwiegersohn Georgs rückte wider ihn, im Jahr 1468, ins Feld.

Schon lange hatte der Pabst, unter den übrigen Fürsten in Europa, auch den König von Ungarn, Matthias, wider den König Georg in Waffen zu bringen gesucht. Matthias hatte sich anfänglich geweigert. Der Eigennutz trieb ihn aber zuletzt zum Kriege gegen seinen Schwiegervater. Der Preis dieses Krieges sollte die Krone von Böhmen seyn. Der König von Pohlen hatte diesen Preis ausgeschlagen. Matthias war bereitwilliger. Obgleich die Stände von Ungarn, bey einer deßwegen angestellten Berathschlagung den Krieg wider Böhmen widerrathen hatten, so entschloß sich dennoch der junge ehrgeizige König dazu, seinen Schwiegervater vom Throne zustossen, der ihm in der Gefan-

genschaft

genschaft zu Prag so gütig begegnet war, und ihn aus dem Verhafte auf den Thron von Ungarn geführt hatte. Die Undankbarkeit gegen Wohlthäter ist immer bittrer, als jede andre Feindseligkeit, und so bezeugte sich itzt Matthias.

Er schickte eine weitläuftige Zuschrift an den König Georg; und kündigte in derselben ihm den Krieg an, wenn er nicht die Utraquistische Parthey verliesse, und dem Pabste sich unterwürfe. Er hatte schon vorher die aufrührerischen Stände in Böhmen durch ein besondres Schreiben von neuem empört, und sie ersucht, ihn zu ihrem König zu erwehlen. Als Georg die Kriegserklärung seines undankbaren Schwiegersohns empfing, so ließ er seinen getreuen, den Rockyzana kommen, und berathschlagen mit demselben. —— **Wenn Gott mit uns ist**, sagte Rockyzana, mit lachender Mine, **wer will wider uns seyn** ——. Matthias erhielt auf seine Erklärung keine Antwort. Georg rüstete sich.

Die gerechte Furcht, von vielen Seiten auf einmahl angegriffen zu werden, bewog ihn, einen neuen Gesandten an den König von Pohlen zu schicken, welchen man noch immer zum Kriege wider Böhmen zu bewegen trachtete. Matthias hatte so gar dem Könige in Pohlen ein Bündnis wider seinen Schwiegervater angetragen, und eine doppelte Vermählung. Allein Casimir blieb dem Könige in Böhmen getreu; dem Matthias verweigerte er alle Anträge, und jenem both er aufs neue seine Vermitlung zu einem Frieden mit dem Pabste, und dem Könige Matthias an. Georg, theils um gegen den König in Pohlen dankbar zu seyn, theils um ihn sich noch mehr verbindlich zumachen, versicherte ihn von

den

den Maaßregeln, welche er genommen hätte, einen von den Prinzen des Königs Casimirs, mit Ausschliessung seiner eignen, zum Nachfolger auf den böhmischen Thron, nach seinem Tode, zu bestimmen. Er muste sich, wie Weise thun, in die Umstände schicken, von denen er gedrengt wurde.

König Matthias hingegen rückte mit einer zahlreichen Armee aus Ungarn in Oesterreich ein, um von da Böhmen zu erobern. Niemand freute sich mehr, als der beängstigte Kaiser. Kaum war Matthias in Oesterreich eingerückt, als der Kaiser ihm den Krieg völlig allein überließ, und ihm in einem neuen Vertrage versprach, daß er König von Böhmen werden sollte, wenn er das Land erobert hätte.

Dieser Krieg macht das Leben des Königs Georgs von einer neuen Seite interessant. Man hat ihn als einen klugen, und tapfern Edelmann kennen gelernt; man hat gesehn, wie er hierauf das Haupt seiner Parthey wurde; wie er die höchste Gewalt in Böhmen erhielt: man sahe ihn bald darauf als einen feinen Staatsmann, und weisen Minister; er erschien hierauf als ein grosser König, und als der Meister der Staatsunterhandlungen in Deutschland. Nunmehro trat er auf den kriegrischen öffentlichen Schauplatz, und zeigte neue Eigenschaften am Ende der Laufbahn seines Lebens. Um ein vollkomner grosser Geist in allen Fächern zu seyn, fehlte ihm noch diese letzte Ehre. Zwar hatte er immer zeither schon in einzelnen Gefechten seinen Muth, und kriegrische Kunst geübt; allein die Vorfälle waren für die Geschichte zu gering fügig, um ausführlich erzehlt zu werden; sie verdunkelten die andern grössern Thaten. Selbst,

Selbst, indem Matthias in Oesterreich einrückte, zog Georg in Böhmen mit einem Heere herum, und züchtigte die Widerspenstigen. Er schlug viele Truppen: er zerstörte viele Schlösser, er eroberte viele Städte; aber alles dieses war unwichtig für das Ganze, und gering für die kriegrischen Unternehmen wider die zahlreiche Armee des Königs von Ungarn.

Matthias drang, so bald er in Oesterreich eingerückt war (1468) auf den Prinz Victorin, welcher zu schwach war, die Spitze zu bieten. Er zog sich zurück, und lagerte sich bey Laab, am Flusse Teya. Der König Georg kam ihm hier selbst mit einem neuen Heere zu Hülfe. Matthias rückte heran. Der Fluß Teya trent beyde Armeen. Beyde Könige lagerten sich an den gegenseitigen Ufer des Flusses. Keiner getraute sich den andern anzugreifen. Sie kamen öfters an den Ufer zusammen, und sprachen mit einander über den Fluß; ohne jedoch ihre Gesinnungen zu ändern; weil der päbstliche Legat den König Matthias an allem Guten hinderte. Diesem Einflusse muß man so wie den Anfang also auch die fortdauernden Folgen dieses Krieges mit den vornehmsten Umständen dabey, zuschreiben.

Der Mangel der Unterhaltung der Armee nöthigte den König Georg zuerst, sich zurück zuziehen. Er ließ zu Trebicz seinen Prinz Victorin mit einigen Truppen. Matthias fiel ihn mit seiner ganzen Macht an; zwang die Stadt Trebicz mit Feuer zur Uebergabe, und trieb den Prinz heraus. Dieser rettete sich in das Schloß bey der Stadt, mit ohngefähr drittehalb tausend Mann. Er hielt hier eine dringende Belagerung aus, von der ganzen Ungarischen Armee. Inzwischen kam ihm

ihm sein Bruder, Prinz Heinrich, aus Schlesien mit einem Heere zu Hülfe: er konte aber, da er zu schwach war, doch nicht angreifen, sondern schnitt nur dem Könige von Ungarn die Zufuhre ab, und schloß ihn, so gut er konte ein. Da Prinz Victorin die Belagerung nun länger auszuhalten unfähig war, so wagte er den herzhaften Entschluß, sich durch zuschlagen. Die Kühnheit glückte; er hieb sich einen Weg aus dem Schlosse das Lager der Feinde hindurch, und vereinigte sich mit dem Herre seines Bruders. Indessen war König Georg selbst seinem belagerten Prinzen zum Entsatze geeilt, und die Heere vereinigten sich zu Poloa, im Czaslauer Kreise.

Matthias betrachtete diese kleinen Vorfälle, als grosse Siege, und er hatte wenigstens eben so grosse Folgen davon zugeniessen. Er zog nach Mähren. Brünn, Olmütz, und fast ganz Mähren ergab sich; nicht dem Sieger, und fremden Könige, sondern dem Anführer einer Kreuzarmee, die einen Ketzer verfolgte, und bey welcher ein Päbstlicher Legat Heiligkeit, in den Augen des Pöbels, verbreitete. Ohne Schwerdtstreich ergab man sich, da der Befehl des Pabstes Jedermann von der Pflicht, und dem Eide für den König Georg befreyte, und Gehorsam für den König Matthias einflößte.

Das schmeichelhafte Glück in Mähren machte den König Matthias muthiger: er drang in Böhmen ein. Bey Deutschbrod traf er den König Georg an, welcher ihm entgegen gegangen war. Hier zeigte ihm Georg seine ganze Geschicklichkeit im Kriege, und schloß ihn durch abgelockte Märsche, mit einer neuen Kriegslist zwischen Bergen und Wäldern ein. Die Kohlenbrenner

brenner in diesen Wäldern hatten, auf Befehl Georgs, die Bäume halb absägen müssen, so daß sie zwar noch standen, aber auf den erstem Wink auf einmal nieder geschmissen werden konten. Ehe sich es Matthias versahe, fielen die halb abgesägten Bäume um und machten den ganzen Umfang unwegsam. Von andern Seiten schlossen Gebirge, und allenthalben die Soldaten Georgs ihn ein. Er muste sich entweder mit seinen Völkern, unter den grösten Gefahren, durchschlagen, oder ergeben, oder für Hunger umkommen.

In dieser Noth, einem Meisterstücke des grossen Königs Georgs, nahm Matthias zu den niedrigsten Künsten seine Zuflucht. Georg hatte ihn durch die feinste Kriegslist betrogen: Matthias suchte den Georg durch lügenhafte Niederträchtigkeit zu betrügen. Sein Andenken wird in der Geschichte, durch diese einzige That, schwarz, und häßlich. Er schickt an den König Georg einen Gesandten; und verspricht einen ewigen Frieden, und eine grosse Summe Geldes. Georg verlangte nur Frieden: es war aber nicht unbillig, auch die Strafe der Verwegenheit dieses ganzen Krieges in eine Geldsumme zuverwandeln. Er verstattete dem Feinde, der sich gefangen ergeben mußte, den freyen Abzug, unter der Bedingung des Friedens, und ließ die versprochne Summe Geldes aus dem Ungarischen Lager abhohlen. In dem grossen Kasten, worinnen diese Summe liegen sollte, waren die oberste Bedeckung zwar Ducaten, aber übrigens war er ganz mit Sande gefüllt. Unwürdiger Betrug eines Königs, den auch die finstersten Zeiten nicht entschuldigen können! Matthias verdient Verachtung; und er verdient sie um desto

 mehr,

mehr, da er über diese niederträchtige Betrügerey sich noch erfreute, und die Vorstellungen Georgs deßwegen mit Spotte beantwortete. Solch ein Fürst war werth, der Liebling des Pabstes Paulus seyn, und die Dumheit mit seinen Waffen zu beschützen. Georg gerieth über diesen Betrug in eine so heftige Entrüstung, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Matthias fing seine Feindseligkeit so gleich wieder an, als er nur seinem Verderben entgangen war. Allein das Glück verfolgte ihn nunmehr in diesem Feldzuge: er belagerte das feste Schloß Spielberg bey Brünn, und die Stadt Hradisch vergeblich, und kehrte, im September dieses Jahres (1468) wieder nach Ungarn zurück.

Georg hatte alle Kräfte seines Muthes, seiner Staatskunst, und seines ganzen grossen Genies nöthig, wenn er sich bey denen immer vermehrten, und erneuten Anfällen erhalten wollte. Der Kaiser reißte selbst nach Rom, und entfachte den Zorn des Pabstes noch desto mehr, um die Erbfolge von Böhmen auf sein Haus zu bringen. Der König von Pohlen wurde von den Reizen der Päbstlichen Versprechungen unaufhörlich gelockt, die Waffen zuergreifen. Casimir hatte allerdings Ansprüche auf Böhmen, von Kaiser Sigismund her; Matthias hatte keine. Jener vermeid den Krieg aus Klugheit; dieser führte ihn aus blinden Eigennutz. Georg mußte sich für beyde fürchten; oder wenigstens auf beyde die Aufmerksamkeit seiner Politick, und seines Kriegergeistes, vertheilen. Die Päbstlichen Legaten predigten allenthalben Soldaten wider ihn zusammen. Sie versprachen die Vergebung aller Sünden, wenn man wider einen Feind des Pabstes fechten wollte. Der Kaiser hielt eine Versammlung der Fürsten zu Regensburg, (im Februar des Jahrs 1469) und ließ mit allen Kräften daran arbeiten, daß das ganze deutsche Reich einen Feldzug wider ihn unternehmen sollte. Der Kaiser richtete zwar, wie immer, auch hier, nichts aus; allein der König muste doch befürchten, daß einige Fürsten die Waffen ergreifen möchten. Man kan die Grösse Georgs aus der Menge der Feinde, die man ihm gern erwecken wollte, am deutlichsten erkennen. Pohlen, Ungarn, alle Fürsten Deutschlands, alle Magnaten seiner Länder, ja, alle catholische Christen suchte man wider ihn zusammen zu predigen, und zu bewafnen. Georg war ein furchtbarer Held!

Weit drückender, als alle auswärts gegen ihn angelegte Maschienen waren die innerlichen Unruhen in Böhmen, und seinen übrigen Ländern. Die Widerspenstigkeit der Unterthanen verstopfte die Quellen der Finanzen. Er muste Krieg führen, und hatte kein hinreichendes Geld. Seine Truppen konten nicht gehörig besoldet werden; und verringerten sich also zusehends. Er hielt einen Landtag zu Prag; aber es erschienen wenige Stände; und diese machten sich die Umstände auch so gut zu Nutze, als sie konten. Der König mußte ihnen viele Freyheiten, und Besitzungen verstatten. Da dieses die Utraquisten, welche ihm am meisten getreu blieben, betraf, so wurden die catholischen Stände dadurch nur desto mehr aufgebracht. In Schlesien, und Lausitz konten nichts, als kleine freywillige Beyträge gehoben werden. Inzwischen sammelte dennoch Georg alle seine Kräfte, und ging mit aufgerichtetem Muthe seinem Feinde Matthias

thias entgegen, indeß andere Truppen die Rebellen in Böhmen züchtigten.

Matthias brach im Februar dieses Jahrs (1469) zum neuen Feldzuge auf, und belagerte das feste Schloß Spielberg bey Brünn in Mähren, welches er in vorigem Feldzuge vergeblich belagert hatte. Itzt eroberte er es. Georg rückte mit seiner Armee gegen ihn, und lagerte sich Litomyßl; um in der Nähe des Feindes zu seyn, und ihn zur Schlacht zu locken. Matthias hingegen hielt zu Olmütz eine Versammlung von vielen Böhmischen, und Mährischen Ständen, welche seine Parthey ergriffen hatten. Zu dieser Versammlung ließ er so gar den König Georg einladen, um wegen der Bedingungen eines Friedens zu berathschlagen. Georg verweigerte seine Gegenwart: trug aber eine persönliche Unterredung an einem andern Orte an. Der jugendliche König Matthias, welcher selbst nicht recht wußte, was er wollte, fand sich dazu bereit. Beyde Monarchen kamen (am vierten April 1469) zu Sternberg zusammen; und hielten verschiedne geheime Unterredungen. Georg war der Meister des Matthias so wohl im Felde, als in der Politick. Es kam unvermuthet ein Waffenstillstand auf ein Jahr zwischen beyden Monarchen zu Stande.

Es ist jederzeit ein schlimmes Zeichen, wenn sich Jemand leicht zu etwas bereden läßt: denn er läßt sich auch leicht wiederum zum Gegentheile bewegen. Einen so betrüglichen Charackter hatte Matthias. Als er von seiner Unterredung mit dem Könige Georg wieder in Olmütz ankam; so überhäufte man ihn mit Vorwürfen, daß er an einem Waffenstillstand gedacht hätte. Der päbst-

päbstliche Legat empfand es sehr ungütig: er wunderte sich über die Unbesonnenheit — daß er einen ungerechten Krieg mit einem billigen Frieden vertauschen wollte — Er behauptete, daß der Friede ohne dem Pabste nicht gültig seyn könne; einem Ketzer könne weder Friede gegeben, noch Treue gehalten werden. Er fügte diesen Vorstellungen Drohungen bey: er vernichtete alle Verträge im Nahmen des Pabstes: er drohete dem König Matthias selbst in den Bann zu thun; er versicherte den Kaiser und das Reich wider ihn in die Waffen zu bringen. Der junge Matthias wurde betäubt: vernichtete alle Verträge; und opferte sein königliches Wort der Wuth des Fanatismus auf.

Damit Matthias nicht so leicht wiederum auf die Gedanken des Friedens kommen möchte blendete man seine Eitelkeit. Die zu Olmütz versammelten Stände erwehlten ihn zum König von Böhmen, und Markgrafen von Mähren. Seine Krönung erfolgte eben so eilfertig, als seine Wahl geschehen war, zu Brünn. Er wurde hierauf nach Schlesien eingeladen, und begab sich, in dem neuen Taumel seiner Ehre, und seines Glückes auch dahin, wo ihn die Hauptstadt Breslau, und achtzehn Schlesische Fürsten für ihren Herrn erkannten. Das Markgrafthum Lausitz wurde zu gleichem Gehorsam beredet; und Matthias ließ sich in beyden Ländern huldigen.

Und Georg? — Er nahm nunmehr neue schärfere Maaßregeln gegen den bundbrüchigen, treulosen König Matthias. Zu gelegner Zeit kam eben, unter diesen Vorfällen, eine Gesandschaft des Königs von Pohlen an, welche neue Vermittlung anbot, und sich zu-

zugleich um die Bedingungen des Waffenstillstands mit dem Könige Matthias erkündigen sollte. Das Gerücht hatte verbreitet: es sey dem Matthias die Nachfolge auf dem böhmischen Thron versprochen worden. Um dieses Gerücht zu widerlegen, und sich zugleich den König von Pohlen aufs neue verbindlich zu machen, hielt Georg zu Prag einen grossen allgemeinen Landtag, und brachte es auf demselben dahin, daß der Prinz des Königs von Pohlen, Vladislaus zum Könige von Böhmen erwehlt wurde. Georg sollte, so lange er lebte König von Böhmen bleiben, und Vladislaus, mit Ausschliessung der Prinzen Georgs, sein Nachfolger werden. Dieser Streich Georgens wider den Matthias war meisterhaft. Gleichwohl wollte der König in Pohlen nicht alle diejenigen Bedingungen annehmen, welche man ihm, bey der Wahl seines Prinzen, vorgelegt hatte. Besonders gefiel es ihm nicht, daß sein Prinz sich mit der Prinzeßin Georgs, Ludomilla, vermählen sollte. Man unterhandelte über diese Bedingungen noch, als zugleich der Krieg zwischen Georgen, und Matthias von neuen im Felde geführt wurde.

Der eine Prinz des Königs Georgs, Victorin ging mit einem Heere nach Mähren: der zweyte Prinz, Heinrich fiel in Schlesien ein, um dieses Land, und die Lausitz zum Gehorsam zu bringen. Der König selbst blieb in Böhmen, wo seine Gegenwart nöthig war. Er erfuhr sehr bald die unangenehme Nachricht, daß sein Prinz Victorin durch Verrätherey, in feindliche Gefangenschaft gerathen sey. Der Schwager des Prinzen, Heinrich von Leippe, hatte ihn zu einer Unterredung nach Kruman, in Mähren, eingeladen. Hier wurde

wurde er so gleich von den Ungarn umringt, und gefangen genommen. Man siegte über Georgens Macht neu immer durch schändliche Betrügerey; und überwand seine Politick durch nichts als greuliche Verbrechen.

Der zweyte Prinz Heinrich fand bey seinen Unternehmungen mehr Glück: er züchtigte in Schlesien die Anhänger des Matthias mit Feuer und Schwerd: er brach von da in Mähren ein: er grif die Armee des Königs Matthias an; und erfochte, bey Hradistie einen ansehnlichen Sieg. Dennoch war er ohne wichtige Folgen, weil man in den damaligen Zeitalter die Truppen einzeln herumstreifen ließ, und nie mit der ganzen Macht eine Schlacht wagte.

Indessen sich noch Georg und Matthias herumschlugen, hielt man am päbstlichen Hofe Berathschlagungen, ob Matthias, oder Casimir Böhmen haben sollten. Beyde Monarchen schickten ihre Gesandten nach Rom, und diese stritten sich mit einander vor dem päbstlichen Stuhle über die Gerechtsame an ein Land, welches ein dritter mit den Waffen in der Hand vertheidigte. Casimir schickte eine Gesandschaft an den König Georg. Matthias suchte die Freundschaft verschiedner Reichsfürsten. Man unterhandelte, und fochte: man gebrauchte die Politick, und die Waffen; nirgends wurde etwas ausgerichtet.

Der Kaiser Friedrich, setzte sein altes, gewohntes Spiel fort, immer Zusammenkünfte der Fürsten zu halten, und viel zu begehren, ohne das geringste zu erhalten. Es war in ganz Deutschland keine Thätigkeit, ausser in Böhmen, ob man gleich den Schein der Beschäftigung allenthalben hatte. Es wurde, im Anfange

des Februars 1470 eine neue Zusammenkunft der Fürsten, oder ihrer Abgesandten zu Wien gehalten, auf welche man so gar den König Georg soll eingeladen haben. Matthias erschien auf dieser Zusammenkunft, reißte aber, in Unwillen, ohne Abschied zu nehmen, hinweg.

Ein neu erregtes Mißverständnis zwischen dem Kaiser, und dem König Matthias gab unserm so bedrängten Georg neue Hofnung. Der Eigennutz, der so leicht Feindschaft unter den besten Freunden entzündet, hatte den Kaiser und den König Matthias wider einander aufgebracht. Friedrich gab die versprochnen Subsidien nicht; und Matthias unterhielt die Empörung einiger Rebellen wider jenen. Man hatte auch keinen ungegründeten Argwohn, daß der Kaiser Friedrich bey dem Pabste die Krone von Böhmen und Ungarn zugleich suchte. Diese Zwistigkeit der beyden Monarchen verursachte eine doppelte Gesandschaft an den König in Pohlen. Der päbstliche Legat verlangte, den ketzerischen Georg **von der Erde zu vertilgen**, und eine seiner Prinzeßin dem Könige Matthias zu geben. Der Kaiser verlangte, mit ihm Bündnis zu machen, und eine seiner Prinzeßin seinem Prinzen Maximilian zu geben. König Casimir verlangte die Krone von Ungarn und Böhmen von dem Kaiser, und versprach dafür seine Prinzeßin Hedwig dem Erzherzog Maximilian, oder auch dem Kaiser selbst. So verlangten die Prinzen Europens itzt unter einander lauter widerstreitende Sachen, und verwirrten durch ihre Anschläge alle Vortheile.

Casimir verlangte auch von dem Könige in Böhmen selbst, daß er seinem Prinzen Wladislaus die Krone von Böhmen so gleich abtreten sollte; worauf der Vergleich im übrigen freylich leicht war. Aber ein Verdienter Mann gibt die rechtmäßige nie, ohne besiegt zu seyn, hinweg.

Der muthige Georg, welchen die Beschwerlichkeiten des Lebens vor der Zeit zum Greise machten, sammelte aufs neue nochmals seine Kräfte, und wagte einen Feldzug wider den König Matthias, seinen öffentlichen Feind, ob gleich die innerlichen Umstände von Böhmen seine Macht sehr schwächten. Auf einem zu Prag gehaltnen Landtage erschienen nur wenige traurige getreue: der König selbst verstellte seine eigne Betrübnis nicht. Der Krieg mit dem Matthias war gefährlich: einige Städte, als Pilsen, und Budweis hatten sich empöret. Verschiedne catholische Stände; viele mächtige von Adel versagten den Gehorsam: die noch getreu blieben liessen sich ihre Treue theuer bezahlen. Mangel, und Verwüstung durchströmte Böhmen. Dennoch ließ Georg den Muth nicht sinken: er ging wider den Feind zu Felde (1470).

Sein Prinz Heinrich, war in Schlesien glücklich. Er flog von Siegen, zu Siegen. Dieser tapfre, und muntre Prinz unterwarf sich einen grossen Theil von dem abgefallenen Schlesien. Er machte eine grosse Menge Empörer gefangen, und eroberte viele Städte.

Georg selbst nahm sich vor in Ungarn einzubrechen, aber Matthias kam mit einem Einfalle in Böhmen zuvor. Beyde Armeen zogen sich nach Mähren. König Georg stand bey Kremsier, und König Matthias bey Ungarischbrod. Man wagte von keiner Seite den Angrif.

In

In dieser Verlegenheit ließ König Georg seinem Feinde einen doppelten Vorschlag thun. Er wollte die Streitigkeit mit ihm, und die Ansprüche auf Böhmen dem Urtheile der deutschen Fürsten ganz überlassen, und Matthias sollte indessen Böhmen und Mähren in Ruhe lassen. Wenn dieser Antrag nicht gefallen sollte, so both ihm Georg eine entscheidende Schlacht an. Allein der erste Vorschlag war dem Könige Matthias zu neuförmig: er wollte dem Urtheile der Fürsten keine Entscheidung über ungerechte Foderungen vergönnen. Der zweyte Vorschlag war zu altmodisch. Die alten Völker der ersten Zeiten hatten öfters die Gewohnheit einen Tag zur Schlacht auf beyden Seiten zu bestimmen, an welchem das Schicksal eines Krieges entschieden wurde.

Endlich both König Georg dem Könige Matthias einen Zweykampf an. Er sollte an einem bestimten Orte, im Angesichte beyder Armee geschehen. Aber Matthias hatte kein Herz dazu. Georgs Alter, oder vielmehr sein schon ermatteter Körper machte, daß dieser Muth eben so sehr von Jedermann bewundert wurde, als ihn Matthias verwarf. Dieser beantwortete die Anträge mit spottenden Ausdrücken. **Wenn mein Tag kommen wird, so wird mich Georg schon sehen.** Er ließ sich weder auf eine Schlacht, noch auf das Duell ein. Man hat schon Beyspiele von dem betrügerischen Charackter des Matthias erzehlet; und solche Charackter sind allemal feig.

Als die geschehnen Anträge insgesamt verworfen waren; so rückte Georg mit seiner Armee noch näher der feindlichen ins Angesicht, ob sie gleich weit stärker war. Er konte den verschanzten Feind im Lager nicht an-

greifen; gab ihm aber immer Gelegenheit zur Schlacht. Unter diesen kriegrischen Unternehmungen ruhte die Politick des König Georgs dennoch nicht. Er beschwerte sich in einer weitläuftigen Schrift bey den Ungarischen Ständen über das elende Betragen ihres Königs. Er wirkte dadurch so viel aus, daß ein inneres Mißvergnügen in Ungarn entstand. So gar die Krone des Matthias fing an zu wanken. Er erhielt zwar über einige Truppen des Georgs einzelne Vortheile; aber ohne alle Folgen; und sahe endlich, indem er einen zweyten fremden Thron suchte, seinen eignen in Gefahr. Er both nun selbst dem Könige Georg Unterhandlungen an, welche mit der Intrigue der Langsamkeit gepflogen wurden. Die Strafe folgte dem Matthias nach, und ergrif ihn am Ende. Er hatte sich umsonst dem grossen Georg entgegen gestellt. Seine Anhänger in Böhmen wurden unter einander selbst uneinig; mit den Schlesiern verdarb er es durch die eingeführten schlechten Münzsorten, und seine eigne Unterthanen, die Ungarn, drohten ihm mit einer Empörung. Der Kaiser war sein bittrer Feind geworden.

Am Ende des Jahrs 1470 sah sich nun endlich Georg von seinem muthwilligem Feinde befreyt, und trat mit ihm in Unterhandlungen, die sicher waren, weil die Schwäche des Matthias bey seiner gegenwärtigen Lage ihn furchtsam, und unvermögend machte. Er hatte Geld, Volk, und Ehre verlohren. Um diese letztere doch einiger maaßen wieder zu erlangen bat er itzt um das, was er vorher nicht hatte zu gestehen wollen, um die Nachfolge auf dem Throne von Böhmen nach dem Tode Georgs. Dieser schien auch dabey nicht abgeneigt:

geneigt; zumal, da er mit dem Könige in Pohlen, Casimir, wegen seines Prinzen Vladislaus, niemals hatte zu einem richtigen Vergleich kommen können.

Unter diesen Umständen wurde Georg am Ende dieses Jahres krank, und es folgte darauf eine Wassersucht, die einen herannahenden Tod zeigte. Er wurde betrübt, und traurig. Seine Hofnungen hatten sich eben erweitert. Wenn man einigen Schriftstellern Glauben geben will, so entwarf er noch itzt einen neuen erhabnen Plan, nach welchem er wieder von neuem suchte Kaiser zu werden, und alsdenn den Pabst mit Gewalt zu der Billigkeit zwingen wollte, die man ihm versagt hatte. Zu dieser Absicht soll er, durch seine Intriguen einen Reichstag zu Regensburg veranlaßt haben. Dieser Reichstag wurde auch hernach wirklich gehalten; aber es wird ungewiß bleiben, ob Georg die Triebfeder dazu gewesen ist. So viel ist gewiß, daß er sein Leben, unter wichtigen grossen Verhandlungen beschloß, so wie er den grösten Theil desselben damit erfüllt hatte.

Seine vornehmste Absicht ging, gleich nach der Endigung des Krieges mit dem Matthias, auf eine vollkomne Aussöhnung mit dem Pabste; ob er gleich schon lange daran durch die Vermittlung verschiedner Fürsten vorher gearbeitet hatte. Der Churfürst Ernst, von Sachsen, und dessen Bruder, der Schwiegersohn Georgs, Herzog Albrecht, hatten es endlich bey dem Pabste so weit gebracht, daß schon gewisse Artickel entworfen wurden, nach welchen König Georg, und die Utraquisten in Böhmen wiederum in die Gemeinschaft der römischcatholischen Kirche sollten aufgenommen werden. Viel-

Vielleicht suchte sich eben dadurch Georg den Weg zu dem Throne von Deutschland zu bahnen.

Auser diesen genanten Beschäftigungen dachte der König mit Ernst an die Nachfolge auf seinem Throne. Er hielt im Januar des Jahres 1471 einen allgemeinen Landtag zu Prag, welcher sich sehr in Weitläuftigkeit verzog. Man berathschlagte zuerst über die vollkomne Wiederherstellung der Ruhe in Böhmen. Die geheime Absicht Georgs ging auf die Nachfolge einer seiner Prinzen auf seinem Throne. Allein dieß war vergeblich. Als er von den Ständen verlangte, daß sie einen künftigen König, der nach ihm regieren sollte, erwehlen möchten, so entschuldigten sie sich zuerst mit der Unnöthigkeit, da er noch lebe. Die Achtung für ihn war, so wie er verdiente, ungemein groß; allein die Klugheit verbot es, einen von seinen Prinzen zum Könige zu wehlen, weil der Krieg alsdenn von neuem angegangen wäre, von welchem man sich doch nunmehr befreyen wollte.

Als Georg die Hofnung, einen von seinen Prinzen, auf seinem Throne zu sehen, aufgeben mußte, so gab er ihnen, so viel er aus dem königlichen Schatze, und überhaupt noch konte. Er wünschte nunmehro eifrig, seinen Nachfolger bestimt zu sehn, damit er von demselben noch seinen Prinzen verschiedne Vortheile verschaffen konte. Der König Matthias both die beträchtlichsten Vortheile an: er versprach dem Prinzen Victorin die Markgrafthümer Mähren, und Schlesien zugeben, und wenn er ohne Erben stürbe, sollte dieser Prinz und seine Brüder die Nachfolge im Königreiche Böhmen haben. Diese Vorschläge gefielen zu sehr, um nicht an-

angenommen zu werden; und die meisten Landstände waren schon im Begriffe, die Nachfolge des Matthias im Königreiche Böhmen zu bestimmen, als eine eben ankommende Pohlnische Gesandschaft eine Verzögerung verursachte, die nachher dem Könige Matthias alle Hofnungen vereitelte. Matthias verdiente es auch nicht, König in einem Lande zu werden, dessen Untergang er durch Krieg, Verwüstung, und Aufruhr gesucht hatte.

Noch dauerte der Landtag, und noch war keine von allen denen vielen Unterhandlungen, in Rom, an verschiednen Höfen, in Pohlen, in Ungarn, in Böhmen selbst, vollendet, als die vergrösserte Krankheit Georgen, den grösten König seiner Zeit in ganz Europa hinweg nahm. Er starb am 22 Merz im Jahr 1471, in einem Alter von ein und funfzig Jahren.

Wenige Wochen vorher war Rockyzana gestorben, der eifrige Freund, und geistliche Minister des Königs Georgs; der an den meisten Revolutionen in Böhmen, schon von des Ziska Zeiten her, Antheil gehabt, oder sie erregt hatte. Durch ihn war Georg seinem höchsten Glücke entgegen gehoben worden, und durch ihn wurde er, noch als König, besonders in seinen letzten Jahren, wirksam unterstützt. Rockyzana war auch, durch seine unbedachtsame Hitze und Rath, die erste und eigentlichste Ursache von den Zwistigkeiten Georgens mit dem Pabste gewesen. Er war es, welcher den Rath gab, den päbstlichen Gesandten, Fantinus, als er die Ehrerbietung zu verletzen schien, ins Gefängnis zu setzen; und dieß war der erste Grund zu der Reihe der nachher erfolgten Verdrüßlichkeiten, Kriege,

Kriege, und Unglück. Selbst in diesen unruhigen Zeiten war Rockyzana der beständige vornehmste Rathgeber des Königs, und sein Liebling, ob er gleich, wie bey allen Lieblingen grosser Herren zu geschehen pflegt, einigemahl die Gunst verlohr, die er mißbrauchte, die er aber immer wieder von neuem zu erhalten wußte. Er war ein beredter, kluger, aber bey seinem unruhigen Kopfe, und ungemessenem Ehrgeize desto gefährlicher Mann. Wir haben ihn schon einmal, vorher, mit dem Cardinal von Retz verglichen, und wir wiederhohlen es hier. Seine Kühnheit, seine unerschrockne Standhaftigkeit in den Gefahren, und sein Intriguengeist hatten den Sohn eines armen Schmids, aus dem Flecken Rockyzana, bis zum Erzbischoffe zu Prag erhoben; und dieser Erzbischof war gleichsam die politische Seele von Böhmen.

Er scheint selbst an den weit aussehenden Intriguen des Königs Georgs an verschiednen Höfen Antheil gehabt zu haben. Georg aber war selbst zu sehr grosser Geist, um bloß von Rockyzana geleitet zu werden. Er brauchte den Rockyzana nur zu seinem Rathgeber, über dessen Meynungen er selbst erst Urtheil fällte. Wo Georg nach seiner eignen Einsicht handelte, war er immer am glücklichsten.

Wie sehr wünschte der Biograph, von den Privat-Umständen des grossen Georgs mehrere Nachrichten gefunden zu haben, die er aber vergeblich gesucht hat. Da er nicht erdichten wollte, und durfte, so hat er nur das öffentliche Leben des Edelmannes geschildert, welcher aus der Dunkelheit hervortrat, und sich einen Glanz erwarb, welcher die Fürsten in Deutschland, und in ganz

Europa verdunkelte. Man hat gesehn, das Georg zugleich der muthigste Krieger, der erfahrenste General, und der feinste Staatsmann seiner Zeit war. In der Staatskunst zeigte er sich besonders als Meister. Sein öffentliches Leben war ein Gewebe von Intriguen, von hohen Absichten, von fein angelegten Planen. Der Kaiser Friedrich spielte gegen ihn eine sehr demüthige Rolle; und der Edelmann, der den Kaiser zweymal von der Gefangenschaft, mit seiner eignen Armee befreyte, würde ihn endlich vielleicht auch vom Throne gestossen haben, wenn die verdrüßlichen geistlichen Streitigkeiten ihn nicht in so schwere Drangsale verwickelt hätten; in Drangsale, welchen jeder untergelegen wäre, der nicht ein so mächtiges Genie, wie Georg gehabt hätte. Die so vielfachen Verhandlungen, welche fruchtlos blieben, und nicht zu Stande kamen, waren eben so viele Meisterstücke der tiefen Politick Georgens. Er wollte mit dem Könige von Pohlen, wegen der Nachfolge in Böhmen, niemals eine Vollendung haben, deßwegen verzog er, mit Kunst, die unterhandelten Gegenstände, und erhielt denjenigen dadurch immer geneigt, dessen Uebergewicht ihn verderben konte. Mitten unter den Stürmen seiner letztern Unfälle verehrten ihn die Fürsten Europens. Seine fürstlichen Nebenbuhler um die Krone, die er ihnen, als Edelmann, entriß, hörten für Bewundrung auf, ihn zu beneiden.

Es ist unnöthig, den Charackter Georgs nach seinen einzelnen Zügen zu schildern. Man wird leicht durchgehends bemerkt haben, daß der eifrigste Ehrgeiz der Hauptzug in seinem Charackter war, ein Ehrgeiz, welcher keine Grenzen kante, sondern, wenn er eine

neue Stufe betreten hatte, immer wieder höher steigen wollte. Seine Regierung führte er mit Ruhm und Zufriedenheit. Er beleidigte nur die Bigotten der Römischcatholischen Religion, weil er die Gerechtsame, und Freyheiten des Königreichs wider den Eigensinn des Pabstes vertheidigen wollte. Seine Hitze, besonders in den jüngern Jahren, wurde bald durch die Politick abgekühlt. Ob er gleich die Verstellung liebte, so nahm er doch nie, so wie Matthias, seine Zuflucht, zu niedrigen Künsten, und zur betrügerischen Arglist. Er verwickelte sich aber, besonders in den Jahren von 1460 an, als er seine Absichten auf den Kaiserthron ausführen wollte, in zu viele Gewebe, um das Ende zu finden.

Die letztern Jahre seines Lebens waren das sinnlichste Beyspiel, wie oft wir Menschen ganz von den Umständen regiert werden, von denen wir nur gar zu selten Meister sind. Er muste die so genanten Compactaten seiner Nation beschützen: er muste die Utraquisten unterstützen: denn sie waren selbst die Stütze seines Throns. Die einzige Uebereilung, in welcher er, nach dem Rathe des Rockyzana, den päbstlichen Gesandten ins Gefängnis setzen ließ, war die Springfeder von der ganzen Reihe seiner Unruhen, und Verdrüßlichkeiten in den letztern Jahren. Sein Schwiegersohn trat gegen ihn ins Feld, und suchte ihm Scepter, und Ehre zu rauben: der von ihm errettete Kaiser bewegte alles wider ihn. Ein naher Anverwandter brachte seinen Prinzen durch Verrätherey in die feindliche Gefangenschaft. Ein andrer naher Anverwandter, der Bischof von Olmütz, Protasius, trat auf die Seite der Feinde.

Der Pabst Pius, der ihn persönlich haßte, behandelte ihn mit Behutsamkeit. Dessen Nachfolger, der ihn gar nicht kante, den er nie beleidigt hatte, suchte Himmel und Erde, im eigentlichen Verstande, gegen ihn zu bewegen. — So sind die Schicksale unsrer Welt.

Wenn man erwägt, wie Georg Podiebrad ein unbedeutender Edelmann war, wie er sich unter den Utraquisten hervor that, wie er allmählig stieg, wie er das Haupt seiner Parthey wurde, wie er so viele Schwierigkeiten überwand, wie er Prag einnahm, und Regend von Böhmen wurde, wie er den jungen Ladislaus unterstützte, wie er sich, bey allen Hofcaballen, dennoch in Gunst erhielt, wie er sich, nach dem Tode des Ladislaus auf den Thron schwang, wie er von da an allen Fürsten Deutschlands, und vielen in Europa Ehrfurcht gegen sich einprägte, wie er mit den vornehmsten Fürsten Bündnisse, und Vermählungen schloß, wie er der Schiedsrichter in Deutschland wurde, wie er dem Kaiser selbst Frieden erwarb, den dieser nicht erhalten konte, wie er in der Versammlung der Fürsten zu Eger den Kaiser selbst vorstellte, wie er sich mit seinen Feinden hernach herum schlug, wie er durch die feinsten Intriguen die gegen ihn angelegten Plane vernichtete, und die, die man gegen ihn in die Waffen bringen wollte, davon abhielt, wie er endlich über dem mächtigen Gegner, Matthias siegte, wie er sich bis an das Ende in Ansehn, und Ruhm erhielt, wenn man dieses alles zusammen erwägt, und auf den dunkeln Ursprung zurückdenkt; so wird man gestehn müssen, daß Georg Podiebrad ein sehr grosser unter dem menschlichen Geschlechte gewesen ist.

* * *

Meine Leser kennen schon aus den vorigen Theilen dieser Biographie, aus der Lebensbeschreibung des Königs **Johannes**, des **Ziska**, die Quellen der böhmischen Geschichte, welchen ich zu folgen pflege. Sie wissen ebenfals meine Urtheile von diesen Schriftstellern, welche ich nicht hier wiederhohlen mag. Ich werde allso mit der Anzeige meiner Gewährsmänner sehr kurz seyn.

Da besonders diejenigen Schriftsteller, welche die Geschichte des Ziska erzehlen, auch die vornehmsten bey der Lebensbeschreibung des Königs Georgs sind, so habe ich hier kaum nöthig, den **Theobald**, **Cochläus** den **Dubravius** und den **Hagecius** zu nennen. Doch muß ich bei denen beyden letztern bemerken, daß der erstere billiger, und der zweyte unzulänglicher und magrer bey dem Georg Podiebrad, als bey dem Ziska, ist. Die Chronick des Hagecius wird besonders in den leztern Jahren Georgs sehr trocken, und es fehlen die wichtigsten und fruchtbarsten Begebenheiten; dafür ganz unbrauchbare, und elende Nachrichten erscheinen.

Die Geschichte des Bohuslaus Balbinus ist, im Gegentheil, in der Erzehlung der Begebenheiten Georgs ganz ungemein nützlich. Man hat ihr verschiedne Nachrichten, und Anecdoten zu danken, welche die vorhergehenden Schriftsteller nicht erzehlen. Der Verfasser beobachtet dabey eine Unpartheilichkeit im Urtheilen, die ihm Ehre macht. Hingegen leuchtet aus dem wenigen schon, was Aeneas Sylvius vom Georg bis auf seine Erhebung auf den Throne erzehlt, die Parthenlichkeit des persönlichen Hasses hervor, welche der Schriftstel-

ler gegen denjenigen hatte, den er genau kannte, und desto mehr haßte.

Dlugossus verdient besonders in Absicht der Chronologie vielen Dank. Durch seine Hülfe kan man sich in den letztern Jahren des Königs Georgs aus den Verwirrungen einiger maassen entwickeln, in welche die andern Schriftsteller, vorzüglich **Dubravius**, und **Hagecius** die Begebenheiten dieser Jahre versetzen. Der sechste Band der Reichshistorie des Herrn geheimen Justitzraths **Häberlin** hat schon die Chronologie so berichtiget, daß ich demselben darinnen, mit Vortheil, folgen konte.

Schriftsteller, welche ich nur bey einzelnen Fällen gebraucht habe, als **Müllers** Reichstags Theatrum, **Schwandters** Scriptt. Rer. Hungar. ingleichen Kulpisii Script. Freheri Scriptt. Rer. Germ. Tom. II. Goldastus de Regno Bohemiae, dürfen hier nur erwähnt werden.

Zwey Abhandlungen, welche ich häufiger zu Rathe gezogen habe, verdienen einen besondern Platz in der Anzeige meiner Hülfsmittel. Des Herrn **Boehme** Dissertation von der Kaiserin Barbara, und Herrn **Köhlers** Abhandlung de Iohanne Rockyczana. Vorzüglich klärt die letztere Schrift viele Umstände in dem Leben des Königs Georgs auf.

Leben

Leben Ulrichs, Herzogs von Würtemberg.

Man hat in der vorhergehenden Lebensbeschreibung einen Helden gesehn, der sein Glück sich selbst, und seine verdrüßlichen Begebenheiten dem Zufalle zu danken hatte, von dem er nicht Meister war. Man wird itzt einen Fürsten kennen lernen, welcher sein Glück dem Zufalle, und seine widrigen Schicksale gröstentheils sich selbst zu zuschreiben hatte. In dem Leben Georgs leuchtet mehr die Staatskunst, und der Intriguengeist: in dem Leben Ulrichs mehr der kriegrische Geist hervor. Jener machte sich durch Verbindungen glücklich: dieser sich durch Angriffe der Verbundenen unglücklich. Georg erhielt sich gegen auswärtige Feinde, die ihm seine Krone, und Reich entreissen wollten: Ulrich lag der überwiegenden Menge unter. Beyde Fürsten hatten den Kaiser zum Feinde: aber der König einen unthätigen Friedrich, und der Herzog einen fürchterlichen Carl. Beyde mischten sich gern in fremde Händel: nur war der eine behutsam, und der andre hitzig. —— Die Abwechslungen in dem Leben des Herzogs Ulrichs machen es sehr unterhaltend, und seine Schicksale, die eben so besonders, als sein Charackter

waren,

waren, machen uns Hofnung zu dem Interesse, der Neugierde unsrer Leser.

Man hat zweyerley Schilderungen von demjenigen Fürsten, dessen Leben hier beschrieben werden wird. Einige stellen ihn als einen ruhmwürdigen, edlen Helden vor: andre nennen ihn einen unruhigen Kopf, und sagen noch viel erniedrigendes von ihm. Sein Biograph opfert diese Blätter der Göttin der Wahrheit, und der Gerechtigkeit. Er wird aufrichtig erzehlen, und unpartheiisch urtheilen.

Ulrich wurde am 8 Februar 1487 gebohren. Sein Vater war der, in der Würtembergischen Geschichte bekante unglückliche **Heinrich**. Seine Mutter, eine gebohrne Gräfin von Zweybrücken und Bitsch, starb den zwölften Tag nach der Geburt. Der junggebohrne Prinz, wurde, acht Tage, nach dem Tode seiner Mutter, auf Befehl des Herzogs Eberhard, in einem Korbe von Strasburg nach Stuttgard getragen. So sonderbar fing sich schon sein Leben an. Er wurde zu Stuttgard, am Hofe seines Herrn Vetters, des Herzogs Eberhard, bis ins neunte Jahr, mit Fleiß und Aufmerksamkeit, erzogen. Sein muntres Genie gab ihm sehr zeitige Vorzüge in allen denen Wissenschaften, und Künsten, in welchen er unterrichtet wurde. Besonders fand er an der Musick Geschmack, und erwarb sich in dieser Kunst ungemeine Geschicklichkeit.

Im Jahre 1496 starb Herzog Eberhard, der erste. Sein Nachfolger Herzog Eberhard der jüngere war kaum zur Regierung gelangt, als er mit den Landständen in Uneinigkeit kam. Die Landstände im Würtembergischen haben ganz besondre Rechte, denen sie fest an-

hangen: sie gingen gegen den Herzog Eberhard so weit, daß sie ihm endlich, im zweyten Jahre seiner Regierung, den Gehorsam aufkündigten. Sie hielten einen Landtag, und entsetzten ihren Fürsten der Regierung. Sie schrieben an ihn, weil er sich eben zu Kirchheim aufhielt: — „Da er nach all seinem Gefallen „ein Herr des Landes seyn wolle, so sagten sie ihm ihre „Pflicht auf, so viel die sein Herzogs Persohn möchte „betreffen.„ Herzog Eberhard war nicht fähig Widerstand zu thun, und seine Unterthanen zu zwingen; ob er gleich anfänglich dazu Lust hatte. Er entfloh aus seinem Lande. Seine Räthe waren an diesem Entschlusse Schuld, und glaubten, daß sie bey einem Vertriebnen in beßrer Ruhe leben würden, als bey einem regierendem Herzoge, welcher sie, auf Verlangen der Landstände, unglücklich machen möchte.

Die Landstände von Würtemberg benachrichtigten hernach die Stände des deutschen Reichs von ihrem Unternehmen. Der Kaiser Maximilian aber both seine Vermittlung dem entflohnen Herzoge an, und rieth ihm mit wiederhohlter Ermahnung, wiederum sich in sein Land zu verfügen. Die Stände des Herzogthums Würtemberg selbst ladeten ihn wiederum ein, ohnstreitig auf Befehl des Kaisers. Allein Eberhard ließ sich von seinen ungetreuen Räthen bereden, daß alles zu seinem Untergange abziele, und daß man ihn in Verhaft nehmen, und im ewigen Gefängnisse behalten würde, wenn er zu seinen Unterthanen käme. Der Kaiser mußte über dieses seltsame Betragen unwillig werden, und erklärte ihn selbst der Regierung verlustig. Unter diesen Umständen, wurde der junge Prinz Ulrich, welcher

zehn Jahr alt war, zum Herzoge von Würtemberg erklärt, und, so lange er unmündig war, führten zwölf Räthe die Regierung, welche ihn dennoch schon mit den Staatsgeschäften bekant machten, und zugleich für seine vollkomne weitere Erziehung sorgten. Indessen wurde, am 26 Junius, 1498 ein Vertrag mit dem entflohnen Herzoge Eberhard errichtet, wodurch der junge Herzog Ulrich als rechtmäßiger Herr von Würtemberg erkannt wurde, und jener der Regierung auf beständig entsagte. Es entstanden über diesen Horber Vertrag bald darauf neue Streitigkeiten, die aber ohne alle Folgen waren. Herzog Eberhard bekam den Einfall, mehr zu verlangen, als er zu der Zeit verlangt hatte, wo es ihm erlaubt war Foderungen zu thun. Itzo wurde nicht weiter an ihn gedacht; und man wurde nur mehr gewahr, daß er ein seltsamer Characker blieb. Er schrieb an den Kaiser Maximilian, wegen des Horber Vertrags. „Euer Majestät **haben den Handel „unrecht verstanden.„** Er erboth sich, seinen besten Falkner, mit einem hochfliegenden Falken dem Kaiser zu schenken; und beschloß seine Vorstellung mit diesen „Worten: „Euer Majestät bedenk mich armen Eber„hard mit Gnad fürstlicher Fürsehung.„ Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Die Schicksale des Herzogs Eberhard glichen seinem Characker. Er irrte umher, bis ihn 1499 der Churfürst von der Pfalz, Philipp, beredte, für eine Wohnung zu Rotenberg ihm, alle Kleinodien, die er noch hatte, und alles, was er hatte, und noch bekommen würde, und alle seine Rechte, und Ansprüche zu übergeben. Die Uebergabe geschahe mit der grösten Feyerlichkeit auf dem churfürstlichen

chen Schlosse zu Heydelberg. Endlich ließ ihn der Churfürst auf das Schloß Lindenfels bringen, und behandelte ihn, wie einen Gefangnen. Dieser unglückliche Fürst starb daselbst im Jahr 1504, und war das erste Beyspiel in Deutschland von einem Fürsten, den seine Unterthanen aus dem Lande verjagten, und durch Kaiserliche Bestätigung zwangen, nie wieder in sein Vaterland zurück zu kommen.

Der Kaiser hingegen fuhr fort, den jungen Herzog, dem er ein Land gegeben hatte, zu beschützen; und suchte ihm auch eine Gemahlin zu geben. Wegen der Jugend des Prinzen wurde nur 1499 die Verlobung aufgerichtet, und die Braut des Herzogs war eine Schwestertochter des Kaisers selbst, die Prinzeßin Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht in Bayern, zu München. Der Kaiser selbst schien der oberste Vormund des Prinzen zu seyn: er sorgte für dessen Ruhe bey der Unterhandlung des verwiesenen Herzogs Eberhard mit dem Churfürsten von der Pfalz, und vernichtete den unterhandelten Vertrag. Er nahm für sich gegen die Schweizer Würtembergische Hülfstruppen; er ertheilte dem Herzoge Ulrich die Lehn über verschiedne Besitzungen, welche von Böhmen abhingen. Die Regierung von Würtemberg suchte ihre Sicherheit durch auswärtige Bündnisse zu befestigen. Es wurden mit dem Markgrafen von Baden, mit den Schweizern, und verschiednen Städten Bündnisse errichtet.

Indessen die bestimten Räthe die Regierung des Landes besorgten, entwickelte sich der muntre Geist des jungen Herzogs Ulrichs. Er fand an den Vergnügungen des Reitens, und der Jagd besonders, Geschmack.

Die

Die Freundschaft des Kaisers ladete ihn an dessen Hof ein: der junge Prinz gewann die Liebe des Kaisers, welcher ebenfals dem Vergnügen der Jagd ergeben war. Hier, in dieser Vertraulichkeit bewog Ulrich den Kaiser daß er ihm die Regierung seines Landes allein übertrug, und ihn dazu für fähig genug hielt, da die Talente des Prinzen allerdings groß waren, und die Regierung eines einzigen einer mannichfaltigen, für das Wohl eines Landes, allemahl vorzuziehen ist. Nach den Gesetzen des Landes konte Ulrich erst im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters die Regierung antreten; aber der Wille des Kaisers war ein neues Gesetz, welches das alte aufhob. Der Befehl des Kaisers an die Regierung in Würtemberg, verursachte einige Bewegung. Man hielt einen Landtag, war unzufrieden, und übergab dem Herzog Ulrich, welcher sechszehn Jahr alt war, die Regierung, und leistete die Huldigung. (im Jahr 1503.)

Gleich der Anfang der neuen Regierung wurde kriegrisch. Der junge Herzog hatte ein Vergnügen an wilden Ergötzungen, und ergrif die Gelegenheit, sich im Kriege hervor zuthun, begierig. Man findet in der Geschichte wenige Prinzen, welche Liebhaber der Jagd, und des Krieges zugleich waren. Die kriegrischen Gesinnungen des junge Herzogs wurden von den Landständen ungern bemerkt. Ueberhaupt war gleich die erste Stellung zwischen dem Herrn und seinen Ständen ungünstig. Die Beyspiele des Kaiserlichen Hofes hatten auf den jungen Herzog, da er noch in denen Jahren war, in welchen die Menschen am geneigtesten zur Nachahmung sind, einen starken Einfluß. Er suchte seinen

Hof

Hof dem Kaiserlichen, so gut er konte, gleich zu machen. Weil er so frühzeitig denen Landständen gleichsam war aufgedrungen worden, so entstand ein geheimes Mißvergnügen. Und eben die Art, mit welcher er war zur Regierung gelangt, machten ihn, im Gegentheil desto dreister, da er gewahr geworden war, daß man die Gesetze, auf welche die Landstände stolz wären, doch auch abändern könne. Die jugendliche Begierde, die Herschaft zu zeigen, und sein ohnehin sehr lebhaftes, und zu weilen wildes, Temprament machten seine Regierung für die eingebildeten Stände noch mehr auffallend. Unter solchen Verhältnissen ging Ulrich in Krieg.

Die Gelegenheit dazu war der Tod des Herzogs von Bayern Georgs. Dieser Herr starb 1503 im December, ohne männliche Erben, und beschloß die Landshutische Linie der Herzoge von Bayern. Nach einem alten Vertrage, der schon im Jahre 1392 aufgerichtet worden war, sollte nunmehro die andere Linie der Herzoge von Bayern, welche die **Münchensche Linie** hieß, die Besitzungen des Herzogs Georgs erben. Allein dieser Prinz hatte ein Testament gemacht, und seinen Schwiegersohn, den Pfalzgraf Ruprecht, den Prinzen des Churfürsten von der Pfalz, zu seinen Erben eingesetzt. Er hatte ihm schon, bey seinem Leben, verschiedne Herrschaften, und Städte eingeräumt. Nach seinem Tode foderte Ruprecht die Huldigung; und die Herzoge von Bayern ebenfals. Die Streitigkeiten verzogen sich in die Länge. Der Kaiser nahm an denselben einen doppelten Antheil, theils als Kaiser, theils als Oesterreichischer Fürst. Er erinnerte sich, daß vor hundert Jahren ungefähr, ein Theil von der Grafschaft Tyrol an

Bay-

Bayern gekommen war: überdem war er dem verstorbnem Herzoge Georg verschiedne Summen Geldes schuldig. Die beyden Herzoge von Bayern waren dem Kaiserlichen Interesse nicht zu wider, weil sie es nicht seyn durften, und versprachen, weder die erborgten Gelder wieder zu verlangen, noch dasjenige, was der Kaiser wegen Tyrol foderte, zu verweigern. Maximilian bemühte sich nunmehr, einen Vergleich unter den streitenden Partheyen zu stiften, wobey er die Form der Rechte ganz vollkommen beobachtete. Da der Vergleich aber nicht zu Stande kam, und der Pfalzgraf sich verschiedner Städte in Bayern bemächtigte, so erklärte der Kaiser zuerst ihn, und hernach dessen Vater den Churfürsten Philipp in der Reichsacht. Alles sollte sich rüsten, diese beyden Herren mit Schwerdt und Feuer zu verfolgen. Es kam auch ein ansehnliches Heer zusammen. Der Kaiser selbst, der Markgraf von Brandenburg, Friedrich, der Landgraf von Hessen, und viele andre Bundesverwandte führten denen beyden Herzogen von Bayern Völker zu.

Der Herzog Ulrich war mit dem Herzoge Albrecht von Bayern zu genau verbunden, als daß er nicht seine Parthey hätte ergreifen sollen. Er würde seinem künftigen Schwiegervater, ohne Interesse, beygestanden haben. Aber dieser war so gütig, und versprach ihm noch für seinen Beystand 125,000 Gulden. Ulrich erklärte hierauf im May 1504 dem Churfürsten von der Pfalz den Krieg, und folgte bald darauf selbst nach, an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann zu Fuß, und 800 zu Pferde, welche theils aus seinen eignen Truppen, theils aus Völkern des Schwäbischen Bundes bestand. Mit

Mit diesem Heere belagerte Ulrich das feste Kloster Maulbronn, welches mit Schanzen auf einem nahe gelegnen Berge noch mehr befestigt worden war. Nach der Eroberung dieses Platzes bemächtigte er sich der Stadt Knitlingen, und nahm hierauf die Belagerung der Festung Bretten vor, welche schon ein und zwanzig Tage gedauert hatte, als der Churprinz Ludwig in sein Lager kam und ihn bewog die Belagerung aufzuheben, und dieser Stadt nebst einigen andern die Neutralität zu erlauben. Der Krieg wandte sich in andre Gegenden. Ulrich belagerte Beßigheim, den stärksten Platz des Pfalzgrafens; und wurde, nach einem geringen Widerstande Meister davon. Er bemächtigte sich hierauf der Grafschaft Löwenstein. Nach dieser Eroberung folgte die Einnahme von Weinsperg, Meckmühl, Gochsheim.

Unter diesen Siegen kam der Kaiser Maximilian selbst nach Schwaben. Er belohnte den jungen Herzog für seinen Beystand mit dem bestätigten Besitze aller derjenigen Oerter, und Herrschaften, welche er sich unterworfen hatte; und versprach ihm eine gleiche Bestätigung für alles, was er, noch in diesem Kriege erobern würde. Da sich dem Kaiser Niemand zu widersetzen wagte, und er eben einen Churfürsten bestrafte, wagten es die Conventualen zu Maulbronn, und erwählten, zu Speyer, wo sie im Exil waren, einen neuen Abt, an die Stelle des verstorbnen. Man würde diese Kleinigkeit nicht erzehlen, wenn es nicht etwas sonderbares wäre, daß Conventualen soviel Herz haben, indessen ganze Länder erobert werden. Man kan leicht denken, daß die guten Conventualen nichts ausrichteten. Der Kaiser

Kaiser blieb einige Wochen in der Gesellschaft seines jungen Freundes, des Herzogs von Würtemberg, welchen er sehr liebte.

Die schönen Besitzungen, welche die Frucht dieses ersten Krieges waren, neigten das Gemüth des Herzogs noch mehr zum Kriege, und flößten ihm eine geheime Eroberungssucht ein. Da er zur Befriedigung dieser Leidenschaft keine Gelegenheit fand, so wurde sein junger Geist nur dadurch desto unruhiger, und suchte solche Beschäftigungen, welche ihm den Mangel des Krieges ersetzen sollten. Er überließ sich dem Vergnügen des Reitens, und Jagens, mit Heftigkeit, und fing schon allmählich an, Pracht, und Verschwendung zu lieben.

Der Reichstag zu Cöln, im Jahr 1505, setzte dem Krieg gegen den Churfürsten von der Pfalz ein Ende. Der Kaiser Maximilian stiftete einen Frieden, bey welchem Herzog Ulrich seine grossen Vortheile hatte, indem er dasjenige behielt, was er in dem Kriege erobert hatte, und noch überdieß, von den Herzogen in Bayern die Herrschaft Heidenheim, und das Schloß Hellenstein erhielt. Er vermehrte sich die Gunst des Kaisers auf diesem glänzendem Reichstage, auf welchem die vornehmsten Fürsten von Deutschland erschienen, aufs neue. Der Kaiser belehnte ihn, mit vielen Feyerlichkeiten, persönlich mit seinem Herzogthume. Ulrich kam, mit Vortheilen, und Ehrenbezeugungen überhäuft, in sein Land zurück. Er schien die aufmerksamste Regierung zu versprechen, da er auch durch Kauf seine Besitzungen vermehrte, ob gleich die Güter selbst nicht wichtig waren.

Die

Die Gunst des Kaisers gab dem jungen Herzoge viele schmeichelhafte Hofnungen, und er bemühte sich daher desto mehr, dem Kaiser gefällig zu werden. Dieser hielt, im Jahr 1507 einen neuen Reichstag zu Costnitz, auf welchem er Hülfe zu einem bevorstehenden Krieg wider den König in Frankreich, Ludwig den XII. und die Venetianer verlangte. Jener hatte ihn auf verschiedne Art hintergangen, und diese hatten ihm den Durchzug verweigert. Maximilian wollte in Italien aus den Händen des Pabstes die damals gewöhnliche Krönung zum römischen Kaiser empfangen. Er bedurfte eine mächtige Hülfe. Der Herzog Ulrich begab sich mit einem Pompe nach Costnitz, welcher Aufsehn machte; mit einem Gefolge von drey hundert Mann zu Pferde; bey welchem alles auserlesen, und prächtig war, so wohl die Mannschaft selbst, als die Verschiedenheit ihrer Rüstung, die Pferde sogar, und der ganze Hofstaat. Der Einzug in Costnitz war eben so sonderbar. Ulrich sprengte mit seiner Begleitung, mit dem stärksten Geräusch durch die Straßen, unter des Kaisers Fenster vorbey, welcher an dem muntern Fürsten Vergnügen empfand. Alles an dem Herzog Ulrich, bis auf Kleinigkeiten herab, verrieth einen kriegerischen Muth, und ein gewißes wildes Wesen, welches ihn bey gesetztern Jahren zu dem tapfersten Helden, und General machen konte. Die Freundschaft des Kaisers gegen ihn, machte ihn noch muntrer; und wie man sich immer, in der Jugend, nach denenjenigen Freunden am meisten bildet, welche man verehrt, so nahm Ulrich in dem öftern Umgange mit dem Kaiser verschiedne Züge von dessen Charackter an; unter welchen man hier besonders die unter-

 neh-

nehmende Geschäftigkeit rechnen muß, sich in viele Dinge zu mischen, ohne zur Ausführung von allem fähig zu seyn. So findet ein genauer Beobachtungsgeist den Kaiser Maximilian. Er unternahm vieles: er unternahm vieles zugleich: er war dabey werkthätig: aber er vollendete das wenigste mit dem gehörigen Nachdrucke. Sein Vater, der Kaiser Friedrich, hatte sich unthätig bezeugt: Maximilian war desto thätiger: allein er trieb immer zu viele Sachen zu gleich, um nur eine mit Macht, und Gewalt vollenden zu können. Der junge Herzog Ulrich gewöhnte sich an diese Betriebsamkeit um so leichter, je reizender das Beyspiel des Kaisers war, und je mehr sein feuriger Geist zur unruhigem Geschäftigkeit ihn geneigt machte. Man sieht öfters zu wenig auf die Eindrücke der Jugend, bey der Characterisirung der Menschen; da diese Eindrücke dennoch sehr oft den Grundstoff des Characters bilden.

Es ist ungewiß, ob der Herzog Ulrich den Kaiser auf seinem Feldzug gegen die Venetianer begleitet habe; es ist blos wahrscheinlich. Inzwischen hatte dieser erste Feldzug wider die Venetianer keine grosse Folgen. Der Kaiser zog mit seiner Armee nach Trident, überstieg die Alpen, eroberte die engen Pässe, rückte vor Vicenza, wo die Besatzung sehr schwach war, und ging wieder zurück. Vier Tage nach seinem Abmarsche von Trident war er wieder in Tyrol, als man eben von den schönsten Eroberungen Nachrichten erwartete. Man hat den Kaiser deßwegen sehr getadelt; andere haben ihn zu vertheidigen gesucht. Er fand es für nöthig, sich so gar selbst zu vertheidigen, und schriftlich bey eini-

gen

gen Ständen des Reichs sein Betragen zu entschuldigen. Hier ist der Ort nicht, davon weitläuftig zuhandeln.

Herzog Ulrich, welcher jede Gelegenheit ergrif, Pracht, und Ansehn zu zeigen, begab sich, im Anfange des Jahrs 1509, nach München, um dem Leichenbegängnisse seines bestimten Schwiegervaters, des Churfürsten von Bayern, Albrechts beyzuwohnen. Sein Gefolge bestand aus 380 Mann zu Pferde. Er wiederhohlte, bey dieser Gelegenheit, seine Verlobung, mit der Prinzeßin Sabina, der Tochter des verstorbnen Churfürsten. Wenn er seiner Neigung hätte folgen können, so hätte er, an statt die vorige Verlobung zu bestätigen, sie vielmehr aufgehoben. Er fand keine Neigung an seiner Braut. Gleichwohl muste er die Verbindung mit ihr feyerlich versprechen. Die Furcht für den Kaiser Maximilian, dessen Schwestertochter die Braut war, und die schon vorhergegangnen Versicherungen nöthigten ihn, etwas gewiß zu beschliessen, das ihm widrig war. Und nichts ist trauriger, als eine Verbindung wider Neigung einzugehn, die Zeitlebens dauern muß.

Inzwischen gab ihm diese Verbindung eine neue Verstärkung seiner Macht durch eine Allianz mit dem Bayrischen Hausse. Damals pflegte man allenthalben, ohne grosse Absichten Allianzen zu errichten, und verließ sie wieder eben so leicht. Alles verband sich, im deutschen Reiche, mit einander, und wider einander, ohne Wirkung, und grossen Vortheil. Der Herzog Ulrich richtete in kurzer Zeit eine Menge von solchen Bündnissen auf, mit dem Churfürsten, Uriel von Maynz, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem Kaiser

selbst,

selbst, und andern. Bey jedem von diesen Bündnissen hatte er einzelne, besondre Endzwecke: aber alle Bündnisse halfen ihm doch, am Ende, nichts. Eine Allianz mit der Schweiz verwandelte so gar, in der Folge, seine Hofnung in Schimpf.

Da man hier nicht eine Geschichte von Würtemberg schreiben will, sondern das Leben, und den Charackter des Herzogs Ulrichs schildern wird, in so fern es das Interesse des Lesers unterhalten, und Unterricht geben kan, so übergeht man hier alles, was für unsre Absicht gering fügig ist; und wird in der Folge ebenfals eine sorgfältige Auswahl beobachten. Es ist daher hinreichend, hier zu bemerken, daß der Herzog Ulrich den Reichstag zu Worms, welchen der Kaiser Maximilian 1509 hielt, und andere mehrere besucht, und allenthalben das Wohlwollen des Kaisers sich zu erwerben, und seinen Glanz, und Pracht zu zeigen, gesucht habe. Auf dem Reichstage zu Augsburg, 1510, errichtete er ein neues Bündnis mit dem Churfürsten von Cöln. Er sicherte seine Grenzen von aussen; da er doch zuerst von innen angegriffen werden sollte. Seine Begierde zu neuen Eroberungen machte ihm viele Bündnisse nöthig: aber an statt fremde Besitzungen zu erobern, verlohr er seine eigne.

Die Vermählung mit seiner längst bestimten Braut, legte, im Jahre 1511, den ersten Grund zu den Widerwärtigkeiten seines Lebens. Zwar werden die meisten Vermählungen der Hohen der Erde, nicht aus Neigung, sondern aus Staatsinteresse geschlossen: allein eine gezwungne Vermählung hat doch selten so grosse Folgen gehabt, als diejenige, welche Herzog Ulrich ein-

einging. Ehe er noch wissen mochte, was eine Vermählung sey, hatte man dieses erste Mittel seines Unglücks ihm schon, im zehnten Jahre seines Alters zubereitet, welches er im vier und zwanzigsten Jahre vollkommen erhielt. Er hatte zu der Tochter des Markgrafen Friedrichs, von Brandenburg, der Prinzeßin Elisabeth, Liebe und Neigung bekommen: aber es war zuspät, eine so alte, so stark bestätigte Verlobung, wie die Bayrische war, aufzuheben. Der Kaiser Maximilian, welcher einen ähnlichen Fall mit seiner eignen Prinzeßin erfahren hatte, würde bey der Verachtung seiner Schwestertochter dem Herzoge Ulrich seine ganze Rache gewiß haben fühlen lassen. Ulrich hielt daher, mit seiner unangenehmen Braut, der Prinzeßin Sabina, am 2 Merz 1511, zu Stuttgard Beylager.

Niemals ist das geheime Mißvergnügen mit grösserer Feyerlichkeit verherrlicht worden, als hier. Die Freudensbezeugungen dauerten vierzehn Tage. Der Aufwand war, so wie die Pracht, königlich. Das seltenste waren die Gäste: Es waren diese, die Churfürsten, von Bayern, von Sachsen, und von der Pfalz, die Herzoge Philipp, und Heinrich von Braunschweig, die Markgrafen von Brandenburg, Friedrich, Albrecht, und Casimir, der Markgraf von Baaden, der Pfalzgraf Friedrich, und eine Menge von Bischöfen, und Reichsgrafen. Es waren allein 7000 Pferde beysammen. Das ganze Jahrhundert hatte keine solche Vermählung gesehn.

Mitten unter diesen glänzenden Festlichkeiten bezeugte Herzog Ulrich wenig Vergnügen über die Vermählung, ob er gleich den Anstand beobachtete. Er

fühlte eie Ahndung seines angehenden Unglücks, und je näher ihm die Braut war, je weniger gefiel sie.

Die erste Folge dieser Feyerlichkeit war ein Mord. Der Graf von Werdenberg, welcher die Prinzeßin in die Kirche geführt hatte, erregte den Neid des Grafen von Sonnenberg. Dieser spottete über jenen, weil er klein von Statur war. Der Graf von Werdenberg überfiel seinen Feind auf der Jagd, und tödtete ihn.

Die neue Herzogin, Sabina hatte ein gutes wohlgebildetes Ansehn, aber die Neigung richtet sich immer nach dem Urtheile der Phantasie, und war nicht bey diesen Neuvermählten. Der Herzog muste den erhabnen Geist eines Hohen von unserm Jahrhunderte haben, wenn er keine verdrießliche Folgen seiner gezwungnen Heirath sehen wollte. Er war aber vielmehr seinen Leidenschaften unterworfen, anstatt daß er ihr Meister hätte seyn können. Sein hitziges Temperament, und sein wildes Wesen erlaubte ihm keine so grosse Ueberwindung, wie sie hierbey nöthig war. Dennoch mäßigte er sich im Anfange. Allein die Herzogin selbst reizte sehr bald seinen Unwillen. Sie war heftig, ungestüm, und zum beständigen Widerspruche geneigt. Dieß fehlte eben noch, um eine mißvergnügte Ehe unglücklich zu machen.

Der Herzog vertrieb sich sein Mißvergnügen durch Lustbarkeiten, Pracht, und alle Arten von Vergnügungen. Sein fürstlicher Hof war der glänzendste in Deutschland, und die Befriedigung seiner Lieblingsneigungen, des Rennens, und Jagens vermehrte den Pomp des Hofes. Die Einkünfte reichten zu den Ausgaben nicht zu, und die eben um diese Zeit eintretende Theu-

Theurung machte den armen Unterthan über den prachtreichen Fürsten mißvergnügt. Der Unterthan hat kein Recht, seinen Fürsten zu beurtheilen: er würde damals von verschiednen neidischen von Adel aufgebracht, welche mit bessern Beyspielen hätten vorgehen sollen.

Mitten unter solchen Ergötzungen sorgte Ulrich für die Erweiterungen seiner Besitzungen. Es ist wahr, der Regierung des Landes nahm er sich nicht sehr an, sondern überließ sie ganz seinen Räthen. Allein neue Besitzungen zu erwerben, schmeichelte seinem Ehrgeize. Hohentwiel, eine sehr gute Festung, welche denen Herren von Clingenberg zugehörte, reizte die Begierde des Herzogs. Er trat mit deren Besitzer in Unterhandlung, und brachte es nach und nach dahin, daß er diese Festung endlich ganz eigen erhielt. Er wußte nicht, daß dieses seine künftige Zuflucht seyn würde, wenn er sein ganzes Land würde verlohren haben.

Inzwischen suchte er immerfort die Freundschaft seines beständigen Gönners, des Kaisers Maximilian, zu erhalten. Dieser ladete ihn ein, in den wider die Türken gestifteten, Georgen-Orten zu treten. Ulrich erschien auf den Reichstagen, welche der Kaiser hielt, immer persönlich, theils sich das Vertrauen des Kaisers zu befestigen, theils seine Pracht zu zeigen. Er war auf beyden Reichstagen, welche in diesem Jahre, 1512, zu Trier, und zu Cöln, gehalten wurden. Der letztere gab ihm zur Eroberung einer Grafschaft Gelegenheit; weil der Kaiser den Grafen von Leiningen, der wider das kaiserliche Verbot, in französische Dienste getreten war, in die Acht erklärte. Ulrich nahm die Grafschaft im Nahmen des Kaisers ein, und behielt sie auch

einige Jahre im Besitz, bis der Kaiser durch das Flehen des unglücklichen Grafens zum Mitleid bewogen wurde, und der Herzog Ulrich, im Jahre 1516 das Schloß Hartenburg, nebst der ganzen Grafschaft wieder zurück geben mußte.

Damit der Herzog jedes Schicksal in seinem Leben erführe, was die Fürsten damals drengen konte, so wurde er von dem Pabste in den Bann gethan. Die Ursache war, daß der Herzog den Abt zu Zwifalten hatte in Verhaft nehmen lassen, weil dieser entweder Gelder, die ihm anvertraut waren, verschwendet, oder gar, als ein Rebell, sich dem Schutze des Herzogs zu entziehen, und den Schweizerischen Schutz anzunehmen getrachtet hatte. Die Ursache mochte aber auch gewesen seyn, welche sie wollte, so hatte der Herzog den Bann verdient, weil er einen **Geistlichen** bestraft hatte. Gleichwohl ließ sich der Pabst hernach, da er von den Umständen unterrichtet wurde, zur Aufhebung des Bannes bewegen, und der Geistliche wurde von einem Geistlichen, dem Bischofe zu Costnitz, in Verwahrung genommen.

Um dieselbe Zeit ereignete sich der erste Anlaß zu dem nachherigen grossen Unglücke des Herzogs. Er machte sich, wie sehr gewöhnlich ist, durch die besten Regeln, der Politick, mächtige Feinde. Er wollte sich von einer unnützen Verbindung befreyen, und stürzte sich dadurch in verderblichen Haß.

Die Zeit des so genanten **Schwäbischen Bundes**, auf welche dieser vom Kaiser Maximilian war bestätigt worden, ging mit dem Anfange des Jahrs 1512, zu Ende. Man wollte diesen Bund, der zur Erhaltung des

des Landfriedens war errichtet worden, aber sich in viele andre Angelegenheiten gemischt hatte, wiederum erneuern. Der Kaiser selbst wünschte dieses am meisten, weil er viele Vortheile von diesem Bunde gehabt hatte. Sehr viele Mitglieder desselben aber bezeugten wenig Lust dazu. Besonders erklärte der Herzog Ulrich, daß er sich in diesen Bund nicht wieder begeben würde. Diese Erklärung eines der mächtigsten Glieder des Bundes machte viele andre Stände wankend. Die vielen, so genanten **Bundtage**, oder Versammlungen der Stände des Bundes, die vielen damit verknüpften Kriege, und die daher entstandnen Kosten waren sehr gegründete Ursachen, einer Verbindung zu entsagen, die keinen wesentlichen Vortheil hatte. Die Vortheile des Kaisers hingegen bewogen ihn, alles mögliche zur Erneurung des Schwäbischen Bundes, auf zwölf Jahr, zuthun. Er munterte die Mitglieder auf: er ließ sich in Unterhandlung mit dem Herzoge von Würtemberg ein. Dieser aber gab den Vorstellungen kein Gehör. Er ließ vielmehr, auf einem zu Augsburg gehaltnen Bundtage, denen Kaiserlichen Gesandten diejenigen Beschwerden über den Schwäbischen Bund vortragen, welche ihn von einer fernern Verbindung mit demselben abhielten. Er beklagte sich, daß man die Beyträge zu diesem Bunde von ihm zu hoch angesetzt habe; daß man ihm dennoch nicht mehr Ansehn, und Stimmen, als dem niedrigsten Mitgliede gegeben habe. Er verlangte, von dem Bunde, wenn er ja in denselben treten sollte, die Gewährleistung aller derjenigen Besitzungen, welche er von der Pfalz in dem erstern Bayrischen Kriege, eingenommen hatte, und deren Sicherheit ihm, mit Recht, noch

noch immer zweifelhaft schien. Da man seinen Foderungen, und Beschwerden keine Gnüge leistete, so blieb er bey dem gefaßten Entschlusse, dem Bunde zu entsagen. Der Markgraf Friedrich von Brandenburg unterstützte seine Vorstellungen bey den Gliedern des Bundes; aber sie waren fruchtlos. Man verlangte, der Herzog von Würtemberg sollte sich die einmal gemachte Ordnung, und Artickel des Bundes gefallen lassen. Der Kaiser ermahnte den Herzog sehr dringend, und zu wiederhohlten Malen, dem Schwäbischen Bunde bey zutreten. Allein der Herzog, welcher am meisten die vielen Kosten scheute, die der Schwäbische Bund verursachte, blieb unbeweglich, und er hatte es Ursache zu seyn, da die Mitglieder des Bundes fast keine einzige von seinen Foderungen zugestehen wollten. Ueberhaupt würkte auch schon von beyden Seiten eine geheime Eifersucht, und Widerwillen gegenseitige Abneigungen. Der Schwäbische Bund, welcher den Beytritt des Herzogs nicht erlangen konte, wurde zu Augsburg, am 12 October 1512, aufs neue, auf zehn Jahr zu Stande gebracht. Die Alliirten dieses Bundes liessen den Herzog versichern, daß sie seine Feinde, und Widerwärtige in den Bund aufnehmen wollten. Sie hielten ihr Wort vollkommen. Der Herzog hatte sich den Bund und den Kaiser selbst abgeneigt gemacht.

Die Furcht für den Folgen dieses ihm nun entgegen gesetzten Bündnisses bewog ihn zu neuen Allianzen. Er schloß einen Vergleich mit dem Churfürsten von der Pfalz, und dem Pfalzgrafen Friedrich, wodurch ihm die gemachten Eroberungen von dieser Seite her gesichert wurden. Die Artikel dieses Vergleichs gehören nicht

nicht in die Lebensgeschichte des Herzogs, und sind schon von andern genau aufgezeichnet. Das Bündniß mit der Pfalz wurde im folgenden Jahre noch enger geschlossen. Der Bischof von Würzburg trat demselben bey. Eine andre Allianz wurde mit dem Markgrafen von Baaden errichtet; und in der Folge vermehrte eine neue Allianz mit den Schweizern die Verbindungen des Herzogs. Er glaubte, ohne dem Beystand des Schwäbischen Bundes, seinen Feinden gewachsen, und für seine Wohlfarth gesichert zu seyn. Er irrte sich.

Am meisten mußte er für die Gunst des Kaisers, deren Abneigung ihm gefährlich werden konte, Sorgfalt tragen. Es war leicht einen Herrn sich zum Freunde zu erhalten, welcher, ohne hinlängliches Volk und Geld, mit einem mächtigen Könige Krieg führte. Ulrich, welcher am Kriege besonders Vergnügen fand, both seine Hülfe zu dem Feldzuge an, welcher nach Burgund, im Jahre 1513 unternommen wurde. Er wurde selbst Feldherr der Reuterey, und bewieß eine ungemeine Tapferkeit. Die kaiserliche Armee bekam ihre Stärke ganz allein durch die Schweizer, welche 25,000 Mann stark waren. Die Franzosen wurden allenthalben vertrieben. Der Herzog von Würtemberg belagerte, mit dem Schweizerischen Generale zugleich, die Stadt und Festung Dijon. Die Besatzung, unter den Befehlen des französischen Generals De la Tremouille, bestand aus 7000 Mann. Der Herzog ließ die Stadt so heftig beschiessen, und trieb die Belagerung mit solchem Eifer, daß Dijon in die äuserste Gefahr kam. Schon war von zwanzig Fuß lang Breche gelegt, und Ulrich machte Anstalten zu einem Sturme, als

als die Betrügerey des französischen Befehlshabers in der Festung, alles vereitelte. Er gewann die Schweizerischen Officiers durch Geld, und diese lassen sich, eben als die Festung sich nicht länger halten konte, zu einem Vergleiche bewegen. Der Herzog stellte ihnen umsonst ihre Untreue an den Kaiser vor, und die Hofnung der Einnahme der Stadt. Der Vergleich wurde geschlossen, und die 25,000 Mann Schweizer gingen hinweg. Ihre Officiers waren so gut gewesen, auser denen Bedingungen für sich, und ihre Republick, auch für den Herzog von Würtemberg 8000 Thaler zu verlangen. So geneigt sie zu dem Vergleiche gewesen waren, so ungeneigt war Frankreich, die Bedingungen zu erfüllen, da Dijon befreyt war. Der König erklärte die Versprechungen seines Generals, des Herrn De la Tremouille für ungültig, und die Schweizer wurden mit ihren Foderungen abgewiesen. Der listige und betrügerische Streich des De la Tremouille wurde öffentlich von dem Könige bestraft, und insgeheim belohnt.

Niemand von denen Kriegführenden bey Dijon hatte das Geld so sehr nöthig, als der Herzog Ulrich. Er hatte die gröste Last des Krieges selbst getragen; und sein Land und seine Schatzkammer dabey beschwert. Die Unkosten dieses Krieges mit denenjenigen zugleich, welche der Hofstaat erfoderte, hatten ihn in Schulden versetzt, zu deren Tilgung neue Abgaben der Unterthanen unumgänglich nöthig waren. Vielleicht würde er in Erreichung seines Endzweckes glücklich gewesen seyn, wenn er einen andern Weg ergriffen hätte, als den er erwählte. Die Landstände äuserten Schwierigkeiten, sich nach dem Willen des Herzogs zubequemen. Es ist selten

ten gut, wenn der Fürst durch die Unterthanen eingeschränkt wird: denn diese suchen, bey vortheilhaften Gelegenheiten mehr als Unterthanen zukomt, und jener muß nothwendig durch ihre Widerspänstigkeit erzürnt werden. Man war mit der Regierung des Herzogs selbst unzufrieden. Man beschuldigte seine Vertrauten, daß sie sich auf seine, und des Landes Kosten bereicherten. Sein Erbmarschall, Conrad von Thumb, sein Kanzler Lamparter, und Heinrich Lorcher, welcher das Amt eines Landschreibers verwaltete, reizten die Eifersucht, und das Mißvergnügen. Diese drey regierenden Räthe brachten verschiedne Anschläge vor, durch welche man die Schulden tilgen könte; unter welchen zuerst ein neuer Weinzoll, und eine Vermögensteuer vorkam. Der Herzog ritt selbst im Lande herum, und gewann verschiedne Städte, daß sie ihm nicht nur den Weinzoll, sondern auch auf zwölf Jahr, von jedem Gulden Hauptgut jährlich einen Pfennig zugestanden. Allein die Landstände wiederstrebten. Man fiel hierauf noch auf etwas mehr sonderbares, welches freylich dem Kopfe seines Erfinders wenig Ehre macht, da es ein unschickliches Mittel war, und nothwendig den Pöbel aufbringen mußte. Man führte ein kleineres Gewicht und Maaß im Lande ein, wozu sich auch verschiedne Amtleute, und andere willig fanden. Allein, obgleich einige von den Landständen diese neue Auflage unterstützten, so mißbilligte sie doch der gröste Theil. Der Pöbel aber murrte öffentlich, und in der Provinz war wie immer, der Unwille am lautesten.

Indessen, und vermuthlich, weil er die neue Anordnung am liebsten in seiner Abwesenheit eingeführt wissen

wissen wollte, begab sich der Herzog, in Begleitung des Herzogs von Braunschweig, Heinrich des jüngern, welcher sein Schwager war, an den Hofe des Landgrafen Philipps von Hessen. Er suchte die Freundschaft des Landgrafen um so mehr, je gegründeter seine Furcht für den Schwäbischen Bund war. Er erreichte auch seine Absicht so sehr, daß der Landgraf itzt sein Freund, und in der Folge sein Erretter wurde.

Die Abwesenheit des Herzogs brachte die Unruhen in Würtemberg zum Ausbruche. Der Pöbel widersetzte sich, besonders, im Ramsthale, der Einführung des neuen Gewichts. Ein gewisser Gaiß-Peter von Beutelspach wurde der Anführer einer besondern Rotte, welche sich immer vermehrte. Das Complot der Rebellen hieß **die arme Conrads-Rotte** von einem damals vermuthlich schon gestorbnen, elenden verdorbnen Menschen im Amte Schorndorf. Dieser Conrad, welcher sein Vermögen verschwendet hatte, war der Anführer einer Gesellschaft von liederlichen, und leichtsinnigen Leuten geworden, die ebenfals wie er, sich um ihr Vermögen gebracht hatten. Diese Gesellschaft hatte es sich zum vornehmsten Gesetze gemacht, nichts zu besitzen, mit Schulden beladen zu seyn, lustige Einfälle zu haben, und Possen zu spielen. Man übersah diese Narren, weil man sie nicht für gefährlich hielt; und in kurzen hatte sich ihre Gesellschaft durch das ganze Land ausgebreitet. Sie wurde nun der erste Grund zum Aufruhr, und das lächerliche abgeschmackte fing an, sehr ernsthaft zu werden. Der beträchtlichste Theil der Rebellen bestand aus solchen Leuten. Der Anführer derselben, Gaiß-Peter, ein gemeiner liederlicher

licher Mensch, machte den Anfang zu einer Empörung im Amte Schorndorf. Sie breitete sich hierauf sehr bald weiter aus. Der Anführer der Rotte bethörte den Pöbel durch eine abgeschmackte sinnliche Vorstellung von der Ungerechtigkeit des neuen kleinern Gewichtes. Es fanden sich bey ihm auf 2000 Aufrührer ein. Mit diesen zog er in Schorndorf ein, und verlangte, daß das neue Gewicht abgeschaft werden sollte. Kaum konte die Wuth des Gesindels durch das Versprechen einer Abänderung, und durch Austheilung von Brodt, und Wein, besänftiget werden.

Bey solchen Umständen, welche das Mißvergnügen im ganzen Lande rege machten, und durch die ausgesandten Bothen der Rebellen allenthalben herum, noch wichtigere Folgen vermuthen liessen, meldete man dem Herzoge, der sich noch an dem Heßischen Hofe aufhielt, die Nothwendigkeit seiner Rückkehr. Er kam eilfertig zurück, und ließ, gleich nach seiner Ankunft zu Stuttgard, in besondern Schreiben, alle seine Aemter, und Städte zur Treue ermahnen. Diese Vorsicht war ungemein nöthig, weil sich die empörerischen Gesinnungen eines sehr grossen Theils der Unterthanen bemächtiget hatten. Selbst die Schreiben des Herzogs erweckten durch einem zweydeutigen Ausdruck neuen Unwillen. Er hatte gedroht, die Rebellen, **durch seine Freunde**, und getreue Landschaft zum Gehorsam zu bringen. Die Aufrührer nahmen daher Gelegenheit alles in Furcht und Schrecken für fremde Truppen zu setzen, welche man in das Land bringen, und dadurch die Unterthanen zwingen würde. Der Geist der Empörung durchirrte nun einmal Würtemberg, und gab jedem immer andre

re Bewegungsgründe zum Ungehorsam, wodurch er seinem Eigennutze Gnüge zu verschaffen hofte.

Man müßte dem Herzoge Ulrich Unrecht thun, wenn man ihn selbst bey diesen Vorfällen tadelte. Die Unvorsichtigkeit seiner Räthe in Erfindung der Art einer neuen Abgabe war die Gelegenheit zu einer Empörung, welche die Unterthanen so stark einnahm, daß sie, wegen der nachher erfolgten Umstände, das ganze Leben des Herzogs Ulrichs hindurch, wenigstens im Stillen, noch fort währte. Ulrich, um den Folgen des ersten Aufruhrs zuvor zu kommen, begab sich selbst, mit starker Bedeckung nach Schorndorf, dem Sitze der Rebellion. Es musten vor der Stadt alle Unterthanen dieses Amtes erscheinen. Der Herzog stellte ihnen das strafbare ihres Unternehmens vor, und die Gegenwart ihres Herrn rührte die Rebellen so sehr, daß sie fußfällig, auf 1600 Mann stark um Gnade baten, welche sie auch erhielten. Der Pöbel aber bleibt immer zu sehr Pöbel, um sich nicht durch neue Vorstellungen leicht verführen zu lassen. Die Häupter der Rebellion ruhten nicht, alles von neuem in Bewegung zu setzen. Es kam bey Gelegenheit der Kirchweihe, zu Untertürkheim, am 28 May dieses Jahres 1514, eine neue Zusammenverschwörung zu Stande; an welcher viele Mißvergnügte in dem ganzen Lande Theil nahmen, und als sie wieder zu Hause kamen, mehrere zur Gesellschaft verleiteten. Die Empörung breitete sich so sehr aus, daß man schon anfing, sich der Thore der Städte zu bemächtigen. Es war fast kein Amt mehr, welches nicht den Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen Herren beleidigte.

Unter

Unter solchen Umständen sah sich der Herzog gedrungen, so schnell, als möglich, einen allgemeinen Landtag zu halten. Dieß einzige Mittel war noch übrig, um rebellische Unterthanen zu befriedigen, deren gröster Theil den Tod verdient hatte. Wenn man die Beschwerden, welche auf dem Landtage gegen den Herzog vorgebracht wurden, unpartheiisch erwägt, so war kein einziger Grund zu einer Bewegung da. Alles, dessen man den Herzog Ulrich beschuldigte, betraf Nachläßigkeiten in der Regierung seiner Räthe, welche in der grösten Stille und Ordnung abgeändert werden konten, und auserdem einige Freyheiten in Absicht der Jagdgerechtigkeit, die man doch wohl dem Herzoge gönnen konte, und als Unterthan zu gestehn mußte. Die Vergehungen der Unterbedienten konten nur Empörer dem Herzoge selbst zur Last legen. Die Pracht des Hofes hatte den Schein des wichtigsten Vorwurfs. Aber ist der Herr schuldig, seinen Hof nach dem Willen der Unterthanen einzurichten? Soll der Regierer eines Volks seine Ergötzlichkeiten nach den Gesetzen derjenigen bestimmen, welche zu niedrig sind, um davon urtheilen zu können? Ich weiß sehr wohl, was das Wort: Freyheiten: bedeutet, aber es gibt nur eine einzige Freyheit für den Unterthan, die, daß er Recht, und Gerechtigkeit erlangt. Das übrige, worüber man auf den Herzog Ulrich unwillig zu seyn, für erlaubt hielt, betraf Kleinigkeiten.

Indessen machten die Stände sich die Verlegenheit ihres Herrn zu Nutze, und bauten auf den Trümmern einer Rebellion ein neues Gebäude ihres Ansehns auf.

 Der

Der allgemeine Landtag zur Wiederherstellung der Ruhe in dem Herzogthum Würtemberg, nahm, zu Stuttgard, am 25 Junius, 1514, seinen Anfang. Herzog Ulrich, welcher das so herum verbreitete Mißvergnügen, und den Geist der Empörung vollkommen zu tilgen suchte, und die bedrengten Umstände in denen er sich befand, wohl einsah, hatte den Kaiser Maximilian bewogen, auf diesen Landtag selbst Gesandten zu schicken. Auser den Kaiserlichen Gesandten erschienen noch andere von dem Churfürsten von der Pfalz, von dem Markgrafen von Baden, ingleichem zwey Bischöfe, von Strasburg und von Costnitz. Die Stadt Stuttgard erregte sehr bald einen Unwillen bey dem Herzoge, und die Versammlung, welche den Landtag hielt, muste sich nach **Tübingen** begeben. Nach verschiednen Unterhandlungen, Bemühungen, und Vermittlungen kam endlich, am 8 Julius ein Vertrag zwischen dem Herzoge, und seinen Unterthanen zu Stande.

Diejenigen Unterthanen, welche **Landstände** heissen, das heißt, welche die Gesandten ihrer Mitbürger waren, und ihre Provinz vorstellten, erhuben, bey der Bedrängung des Herzogs, bey der Furcht von ihm, bey der Nothwendigkeit des Herzogs, neues Geld zur Bezahlung der Schulden zu haben, ihr Ansehn so sehr, daß sie die Regierung ihres Herrn einschränkten, und sich eine Menge von Privilegien geben liessen. Sie versprachen dafür die Schulden des Herzogs welche noch keine Million Gulden ausmachten, binnen fünf Jahren zu bezahlen. Der Herzog, muste, unter andern Bedingungen, auch versprechen, keinen Krieg, ohne Wissen, und Willen der Landschaft, anzufangen, welches für den

den kriegrischen Geist Ulrichs das verdrüßlichste, so wie überhaupt das unbilligste war. Es ist nicht nöthig, hier die Punkte dieses Vergleichs zu erzehlen; es ist hinlänglich zu bemerken, daß der Herzog Ulrich dadurch sehr eingeschränkt wurde, er, der die Einschränkung am wenigsten vertragen konte. Indessen wurde dieser so genante **Tübinger Vertrag** zu einem **Grundgesetze** des Herzogthums Würtemberg gemacht, welches die Regenten beschwören müssen.

Ob gleich Herzog Ulrich, bis zur Erniedrigung, seinen Charackter dem Willen seiner Landstände, unterwarf, so konte er doch noch nicht die völlige Beruhigung seines Landes erlangen. Vermöge des Tübinger Vertrags schickte der Herzog nunmehr Abgeordnete herum, welche von neuem die Huldigung einnehmen sollten. Sie fanden aber allenthalben Schwierigkeiten, und die Gemüther noch sehr getheilt. Verschiedne Städte weigerten sich, die Huldigung zu leisten. Selbst mit Stuttgard mußten vorher Unterhandlungen gepflogen werden. Einige trieb die Wildheit der Empörung, nach dem ehmaligen Beyspiele der Böhmen, in ihren aufrührischen Gesinnungen fortzufahren, welche Kühnheit sie aber sehr zeitig büßten.

Die gröste Unruhe war zu Schorndorf, und dem dasigen Amte. Der Herzog begab sich selbst dahin, wo ihm der Frevel der Verbrecher bald das Leben genommen hätte. Er berief das ganze Amt zusammen. Sie erschienen, aber bewafnet. Die Begleitung des Herzogs bestand aus achtzig Mann zu Pferde. Er ließ den Tübinger Vertrag, der für die Unterthanen so vortheilhaft war, vorlesen, und verlangte die Huldigung. Allein

 die

die Versammelten wollten sie nicht leisten; sie verunehr-ten vielmehr ihren Fürsten mit niedrigen Beschimpfun-gen. Die Furcht des Herzogs bey dieser Gefahr hielt seine sonst gewöhnliche Hitze zurück. Er ermahnte sie nochmahls, die schuldige Huldigung zu leisten, und ver-sprach, wenn sie ruhig auseinander gingen, alle ihre Vermessenheit ihnen zu verzeihen. Der Marschall ruf-te hierauf aus: wer sich zum Herzoge Ulrich halten woll-te, solle näher her zu treten. Hier verliessen alle den Herzog, und ruften aus: wer sich zu dem Herzoge hal-ten würde, den wollten sie auf der Stelle tödten. Ei-ner von den Rebellen, wagte es, den Zaum von dem Pferde worauf der Herzog saß, zu ergreifen, und ein andrer Verwegner stach mit dem Spieß nach ihm. Eben diesen Bösewicht, mit Nahmen Veit Baur, von Buch ob Winterbach, hatte der Herzog kurz zuvor aus dem Exil, in welches er, wegen eines Mordes war verwie-sen worden, zurück berufen. Einer von den Rebellen rufte laut mit Geschrey: man sollte den Herzog erschies-sen, ehe er entfliehen möchte. Man muß die Erret-tung des Lebens Ulrichs hier bloß der göttlichen Vorsicht zuschreiben. Er eilte nach Stuttgard, und sah sich ge-nöthigt, mit den Rebellen zu Schorndorf, und im Ramsthal, neue Unterhandlungen einzugehn. Sie blieben aber auch bey diesem Versuche hartnäckig; und ein grosser Haufen der Rebellen bezog auf dem Cappel-berge, bey Beutelspach, ein ordentliches Lager. Man muste bewafnete Völker gegen sie senden, bey deren An-grif sich freylich nun der gröste Theil verlief. Schorn-dorf wurde von den herzoglichen Truppen besetzt, ver-schiedne Empörer gefangen genommen, und diejenigen, wel-

welche noch auf dem Cappelberge zurück geblieben wa-ren, musten sich den Befehlen der Macht unterwerfen. Hierauf nahm Herzog Ulrich in Person von neuem die Huldigung zu Schorndorf ein, und ließ so gleich 46 Personen, welche die Anführer der Rotte gewesen wa-ren, aus dem Haufen herausnehmen, und ins Gefäng-nis setzen. Die Gefangnen wurden in Fesseln und Ket-ten unverzüglich dem Gerichte überliefert. Noch am ersten Tage wurden drey, am folgenden achte zum To-de verdamt, und so gleich enthauptet. Die übrigen wurden ebenfals nach Verdienst bestraft.

Dieser Execution zu Schorndorf folgte eine andre zu Stuttgard, wo sechs Verbrecher enthauptet, und andre ins Elend verwiesen wurden. Durch besondre Abgeordnete von der Landschaft wurden hierauf die übri-gen Städte, und Aemter zur Ruhe gebracht, und die Gefahr gestillt, welche bey nahe sechs Monate hindurch gedauert hatte.

Von diesen Vorfällen insgesamt, welche in Deutschland Aufsehn machten, wurde eine vollständige schriftliche Nachricht an die vornehmsten Fürsten, und Stände des deutschen Reichs, gesendet. Der Kaiser wurde ersucht die entwichnen Rebellen in die Acht, und der Pabst, sie in den Bann zuthun. Nachdem die Ver-brecher gestraft worden waren, so suchte der Herzog die Treue seiner Unterthanen zu belohnen. Tübingen hat-te sich besonders ausgezeichnet, und erhielt dafür ein verbessertes Wappen, und unter andern Gnadenbezeu-gungen auch die Ehre, daß das Hofgericht daselbst be-ständig seinen Sitz haben sollte, welche Ehre diese Stadt noch itzt genießt.

Die Ruhe, welche nunmehr Herzog Ulrich nach diesen Stürmen genoß, machte daß er das, was vorgegangen war, mehr überlegte, so wie man nach einer überstandnen Gefahr, sich ihrer gern, erst recht genau, nach allen Umständen zu erinnern pflegt. Diese Erinnerung wirkte bey dem lebhaften Fürsten keine angenehme Gedanken. Er sahe sich einiger maassen eingeschränkt; er hatte ein geheime grössere Abneigung von sich bemerkt, als er ehedem hatte vermuthen können. Die neue Lage in welche ihn der Tübinger Vertrag gesetzt hatte, und viele Vorfälle im Kleinen, die ihn dennoch einzeln beunruhigten, machten ihn mißvergnügt, und er fing daher wieder an, durch neue Zerstreuungen in den Ergötzlichkeiten des Hofes und der Jagd sein Mißvergnügen zu vertreiben. Zum Ueberdruß reichten ihm seine Räthe und Landstände eine Bittschrift ein, in welcher man ihm, zur Verbesserung seiner Umstände Dinge vorschlug, die ihm nicht anders, als höchst unangenehm seyn mußten. Man ersuchte ihn, sich für Streitigkeiten, und Fehden zu hüten, seine Pracht am Hofe noch mehr einzuschränken, in den Schwäbischen Bund zu treten, dagegen er sich so heftig geweigert hatte, und an den Kaiserlichen Hof sich mit 30 Mann zu begeben, wo er mit 5000 Gulden jährlich auskommen könnte, da inzwischen die Landschaft die Schulden abtragen würde. Der letzte Vorschlag muste ihm desto widriger seyn, da er noch gegen sein Land, wegen der vorigen Empörung aufgebracht war, und seine Gegenwart für höchstnöthig hielt. Man kan leicht erachten, daß er den Vorschlägen dieser Bittschrift wenig geneigtes Gehör gab.

Indessen langte, im Anfange des folgenden Jahres 1515, die Kaiserliche Bestätigung des **Tübingischen Vertrags** an, und der Herzog fing an die Punkte desselben in Vollziehung zu bringen, ob er gleich damit langsam zauderte. Eben dieses Jahr zog ihn in neue, höchst beschwerliche Verdrüßlichkeiten.

Die Privatumstände dieses Fürsten zeigten eben so viel sonderbares, als seine öffentliche Schicksale, und Begebenheiten. Man hat schon bemerkt, daß die Jagd seine Liebhaberey war. Nach dem geschloßnen Tübingischen Vertrage überließ er sich seinen Lieblingsleidenschaften mit neuem Muthe. Sein Hof erhielt neuen Glanz. Da er die Musick liebte, und selbst ein grosser Kenner davon war, so wurden dergleichen Vergnügungen nicht allein an seinem Hofe stark getrieben, sondern es fanden sich eine Menge von Sängern, und andern Virtuosen ein, unter welchen manche viele Kosten verursachten. Eine andre Art von Ergötzlichkeit, die sehr gewöhnlich wurde, bestand in öffentlichen angestellten Wettrennen, wobey der Herzog selbst seine Behendigkeit im Reiten vor andern zeigte. Oft wurden andre ritterliche Spiele, Tourniere, und dergleichen kriegrische Uebungen gehalten. Allenthalben verband sich Pracht, und Kunst. Die Rüstungen selbst waren kostbar; und die bey öffentlichen Feyerlichkeiten angestellten Gastmäler waren es ebenfals. Es befanden sich immer sehr vornehme Gäste an seinem Hofe; öfters fremde Prinzen, oder Grafen des Reichs, mit denen er Vertraulichkeit unterhielt. Man hätte bey vielen königlichen Höfen die Vereinigung der verschiedenen Arten von

Pracht vergeblich gesucht, die man an dem Hofe des Herzogs Ulrichs zu Stuttgard sah.

Keine Beschäftigung war ihm dennoch angenehmer, und daher gewöhnlicher, als die Jagd. Man sah ihn meistentheils im Jagdkleide, öfters in einem Harnisch, oft vom Kopfe bis auf die Füsse in einer glänzenden Rüstung, einen heruntergeschlagnen Hut, oder auch blos eine rauche Mütze auf dem Kopfe, und einen Jagdspieß in der Hand. Zuweilen trug er, im Sommer, ein schlechtes leinnenes Kleid; im Winter, verwechselte er dieses mit einem gemeinen leichten Rocke von Tuche. Doch liebte er den Panzer, und die völlige Rüstung noch mehr. Zum Behufe der Jagd wurden eine Menge Hunde abgerichtet, von welchen beständig einige den Herzog begleiteten. Er pflegte nicht allein ganze Tage, sondern auch Nächte in den Wäldern zuzubringen. Die Hitze des Sommers, und die strengste Kälte des Winters hielten ihn nicht ab. Seine Natur hatte sich so abgehärtet, daß er beydes ohne grosse Beschwerlichkeit vertragen konte. Sehr oft begab er sich vor Anbruch des Tages auf die Jagd, und blieb den ganzen Tag, und die drauf folgende Nacht bis an den zweyten Morgen, in den Wäldern, gemeiniglich in kleiner Begleitung, zu weilen, worüber man sich am meisten wunderte, ganz allein, ohne einen einzigen Begleiter. Nur selten gönnte er mehrern das Vergnügen der Jagd mit ihm zu theilen; weil er das Wild für sich zu erhalten suchte. Es wurde daher auch kein Gesetz schärfer beobachtet, als das Verbot der Jagd. Durch die Uebung dieser oft beschwerlichen Ergößlichkeit gewöhnte er sich zur besondern Härte, so daß er Hunger

und Durst eben so gut, wie Kälte, und Hitze ertragen konte.

Diese Leidenschaft entfernte ihn von allen Ausschweifungen im Trunke, und in der Wollust. Man wird finden, daß solche Characktere gemeiniglich noch einen Grad mehr von Eifersucht, als andere, besitzen. Man weiß schon aus dem vorhergehenden, daß Herzog Ulrich seine Gemahlin, gleich von dem Tage an, da er sich mit ihr vermählete, nicht im geringsten liebte. Gleichwohl war er eifersüchtig. Die freye Aufführung seiner Gemahlin gab ihm hierzu noch mehr Anlaß. Zum Unglück war sie wiederum auf den Herzog eifersüchtig, ob sie gleich nicht Ursache dazu hätte. Weil sie wußte, daß sie seine Neigung nicht besaß, so glaubte sie, eine andre raube ihr dieses Eigenthum. Der Herzog pflegte mit der Tochter seines Marschals, einem Fräulein von Thumb, öfters zu scherzen, und einen angenehmen Umgang mit ihr zu unterhalten. Sie wurde an einen vornehmen vom Adel am Hofe vermählt, dessen Eifersucht den fortgesetzten Umgang des Herzogs mit seiner Gemahlin nicht ertragen konte, weil ihn sein eigen Beyspiel schreckte.

Dieser Edelmann des Hofes erweckte durch sein eignes tragisches Schicksal dem Herzoge eine Reihe der verderblichsten Vorfälle. Er wurde der Grund zu neuem Unglücke. Bey Gelegenheit des Tübingischen Landtages war ein Fränkischer von Adel, **Ludewig von Hutten**, als Gesandter des Bischofs zu Würzburg, zugegen gewesen. Dessen Sohn, **Johannes von Hutten**, blieb hernach an dem Würtembergischen Hofe, und genoß den vertrauten Umgang des Herzogs.

Er war es, welcher die Tochter des Marschals von Thumb heirathete, deren munteres aufgewecktes Wesen dem Herzoge so wohl gefiel, daß er auch, nach der Vermählung, mit ihr einen angenehmen Umgang fortsetzte. Ihr Gemahl, Johannes von Hutten argwohnte daraus mehr, als er Ursache hatte. Der Herzog, der dieses gewahr wurde, bekam ungnädige Gesinnungen gegen seinen Vertrauten.

Eben dieser Vertraute aber, welcher wegen seiner eignen Gemahlin so argwöhnisch war, genoß die Gunst der Gemahlin des Herzogs in ganz besonderm Grade. Ohnstreitig mochte er der Herzogin Sabina, bey bequemer Gelegenheit seinen Argwohn entdeckt haben, und diese, welche auf ihren Gemahl, den Herzog, ohnehin sehr eifersüchtig war, mochte ihm Mittel, sich an dem Herzog zu rächen, vorgeschlagen haben. Kurz, Johannes von Hutten war eifersüchtig auf den Herzog wegen seiner Gemahlin, und trieb doch einen Umgang mit der Gemahlin des Herzogs, welcher vertraulicher war, als der Wohlstand erlaubte. Die Vertraulichkeit der Herzogin, und des jungen Herrn von Hutten erfüllte den ganzen Hof mit Verdacht, und es war mehr, als blosser Verdacht dabey. Der eifersüchtige Herzog wurde noch mehr gereizt, als er, auf einer Jagd, an dem Finger des Herrn von Hutten den Ring zu erblicken glaubte, welchen er seiner Gemahlin geschenkt hatte. Ueberzeugt von dem Grunde seines Verdachts, sann er nunmehr auf Rache, die bey seinem heftigen Geiste grausam seyn mußte.

Am folgenden Tage stellte er wiederum eine Jagd an, auf welche ihn der Herr von Hutten begleiten mußte. Nachdem er sich mit demselben von dem übrigen Gefolge entfernt hatte, stellte er ihm seine Untreue zornig vor, und ermordete ihn auch so gleich mit eigner Hand, worauf er ihn an die nächste Eiche hing.

Diese Uebereilung der Hitze, welche überhaupt dem Charackter des Herzogs eigen war, versetzte ihn in die beschwerlichsten neuen Unruhen. Die weitläuftige, und mächtige Familie von Hutten suchte alles gegen ihn in Bewegung zu setzen. Es erschienen eine Menge von Schmähschriften. Man gab dem Herzoge Schuld, daß er den jungen Herrn von Hutten wegen seiner artigen Gemahlin ermordet hätte. Man häufte die Vorwürfe. Dieß war noch nicht genung: man suchte eine neue Empörung in Würtemberg zu erregen, und der Vater des getödteten suchte in einer besondern Zuschrift an die Landstände, dieselbe von dem Herzoge Ulrich abwendig zu machen. Diejenigen Landstände, welche sich damals eben zu Stuttgard aufhielten, gaben dem Herzoge von dieser Zuschrift Nachricht. Er versicherte ihnen aber, daß er den Vorfall mit dem Herrn von Hutten wohl zu verantworten sich getraue, und ersuchte die Landstände, wegen der Schulden, die ihn drückten, auf wirksame Maaßregeln zu denken.

Indem der Landtag, welchen man deßwegen zu halten für gut befand, kaum angegangen war, so begab sich der Herzog zu den Kaiser Maximilian, welcher ihn, zur Vermehrung seiner Pracht zu der Zusammenkunft mit den Königen von Pohlen, Ungarn, und Böhmen, eingeladen hatte. Er empfahl den Schutz seines Landes, in seiner Abwesenheit dem Churfürsten von der Pfalz, und dem Bischof zu Würzburg. An dem Hofe des Kaisers

sers vergaß der Herzog, mitten unter Pracht, und Ergötzlichkeiten dennoch die Unruhen seines Landes nicht. Er wurde, wider Willen, länger, als er wünschte, von dem Kaiser durch wiederhohlte Bitten aufgehalten. Der Kaiser gab inzwischen dem Churfürsten von der Pfalz, und dem Bischofe von Würzburg den Auftrag, den Huttenschen Handel, so gut als möglich beyzulegen. Allein die Gemüther der beleidigten waren zu sehr erbittert, und dürsteten nach Rache. Die vielen wider den Herzog ausgestreuten Schriften beleidigten nicht allein seine Ehre, sondern sie reizten auch zum Aufruhr. Viele, auch unter denen Unterthanen vom Stande, giengen in ihrer Unzufriedenheit über den Herzog bis aufs äuserste, und die Empörung schien angefacht zu werden. Drey Personen von dem vornehmsten Stande, die beyden Vögte zu Tübingen, und Weinsperg, und der Vogt zu Canstadt, machten so gar schon einen Anschlag, den Herzog der Regierung zu entsetzen, und sie einigen Landständen aufzutragen. Der Herzog eilte daher, auf diese Nachricht, von dem Kaiser in sein Land zurück, wo er alles voller innerlichen Unruhen fand. Er sah sich genöthigt, einen neuen Landtag auf den November dieses Jahrs 1515, auszuschreiben, welcher aber erst im December zu Stande kam. Er bat den Kaiser, diesem Landtage selbst beyzuwohnen, und beklagte sich zugleich, in dieser schriftlichen Einladung, daß er gehindert würde, seine Unschuld wider die Huttenschen Verläumdungen zu retten.

Inzwischen, da schon so viele Verdrüßlichkeiten den Herzog umringten, kam noch eine neue hinzu. Es schien, als wenn er von allen Arten der Schicksale angegriffen

griffen werden müßte. Das innere Mißvergnügen in seinem Pallaste mit seiner Gemahlin, stieg unter den äusern Bedrängnissen immer höher. Die beyderseitige Eifersucht und Hitze, und der Geist des Widerspruchs bey der Gemahlin verursachte oft sehr lebhafte, oft unanständige Auftritte. Der Herzog selbst gestand in der Folge, in der öffentlichen Anklage seiner Gemahlin, „daß er sie einmal mit Schlägen hätte zurecht „weisen wollen, da sie ihn mit ihren bittern Reden „zu sehr aufgebracht hätte„. Die Uneinigkeit dieser beyden wider Willen vermählten war desto trauriger, je mehr sie zu der Verläumdung des Herzogs beytrug, und je wahrscheinlicher es ist, daß die Gemahlin dabey die gröste Schuld hatte. Eine Gemahlin, die man nicht lieben kan, herrschsüchtig, gebiethrisch, und untreu zu sehen, was kan zur Entrüstung in der ganzen Welt ärgeres seyn?

Die Herzogin Sabina tröstete sich über den Verlust des Herrn von Hutten durch einen vertraulichen Umgang mit dem Obervogte zu Urach, **Dietrich Späten.** Alle Umstände geben deutlich genug zu erkennen, daß dieser Umgang ein unerlaubter, und untugendhafter gewesen sey. Der Herzog bemerkte dieses mit dem innersten Verdrusse. Den einen Nebenbuhler hatte er getödtet, und daher waren so grosse neue Unruhen entstanden, die noch nicht gestillt waren. Was sollte er bey den zweyten Nebenbuhler thun? Die zanksüchtige, und auffahrende Gemüthsart der Gemahlin erhöhte sein Unglück bis ins unerträgliche. Er wollte gleich wohl wegen des Argwohns auf seinen Obervogt, und Mitbuhler, Sicherheit haben, und gab deßwegen vor, daß er

er verreisen wollte; kam aber unvermuthet wieder. Hier fand er einen Ball am Hofe, welchen die Herzogin gab, und sah sie mit seinem Nebenbuhler tanzen. Er hatte sich unter den Zuschauern verborgen gehalten, trat aber bald hervor, und foderte seine Gemahlin zum Tanze auf. Da er vorher verschiednes beobachtet hatte, was ihm nicht gefiel, so soll er, unter dem Tanze, seinen Unwillen auf verschiedne Art, und so gar, mit den Spornen, der Gemahlin zu erkennen gegeben haben.

Die Herzogin erinnerte sich, nach diesem Vorfalle, an das Schicksal des Herrn von Hutten, und fing an für sich selbst besorgt zu werden. Sie begab sich daher nach Nürtingen, unter dem Vorwande, die Wittwe des Herzogs Eberhard zu besuchen. Der Herzog, ihr Gemahl, welcher bald drauf zu dem Kaiser, nach Ulm reißte, sprach sie unterwegens zu Nürtingen, und fand sie zwar freundlich, doch gab sie vor, daß sie unpäßlich sey. Als der Herzog wieder zurück gekommen war, und seine Gemahlin in Stuttgard erwartete, erhielt er die Nachricht, daß sie von Dietrich Späten, und einigen andern sich hätte entführen lassen. Neue Unruhe, neue Verdrüßlichkeit!

Die hohe, und weitläuftige Anverwandschaft der Herzogin Sabina machte diesen Vorfall für den Herzog am meisten beschwerlich. Der Kaiser, ihr Onkel, welcher von der Begebenheit so gleich Nachricht erhalten hatte, versicherte zwar den Herzog, daß er an der Flucht seiner Gemahlin keinen Antheil nehme, aber bezeugte dennoch über die entstandne Uneinigkeit sein grosses Mißvergnügen, und ließ sich durch eine Gesandschaft nach den Umständen erkundigen. Herzog Ulrich hingegen berichtete

richtete die Flucht seiner Gemahlin an alle Städte seines Landes, an den Churfürsten von der Pfalz, den Markgrafen von Baden, und andre Stände des Reichs. Der Bruder der entflohnen, der Herzog von Bayern Ludewig bezeugte sich gegen den Gesandten des Herzogs Ulrichs sehr billig, und versprach, wenn seine Schwester gefehlt hätte, sich in ihren Streit nicht zu mischen. Die Aussichten blieben gleichwohl für den Herzog Ulrich zweydeutig.

Auser dieser Verdrüßlichkeit, und derjenigen welche noch immer die Ermordung des Herrn von Hutten verursachte, drengten die Schulden den guten Herzog noch dazu, und es war nicht möglich, den Landtag länger zu verschieben, welcher auch am Ende dieses Jahrs 1515 gehalten wurde. Man suchte am Ende des Jahrs Mittel wider die Vorfälle dieses ganzen so unglücklichen Jahres. Der Anfang des folgenden wurde noch damit zugebracht.

Die vornehmste Frucht dieses Landtages war eine neue Bewilligung der Landstände in Absicht des verlangten Geldes. Die entwichne Gemahlin stellte in einem Schreiben, den Landständen die Ursachen ihrer Flucht vor, das heißt, sie überhäufte den Herzog mit Vorwürfen. Bey solchen Erbitterungen war eine Versöhnung unmöglich, so sehr sie auch der Kaiser wünschte, und durch einen an den Herzog geschickten Gesandten daran arbeiten ließ.

Unter den Bemühungen, die Streitigkeiten beyzulegen, vermehrte sich der Zorn auf allen Seiten. Die Lebhaftigkeit des Fürsten, der sich für unschuldig hielt, und es auch mehr war, als seine Gegner zu gaben, reizte

te den Ausbruch seines Unwillens. Er suchte durch verschiedne Schreiben die Gunst des Kaisers, die er vor kurzem noch, im hohen Grade, besaß sich zu erhalten. Der Kaiser wurde ihm durch die Reizungen seiner Gegner immer abgeneigter; er trug zwar Unterhandlungen an, aber die erzürnte Familie von Hutten verwarf alle Vorschläge. Sie verband sich vielmehr mit den Herzogen von Bayern, welche nunmehr die Parthey ihrer Schwester, der entflohnen Herzogin, nahmen, und es verbreitete sich das Gerücht allgemein, daß das Herzogthum Würtemberg würde mit Krieg überzogen werden. Diese Nachricht setzte den Herzog in neue Bewegung. Er suchte bey den Schweizern Hülfe. Der Kaiser befahl durch eine besondre Schrift, den Ständen von Würtemberg, daß sie ihrem Herzoge keinen Beystand leisten sollten. Ulrich, welcher sahe, daß alles nun aufs höchste stieg, setzte sich in die stärkste Zurüstung. Er bemühte sich um Völker bey den Schweizern, er warb Truppen, er legte Magazine an. Alles drohte den Krieg, wegen einer entführten.

Unter solchen Zurüstungen ließ der Kaiser dem Herzoge einen sonderbaren Vorschlag thun; nach welchem er die Regierung auf sechs Jahre niederlegen, und ohne Kaiserliche Erlaubnis sein Herzogthum nicht betreten solle. Dieser ungerechte Vorschlag wurde, wie billig, mit der Erklärung verworfen, daß der Herzog Ulrich weder dieses, noch jemals etwas eingehn würde, was seine Ehre verletzte. Die Unterthanen selbst beschwerten sich bey dem Kaiser über diesen sonderbaren Antrag. Aber der Kaiser war nun einmal wider den Herzog, von seinen Vettern, eingenommen. Er vergaß

gaß alle vorige Freundschaft, und erklärte den Herzog, ohne Umstände, in die Reichsacht. Dieser sahe nun einem feindlichen Angriffe entgegen. Sein Muth wich aber nicht: er versammelte seine Truppen, und zog mit 10,000 Mann nach Göppingen. Er ließ hierauf einen neuen Antrag dem Kaiser auf billigere Bedingungen vorschlagen. Es kam unter diesen Unterhandlungen zu Augsburg, am 22 October 1516, ein Vergleich zu Stande; dessen hauptsächlichster Inhalt war, daß einer von den Prälaten, zwey vom Adel, und zwey von den Städten zu der Regierung des Herzogthums verordnet wurden. Diese Regierung sollte die Einkünfte des Landes in ihrer Verwaltung haben, und der Herzog mit seiner Gemahlin davon einen jährlichen Gehalt bekommen. Zur Befriedigung der Huttenschen Familie wurden 27,000 Gulden in drey Terminen, zu bezahlen versprochen.

Der Unmuth des freyen Geistes des Herzogs über so widrige Einschränkungen, zu welchen er war gezwungen worden, wachte zeitig auf. Wenn man zu etwas gezwungen wird durch überraschende Umstände, oder Verblendung einer Gefahr, so stellt sich der Verdruß darauf desto lebhafter ein. Ulrich zog mit seinem gesammelten Heere, nach dem getrofnen Vergleiche zu Augsburg, zurück. Unterwegens, als er voll von Unwillen war, gerieth er in die Gefahr erschossen zu werden; indem aus dem Helfensteinischen Schlosse Hiltenburg eine Stückkugel in das Haus, wo er sich aufhielt, geflogen kam. Darüber entbrante der Zorn des Herzogs: er ließ das Schloß stürmen, und aus dem Grunde abbrennen. Wenn nicht die Gräfin von Helfenstein einen Fußfall gethan hätte, so würden alle Güter,

die zu dem Schlosse gehörten, ein gleiches Schicksal mit demselben gehabt haben.

Dieser Vorfall, den wir psychologisch gerechtfertigt haben, gab gleichwohl Gelegenheit zur neuen Entrüstung des Kaisers, welchen die Feinde des Herzogs aufs neue in Zorn zu bringen wünschten. Der Herzog selbst vermehrte diesen Zorn dadurch, daß er in einer feyerlichen Gesandschaft an den Kaiser, welche ihn rechtfertigen sollte, im Nahmen des Landes, die neue eingesetzte Regierung verbitten ließ, **weil die Landstände mit seiner Regierung vollkommen zufrieden wären.** Maximilian war mit diesem Antrage sehr unzufrieden. Er verschob die Erklärung, und Verhandlungen darüber bis auf den bevorstehenden Reichstag. Gleichwohl wurde unter der Zeit der funfzigste Mann im Reiche gegen den Herzog Ulrich aufgeboten. Es stand ein neuer Krieg bevor. Da es dabey auf die Vertreibung des Fürsten aus seinem Lande angesehn war, und nichts verderblicher seyn konte, als eine innere Empörung, so glaubte Ulrich ein Schrecken dagegen zu erregen, wenn er die Staatsgefangnen, von denen wir oben erzehlten, daß sie dem Herzoge die Regierung zu nehmen trachteten, zum Beyspiel für andre hinrichten liesse. Man nannte dieses eine Grausamkeit: wenn der Herzog in glücklichern Umständen gewesen wäre, so hätte man seine Weisheit dabey bewundert.

Auf dem Reichstage zu Augsburg, welcher darauf im Jahr 1518 gehalten wurde, erklärte sich der Kaiser Maximilian gegen den Herzog Ulrich sehr feindselig, ohnerachtet verschiedne Fürsten Vorstellungen thaten, unter welchen der Churfürst von der Pfalz der Vornehmste

nehmste war, der unterwegens den Herzog Ulrich zu Urach gesprochen, und einem prächtigen Tourniere beygewohnt hatte: denn der Herzog ließ sich durch die aufgethürmten Ungewitter nicht kleinmüthig machen. Der Kaiser Maximilian war aber so erbittert, daß er von keiner Billigkeit gegen den Herzog hören wollte, und öffentlich gestand, er wolle alle Dienste desselben, und den für das Haus Oesterreich vorher bewiesenen Eifer nunmehr vergessen. Der bedrängte Fürst stellte hierauf dem Kaiser in einer weitläuftigen Verantwortung die Gerechtigkeit seines Betragens vor, und erbot sich, vor unpartheiischen Richtern zu erscheinen, und dem Ausspruche derselben sich zu unterwerfen. Ehe diese Verantwortung und Antrag dem Kaiser übergeben werden konte, starb der Kaiser selbst, und mit ihm das ganze Glück des Herzogs Ulrichs.

Die Grosmuth des Fürsten beweinte den Tod des feindlich gesinnten Kaisers, der vormals so sehr sein Freund gewesen war. Es wurde zu Ehren des Kaisers ein feyerliches Leichenbegängnis gehalten, bey welchem die vornehmsten Stände eingeladen waren.

Der Herzog saß noch mit seinen Prälaten an der Tafel, als er die Nachricht erhielt, daß die Bürger zu Reutlingen, seinen Burgvogt zu Achalm getödtet hätten. Dieser Burgvogt, ein Liebling des Herzogs, war nach Reutlingen gekommen, und hatte sich, während dem Essen, in einem öffentlichen Gasthofe, mit einigen Bürgern von Reutlingen über die Wildgerechtigkeit gestritten. Die Bürger wurden so aufgebracht, daß sie ihn ermordeten.

 So

So bald Herzog Ulrich die Nachricht von dieser Ermordung hörte, stand er von der Tafel auf, und gerieth in heftigsten Zorn. Der Zorn bemächtigt sich seines ganzen Geistes: er läßt Lermen schlagen: es müssen Truppen zusammen kommen; er selbst reitet in der Hitze mit seiner Begleitung, welche immer sehr stark war, nach Reutlingen, um diese Stadt zu überfallen, sieht aber die Unmöglichkeit der Einnahme ein, und komt wieder zurück. Am folgenden Tage aber komt ein ganzes Heer, auf seinen Befehl, in die Waffen, und er bricht mit seinen Völkern auf, um die Stadt Reutlingen seine ganze Rache fühlen zu lassen. Als der blödsinnige Vater des Herzogs, Graf Heinrich, zu Stuttgard diese Zurüstungen sahe, und den schnellen Aufbruch, und Lermen, sagte er von dem Herzoge, seinem Sohne: **O, er wird zum Lande hinaus ziehen.** Der blödsinnige weissagte.

Herzog Ulrich aber brach mit seinem Heere, unter den Beschwerlichkeiten der strengsten Kälte (am 22 Jenner 1519) gegen Reutlingen auf, und fing eine ordentliche Belagerung an. Die mitgebrachte Artillerie bestürmte die Stadt: die Reuterey bemächtigte sich der umliegenden Gegend, und ließ dem Herzoge Ulrich huldigen. Er ließ die Stadt zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, auffodern. Da Reutlingen aber eine freye Reichsstadt und in dem Schwäbischen Bunde war, so entschloß sie sich aufs äuserste zu vertheidigen, ließ die Vorstädte abbrennen, und schickte um Hülfe an die nächsten Reichsstädte des Schwäbischen Bundes. Die Boten aber wurden aufgefangen. Indessen wurde die Belagerung fortgesetzt.

Die

Die Strenge der Kälte, und der tiefe Schnee machte die Belagerung für die Würtembergischen Soldaten fast unerträglich. Viele erfroren. Das Eis, welches die Flüsse bedeckte, verursachte Mangel am Wasser, und genug Proviant war auch nicht da. Die erfrornen Soldaten konten nur mit Mühe in den Schanzen arbeiten. Der Herzog Ulrich aber war der geschäftigste, und machte seinen Soldaten durch sein eigen Beyspiel Muth. Er lief beständig unter ihnen herum, in einem dünnen Tuchrocke, und einem Bauerhute, und stellte sich selbst an die gefährlichsten Posten; er brannte meistentheils die Artillerie mit eigner Hand ab, und theilte alle Beschwerlichkeit mit den gemeinen Soldaten. Zur Beschützung für die Kälte ließ er Wohnungen in die Erde hinein graben, und munterte sein Heer auf, indem er allenthalben war, und von der Kälte nichts zu empfinden schien, da der Soldat sich bey dem stärksten Feuer nicht erwärmen konte. Er ließ die Bürger von Reutlingen versichern, daß er eher sein halbes Herzogthum dran setzen würde, als die Belagerung aufheben. Und eben diejenigen Beschwerlichkeiten, welche die Belagerung schwer machten, setzten auch die Bürger in Reutlingen in Noth, welche durch den Mangel am Wasser besonders vermehrt würde. Da das grobe Geschütz endlich auch Lücken in die Stadtmauer gemacht hatte, so sahen sich die Bürger endlich zur Uebergabe gezwungen. Die Belagerung hatte acht Tage gewährt. Der Herzog ging als Sieger in die eroberte Stadt, und unterwarf sich dieselbe im Triumphe aller möglichen Feyerlichkeiten. Er glaubte, da er durch die Waffen davon Meister geworden wäre, so

R 3 könne

könne er die Stadt als sein Eigenthum betrachten. Er legte eine Besatzung hinein, ließ sich huldigen, und machte eine Reichsstadt zu seiner eignen Provinzialstadt.

Dieses war allerdings ein Eingrif in die Rechte des deutschen Reichs, und der ganzen Nation. Man müßte die Würde der Geschichte beleidigen, wenn man den Fürsten, der eine freye Reichsstadt sich so gleich ohne Umstände unterwirft, und zu seinem Eigenthum macht, rechtfertigen wollte. Man müßte partheiisch seyn, wenn man, bey diesem Vorfalle leugnen wollte, daß die wilde Hitze des Herzogs die Grenzen zu überschreiten pflegte. Es war aber dieses einmal der Hauptzug in seinem Charackter. Er hatte von seiner hitzigen Wildheit schon betrübte Folgen genug erfahren: allein, wer kan seine Natur ändern? Auf der andern Seite findet man, wenn man unpartheiisch urtheilt, wiederum so viele neue Entrüstungen des Herzogs, daß er mehr als Mensch seyn mußte, wenn er bey seinem heftigen Naturell, nicht immer noch mehr hätte aufgebracht werden sollen. Er foderte die Ueberlieferung der Verbrecher, die seinen Liebling in Reutlingen ermordet hatten. Man verweigerte es ihm. Man begegnete, bey der Aufforderung der Stadt, den Gesandten eines wilden Kriegers, trotzig, und hartnäckig. Man wollte sich in Reutlingen vertheidigen, und Mörder gegen die Gerechtigkeit der Strafe beschützen. Da damals kein Kaiser in Deutschland war, so glaubte der Herzog, sich selbst am ersten Hülfe verschaffen zu müssen. Die Schwierigkeit der Belagerung erhitzte seine Rachsucht.

Sehr kurz war die Freude über die Eroberung, der Stadt Reutlingen. Der Schwäbische Bund, welcher

cher diese Stadt in Schutz und Verbindung mit sich genommen hatte, entschloß sich, die grausamste Rache an dem Herzoge Ulrich zu nehmen. Die ganze mächtige Huttensche Familie, Dietrich Späten, die Grafen von Helfenstein deren Schloß er zerstört hatte, entfachten allenthalben alles wider ihn. Seine entflohne Gemahlin reizte ihre Brüder, die Herzoge von Bayern, aufs neue. Einer von diesen Brüdern, Herzog Wilhelm war der oberste Feldherr des Schwäbischen Bundes. Es war nun gewiß, daß ein Feldzug in das Würtembergische unternommen werden, und daß der Krieg blutig geführt werden würde.

Ulrich, welcher dieses leicht vorhersah, suchte sich in Vertheidigung zu setzen, und sich durch Bundesgenossen, und feste Plätze mächtig zu machen. Er befestigte Reutlingen aufs neue zur Vormauer bey einem Angriffe: er gab seinen andern Städten neue Befestigungen. Seine eignen Völker wurden bis auf 14,000 Mann vermehrt, und zogen sich in der Gegend von Blaubeuren, zusammen. Er suchte bey seinen Bundesgenossen Hülfe: von dem Markgrafen von Baden erwartete er 2000 Mann. Der Landgraf von Hessen, Philipp, versprach ihm ebenfals Hülfstruppen zu senden, und durch besonders abgefertigte Gesandten erhielt er Hofnung, eine beträchtliche Anzahl Truppen von den Schweizern zu erhalten.

Der Schwäbische Bund hingegen rüstete sich mit aller Macht wider ihn. Es kamen auf dreyßig tausend Mann zusammen. Ihr Anführer war ein persönlicher Feind des Herzogs, der Bruder der entflohnen Gemahlin desselben. So bald von der Hülfe der Schweizer,

welche sie dem Herzoge versprochen hatten, Nachricht ankam, bemühte sich der Schwäbische Bund, diese Hülfe zu vereiteln. Er fand bey den Schweizern Eingang.

Ehe noch das Ungewitter ausbrach, versuchte man verschiedne Mittel, es abzuwenden. Der Churfürst von der Pfalz, welcher in dem währenden Interregnum, Reichsverweser war, bemühte sich durch Ermahnungen, und auch durch vorgesetzte Strafe, allen Ausbruch des Krieges zu hintertreiben: aber man achtete seine Vorstellungen nicht. Der Herzog Ulrich wendete sich selbst an den Schwäbischen Bund, und bat ihn, den Vorgebungen seines erzürnten Schwagers, des Herzogs von Bayern, Wilhelm, nicht zu folgen. Er bemühte sich zu rechtfertigen. Aber es war zuspät, und der Krieg, welcher von der Erbitterung angefacht war, konte nicht mehr zurück gehalten werden.

Am sechs und zwanzigsten Merz dieses Jahrs 1519 erfolgte von den Feinden die förmliche Erklärung des Krieges an den Herzog. Die damalige Mode hatte mit der Römischen, da man durch die Feciales den Krieg ankündigen ließ, eine vollkomne Aehnlichkeit. Es erschienen zehn Edelknaben, welche die Kriegserklärungen, die man Feindsbriefe nannte, an der Spitze ihrer Lanzen angebunden hatten. Sie wurden von drey Trompetern begleitet. Bey der Ueberreichung begegnete man ihnen mit vielen Ceremonien: jeder von den Edelknaben wurde mit zween und jeder Trompeter mit vier Goldgülden beschenkt.

Der Schwäbische Bund sandte an die Landschaft von Würtemberg eine besondre Erklärung des Krieges, in welcher heftige Beschuldigungen, besonders wegen der

der Einahme von Reutlingen wider den Herzog enthalten waren, und wobey man versprach das Land zu schonen. In andern Briefen wiegelte man die Landschaft, und die Unterthanen wider den Herzog selbst auf, und ersuchte sie, ihrem Herrn keinen Beystand zu leisten. Einige sagten wirklich den Gehorsam auf.

Es hatten sich bey der Armee des Herzogs auf 14,000 Schweizer eingefunden, aber eben, als der Krieg angehn sollte, wurden sie zurück geruffen, weil der Schwäbische Bund und die Feinde des Herzogs überhaupt Vorstellungen gethan hatten, daß Herzog Ulrich ein Feind des Vaterlandes, des deutschen Reichs sey. Der Herzog empfing diese bestürzende Nachricht zu Tübingen, wo er Anstalten zum Kriege machte. Er begab sich in das Schweizerische Lager, um die Soldaten bey sich zu erhalten; aber zu gleicher Zeit erhielten sie den zweyten Befehl, bey Verlust ihrer Güter, und bey Lebensstrafe, zurück zu kehren. Ob gleich die gemeinen Soldaten darüber sehr aufgebracht wurden, so ging dennoch das ganze Heer aus einander.

Nun war der Herzog, fast im Angesichte seiner grimmigen Feinde, auf einmal verlassen. Die versprochnen Hülfsvölker der Fürsten von Baden, und von Hessen erschienen ebenfals nicht. Mit seinem eignem Heere, welches aus 16,000 Mann ungeübtem Volke bestand, konte er nichts gegen 30,000 Mann versuchte und geübte Krieger unternehmen. Er ritt in halber Verzweifelung zu seinen Völkern, welche bey Blaubeuren im Lager standen, und hielt eine bewegliche Rede an sie. Er stellte ihnen sein Unglück vor, wie er nunmehr so schändlich verlassen, und unfähig wäre, dem

Feinde Widerstand zu leisten, wie er zwar auf ihre Tapferkeit sich verlasse, aber sie denen weit überlegnen Feinden nicht aufopfern könne. Er erlaubte ihnen, aus einander zu gehen, bat sie aber, in den Städten ihr Vaterland tapfer zu vertheidigen. Er selbst müsse nunmehr sein Land verlassen, und ins Elend wandern, doch hoffe er, dasselbe wieder zu erobern, und alsdenn jeden, nach seinem Verdienste, belohnen zu können. Diese rührende Rede machte einen starken Eindruck auf die Soldaten. Sie knirschten mit den Zähnen, und bedauerten daß sie dem Feinde kein Treffen liefern könten. Der Herzog begab sich nach Stuttgard, und von da nach Tübingen, wo er Anstalten zur Gegenwehr machte.

Die feindliche Armee unter den Befehlen des Herzogs Wilhelm, von Bayern, rückte nunmehr in Würtemberg ein, und belagerte die Stadt und Festung Heydenheim. Der Widerstand der Besatzung, und ihre Tapferkeit, welche die Belagerung acht Tage lang aufhielt, gab dem Herzoge einen neuen Muth. Er wollte eine Schlacht wagen, und die Armee wieder versammlen. Allein seine Hauptleute widerriethen diese Kühnheit, welche unnütz war. Die Feinde gingen indessen in ihren Eroberungen weiter. Die Hauptstadt Stuttgard ergab sich, nach einigen Unterhandlungen, am 4 April, und diesem Beyspiele folgten die übrigen Städte.

In Tübingen befand sich der Herzog Ulrich selbst. Sein Muth, oder vielmehr seine Kühnheit entschloß sich die Belagerung selbst auszuhalten. Nur nach vielen Bitten, und den dringensten Vorstellungen, verließ er diese Stadt, und begab sich nach Mömpelgard. So war er denn nun von seinem Lande vertrieben, von seinen Feinden verfolgt, und von seinen Freunden verlassen. Seine Hitze hatte ihm seine Macht geraubt: sie war noch da, als er die Macht verlohren hatte: sie machte nun seine Schicksale ihm desto unerträglicher.

Der vertriebne Fürst sah den Eroberungen seines Landes zu. Tübingen ergab sich an die Feinde am 21 April. Das Schloß vertheidigte sich länger. Als aber, wegen der eintretenden Osterferien ein Waffenstillstand gemacht wurde, so gab dieser zur Uebergabe der Festung Gelegenheit, indem einige von den Feinden, bey den vorgegangnen Zusammenkünften, gewonnen wurden. Es wurde eine Capitulation aufgesetzt, nach welcher die Erzherzoge von Oesterreich, und Herzog Wilhelm von Bayern, als die nächsten Anverwandten, die Vormundschaft des Prinzen Christophs, des einzigen Sohns des Herzogs Ulrichs, und dessen Prinzeßin Anna führen sollten. So hart diese Bedingung, und die übrigen dabey waren, so wenig wurden sie dennoch in der Folge gehalten: sie waren noch zu gelind für den Grim der Feinde.

Indessen Herzog Ulrich zu Mömpelgard sein Geschick überdachte, und Rettungsmittel suchte, die er nicht fand, eroberten seine Feinde das ganze Herzogthum. Die Beschreibung der Einnahme der einzelnen Städte gehört nicht in die Geschichte des Lebens Ulrichs, und die Würtembergischen Geschichtschreiber haben ihre ganze Sorgfalt dabey schon angewandt. —— Mit dem Ende des Monaths May (1519), war die Eroberung vollendet. Der schwäbische Bund legte in die Städte Besatzung. Die Unterthanen wußten nicht, wer ihr Herr

Herr sey. Ihr rechtmäßiger Beherrscher war vertrieben. Einige Aemter hatten dem Bunde: andre dem Prinzen Christoph gehuldigt. Die entflohne Gemahlin des Herzogs kam wieder, und verlangte die Stadt und das Amt Urach, welches ihr vertrauter, Dietrich Späten, ehedem zur Verwaltung erhalten hatte. Der Bund gab niemals recht zu verstehen, was er mit dem erobertem Herzogthume machen wolle. Die Unterthanen litten Gewaltthätigkeiten. Die Streifereyen der Soldaten verwüsteten das Land, und die Raubgier plünderte die Einwohner. Man entschloß sich endlich zu einem Landtage, welcher im Junius dieses Jahrs gehalten werden sollte.

Der vertriebne Fürst hingegen, war voller Unruhe, bald in Mömpelgard, bald zu Hohentwiel, derjenigen Festung, deren Besitz er vor vier Jahren von den Herren von Clingenberg erhalten hatte. Er versahe beyde Festungen mit Geschütz, Proviant, und andern Nothwendigkeiten. Noch immer hofte er, durch den Beystand seiner Bundesgenossen, besonders der Schweizer, sein Land wiederum zu erobern. Er wartete aber nicht einmal so lange, bis er fremde Hülfe erhielt, sondern seine wilde Kühnheit trieb ihn, nach wenigen Monathen, im August, wieder zu einem neuen Versuche. Ehe man daran denken konte, war Herzog Ulrich wieder im Lande. Der schwäbische Bund hatte einen grossen Theil seiner Soldaten abgedankt, und diese, welche nichts bessers anzufangen wußten, begaben sich in des Herzogs Ulrichs Dienste, welcher ohnermüdet allenthalben auf seine Vortheile bedacht war. In kurzer Zeit war seine Armee auf 8000 Mann stark. Er

Er wartete aber nicht so lange, bis sie ihm nach folgen konte, sondern eilte von wenigen begleitet vor die Thore von Stuttgard. Die Bürgerschaft so bald sie ihren Herzog sah, empfing ihn mit Freude: die schwache Besatzung des Bundes verließ ihre Posten; und Ulrich war aufs neue Meister der Hauptstadt seines Landes. Er ließ die Bürgerschaft auf die Wiesen gegen Canstedt versammeln, und ließ sich von neuem huldigen; bey welcher Gelegenheit der verhaßte Tübingische Vertrag aufgehoben wurde, denn Ulrich glaubte, daß das Recht der neuen Eroberung die vorigen Verbindlichkeiten vernichte. Er ließ sich hierinnen von seinem Kanzler, D. Vollanden, hintergehen. Man schrieb überhaupt vieles seinem Charackter zu, worzu den wenig unterrichteten Fürsten doch nur ander verleitet hatten: welchen er, nicht ohne Grund, trauen konte. Allein ihn überhaupt entschuldigen kan nur derjenige, welcher ungerecht urtheilen kan.

Die neuen Artickel der Huldigung, welche die Bürger zu Stuttgard leisten mußten, machten den Herzog zum völlig unumschränkten Herrn, der, ohne Einspruch über das Leben, Vermögen, und alle Umstände seiner Unterthanen zu gebieten hatte. So hart diese Punkte waren, so willig wurden sie doch von den unbewafneten Bürgern vor dem Ansichte einer starken kriegrischen Begleitung des Herzogs, beschworen. Dieser neue Sieger nöthigte, nach der Einnahme von Stuttgard die übrigen Städte und Aemter, seiner Herrschaft sich gleichfals zu unterwerfen. In geringer Zeit hatte der gröste Theil des Herzogthums gehuldigt. Einige Städte, Urach, Göppingen, und Tübingen widersetzten

versetzten sich, und erwarteten die Belagerung. Der Herzog suchte zuerst sich der Stadt Beßigheim zu bemächtigen, weil er aber kein grosses Geschütz hatte, muste er unverrichteter Sache abziehen. Die Zerrüttung des Landes wurde aufs höchste getrieben, da der schwäbische Bund mit einem neuen Einfalle drohte, die Inwohner des Landes zur Treue gegen den Bund ermahnte, und verschiedne von dessen Anhängern sich in Städten muthig gegen den Herzog wehrten. Die Partheyen des Herzogs hingegen warben allenthalben frische Truppen für ihn. Alles war wider einander, und die Verwirrung muste unter den verschiednen Streifereyen, Plündern, und Morden aufs höchste steigen. Der Herzog bemühte sich, den Schwäbischen Bund zu versöhnen, und stellte die Billigkeit vor, daß er sein eigen Land wieder eingenommen habe, entschuldigte sich wegen der Vorwürfe, und versprach, auser den Besitz seines Landes, die genaueste Ruhe zu beobachten. Allein die Alliirten des Bundes, achteten so wenig darauf, daß sie nicht einmahl antworteten, sondern vielmehr bey Ulm eine Armee von 19,000 Mann zusammenzogen, und mit derselben aufs neue in Würtemberg einrückten. Der Herzog hob die Belagerung von Eßlingen auf, und lagerte sich bey Nellingen. Sein Heer bestand nur aus 6000 Mann, und alle Bemühungen, von dem Adel, und den Städten Verstärkungen zu erhalten, waren vergeblich. Er zog sich also nach Stuttgard. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller soll zwischen den beyden feindlichen Heeren eine Schlacht vorgefallen seyn, in welcher der Herzog geschlagen worden. Wenigstens muß sie unbedeutend gewesen seyn.

Die

Die Schwäche der Armee machte es dem Herzoge unmöglich, denen Alliirten entgegen zu gehen. Diese rückten immer näher. Da er durch öfters wiederhohlte Bemühungen keine frische Truppen selbst von seinem Lande nicht erhalten konte, gab er die Hofnung auf, etwas wichtiges zu unternehmen. Er konte sein Heer nicht ferner unterhalten, und muste es lassen aus einander gehen. Und so sahe sich der unglückliche Fürst zum zweyten mahle genöthigt, sein Land zu verlassen. Er hatte sich zwey Monathe darinnen aufgehalten, als er es verließ, und funfzehn Jahr, entfernt seyn mußte. Sein gröster Fehler war, daß er bey der Huldigung zu Stuttgard den Tübingischen Vergleich vernichtet hatte. Allein es war nicht sein Fehler, sondern seines unverständigen, unbesonnenen Kanzlers. Jeder Unterthan wurde durch die gedrohte Souverainetät schüchtern, und glaubte, durch die Härte des Herzogs alles zu verliehren. Man kan sagen, daß nicht so wohl die Feinde, als sein eigner Kanzler den Herzog zum zweyten mahle, aus dem Lande getrieben habe. Mömpelgard wurde wiederum der Zufluchtsort des unglücklichen Fürsten, welcher dennoch nicht aufhörte, neue Mittel zu seiner Errettung zu suchen, und besonders den Beystand der Schweizer zu erhalten, in welchem Gesuche ihn auch nicht seine Hofnung betrog.

Das Mißgeschick des Herzogs Ulrichs hatte seine ursprüngliche Quelle in dem damaligen Zustande Deutschlandes. Nach dem Tode Maximilians hatten die vornehmsten Fürsten Deutschlands weit wichtigere Geschäfte, als die Angelegenheiten des Herzogthums Würtemberg waren. Ganz Europa intereßirte sich bey der

Wahl

Wahl eines neuen Kaisers, welche eben zu der Zeit gehalten wurde, als die itzt erzehlten Begebenheiten Ulrichs sich ereigneten. Dieser Fürst nahm, bey den bedrängten Umständen, in denen er sich befand, seine Zuflucht zu der Versammlung der Fürsten, welche einen Kaiser wählen wollten. Allein eben diese Wahl verursachte, daß man auf Würtemberg nicht den Ernst der Aufmerksamkeit verwenden konte, welche die Könige von Spanien, und Frankreich, der Pabst, der König von England, und die mächtigsten Herren Europens auf sich zogen. Unter diesen Umständen hatte die Gewalt allein in den Würtembergischen Unruhen Recht; und der Schwäbische Bund nutzte diese Umstände mit Eilfertigkeit. Wenn ein Kaiser in Deutschland gewesen wäre, so würde er eine Untersuchung angestellt haben, welche eben Herzog Ulrich vielmals, und eifrigst verlangte. Wenigstens hätte man ihn wegen solcher Vergehungen, wie die Einnahme einer Stadt war, und die Hinrichtung eines jungen von Adel, noch nicht seines Herzogthums so gleich beraubt.

Der neu erwählte Kaiser, **Carl der fünfte,** war noch nicht in Deutschland angelangt, als er schon, von Barcellona in Spanien, seinen Räthen Befehl gab, auf das Herzogthum Würtemberg ihre Absichten zu richten, und in Unterhandlung zu treten. Der neue Kaiser ward ein neuer Feind des unglücklichen Herzogs. Ob er gleich in seiner Wahlcapitulation geschworen hatte, **denen Fürsten zu demjenigen wieder zu helfen, was ihnen, ohne Recht, mit Gewalt wäre entrissen worden,** so gab er doch seinen Statthaltern in Deutschland Vollmacht, wegen des Herzogthums

thums Würtemberg an Verträgen zu arbeiten, **daß dieses Fürstenthum dem Hause Oesterreich, nebst allen Ländern des Herzogs Ulrichs, und dessen Kinder, in Verwahrung gegeben würde,** und dafür sollte **dem Schwäbischen Bunde ziemliche Bezahlung versprochen werden.** Der Intriguengeist Carls ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte einige Stände des Bundes durch geheime Versprechungen seinen Absichten geneigt zu machen. Es war ganz umsonst, daß Herzog Ulrich in einer eignen weitläuftigen Vorstellung den Kaiser bat, seine Streitigkeit zu untersuchen, und — welches man nicht gemeinen Bürgern verweigern darf — um ein niedergesetztes Gericht bat, vor welchem er selbst erscheinen, und sich rechtfertigen, und dem Urtheile unterwerfen wollte.

Bey so bedrängten Umständen erschien von einer unvermutheten Seite her, eine neue Schiedsrichterin, deren Ansehn dem Schwäbischen Bunde Furcht einprägen konte. Da Ulrich nirgends einen Richter finden konte, so übernahm die Schweizerische Republick dieses Amt. Sie schlug eine Unterhandlung vor, und bestimte die Stadt Rotweil zu dem Orte, wo die gegenseitigen Partheyen erscheinen sollten. Die stolzen Alliirten verachteten anfänglich den ganzen Antrag, der Schweizer, als sie aber befürchten mußten, daß sie dadurch leicht in einen beschwerlichen Krieg verwickelt werden könten, so liessen sie durch Abgesandte die schwärzesten Beschuldigungen wider den Herzog Ulrich vortragen. Um ihren Vorstellungen desto mehr Nachdruck zu geben, brachten sie es dahin, daß in Nahmen der Landschaft von Würtemberg gegen den Herzog die heftigsten Be-

schwerden geführt werden mußten. In dieser Schrift wurde Ulrich als der schlechteste, und grausamste Regent geschildert. Der Landtag der Schweizerischen Eydgenossenschaft, welcher damals zu Zürch gehalten wurde gab zur genauern Untersuchung Gelegenheit. Der Herzog bekam eine Abschrift von dieser **Lästerschrift**, wie er sie nante. Er vertheidigte sich dagegen weitläuftig. Man hatte ihm seltsame Vorwürfe gemacht, die sich selbst auf eine lächerliche Art wiederlegten. Man nante die Hinrichtung der Rebellen Grausamkeiten. Man warf es ihm als ein Verbrechen vor, daß er sein entrißnes Land wieder zu erobern getrachtet habe. Man tadelte diejenigen Handlungen, welche selbst von den Landständen bestätigt waren. Man beschuldigte ihn verschiedner Grausamkeiten, die er schlechthin leugnete. Er sollte einen gewissen Edelknaben entzwey gehauen haben, den man mit Nahmen nannte; und eben diesen Edelknaben Johann von Janowitz hatte der Herzog noch damals in seiner Begleitung, und erzeigte ihm viele Gnade. Als ein Schweizer, der von diesem Vorgeben gehört hatte, den jungen von Adel sahe, den der Herzog Ulrich sollte entzwey gehauen haben, sagte er! — „es „muß doch ein guter Balbier gewesen seyn, der „den Knaben so sauber geheilt hat„. —

Die vielen offenbar elenden Beschuldigungen der Feinde des Herzogs, und seine eigne standhafte Vertheidigung bewog die Scheizerische Republick sich für den Herzog in einem besondern Schreiben vom 4 November dieses Jahrs 1519, zu erklären. In diesem Schreiben wurden denen Alliirten des Schwäbischen Bundes die lebhaftesten Vorwürfe deßwegen gemacht, daß sie die Schwei-

zer hintergangen, und sie bewogen hätten, ihre Hülfe dem Herzoge zu entziehen. Man hielt die Entziehung dieser Hülfe für **eine Schande der Republick bey Jederman.** Die Schweizerische Republick verlangte von dem Schwäbischen Bunde, daß er dem Herzoge sein Land wiedergeben solle, worauf der Herzog sich erböte, vor dem Kaiser, oder dem Pfalzgrafen Ludwig, oder der Eydgenossenschaft selbst sich gerichtlich wegen der vorgeworfnen Beschuldigungen zu verantworten. Es war denen Schweizern allerdings viel daran gelegen, daß sie lieber den Herzog Ulrich zu ihrem Nachbar hatten, als den mächtigen Schwäbischen Bund, und wohl gar das furchtbare Haus Oesterreich, von dessen Absichten auf Würtemberg sie schon unterrichtet waren. Die Gegenwart des Herzogs Ulrichs, welcher sich damals in der Schweiz aufhielt, trug zu der ernsthaften Erklärung für seine Wohlfarth vieles bey. Dieses Schreiben der Republick Schweiz ist für die biographische Kentnis des Herzogs Ulrichs merkwürdig. Man erkennt daraus die listigen Ränke des Schwäbischen Bundes, die gehäßige Verläumdungssucht, welche entweder alles übertrieb, oder falsch vorstellte, oder gar Erdichtungen vorbrachte. Man sieht daraus die Feindschaft, welche das Würtembergische Haus ganz zu vertilgen suchte. Wenn man, mit Abrechnung aller Nebenzüge, aufrichtig daraus urtheilt, und die Umstände betrachtet, so erscheint der Charackter des Herzogs Ulrichs, nach dem Leben, hitzig, übereilt, hart bis über die Grenze aller Billigkeit, in der Mitte zwischen der Billigkeit, und der Grausamkeit, wild, streng, aber dennoch ungerecht verfolgt, und bis zur äusersten Bitter-

 keit,

keit, immer mit Gewalt, entrüstet. Wenn man dieses erwägt, wird man den Herzog, so wie die Schweizer, bedauern.

Die Furcht, welche den Schwäbischen Bund, bey der nachdrücklichen Schrift der redlichen Schweizer, ergrif, verursachte für den unglücklichen Ulrich, dessen Verhängnis es war, immer aus einem Ungemach in das andre zu kommen, ein grösseres Mißgeschick, als das bisherige. Noch immer hatte er doch Hofnung schöpfen können, wiederum den Besitz seines Landes zu erhalten. Nunmehro sank auch diese Hofnung, da der Schwäbische Bund sich entschloß, das Herzogthum Würtemberg an das mächtige Haus Oesterreich zu übergeben, oder vielmehr zu verkaufen.

Es wurde am Ende des Jahrs 1519, dieses für den Herzog Ulrich so schicksalreichen Jahres, eine Versammlung der Stände des Schwäbischen Bundes, oder ein so genanter **Bundstag** gehalten. Auf demselben wurde das Herzogthum Würtemberg (am 6 December) **dem Hause Oesterreich** übergeben. Weil man aber die Verhandlung noch geheim halten wollte, so erfolgte die völlige förmliche Uebergabe erst am 6 Februar des folgendem Jahres. Ulrich, welcher sich inzwischen noch immer in der Schweiz aufhielt, erfuhr auser diesem öffentlichen Mißvergnügen, noch das besondre, daß sein Erbmarschall, Thumb, sein geheimer Rath, sein vertrautester, den er mit Gnade überhäuft hatte, der Mode der Welt folgte, und zu seinen Feinden überging.

Die Punkte, nach welchen das Herzogthum Würtemberg dem Kaiser Carl übergeben wurde, waren eben

eben so viele neue Ungerechtigkeiten. An eine Befriedigung oder Vergütung für den Herzog Ulrich war nicht gedacht worden: dem Prinzen und der Prinzeßin bestimte man einen mäßigen jährlichen Gehalt. Der Kaiser war Herr eines Landes, und Prinz Christoph wurde so gar aus seinem Vaterlande, nach Inspruck gebracht. Das merkwürdigste dabey war, daß man noch von diesen bestimten Punkten der Uebergabe so viel hielt, als man wollte.

Herzog Ulrich erhielt diese entsetzliche Nachricht von der Uebergabe seines Landes in der Schweiz, und wurde so bestürzt, daß er auser aller Faßung kam. Er ergrif das letzte elende Mittel, welches unglückliche wider die Gewalt noch gebrauchen können. Er widersprach dieser ganzen Verhandlung, und vertheidigte seine Unschuld aufs neue. Nichts war ihm schmerzender, als daß Dietrich Späten von seinem Lande eine Vergütung erhalten sollte, welcher so untreu an ihm gehandelt hätte, in dem er, wie er sich selbst ausdrückte, „mir „meine Frau unbewahrt, bey Nacht und Nebel vorsätz„lich entführt, und viel geheime Meuterey angestiftet, „mich zu verjagen, da ich ihm doch sonderlich vor andern „vertraut war, und er sich mit stolzem Wesen so betra„gen, als wenn er selbst Herr des Landes wäre, bis ich „zuletzt seine Untreue zum Theil gewahr geworden. Ich „verschweige seine vielen bösen Stücke, und begehre, „daß man seine eignen Freunde endlich über seine Un„treue verhöre.„ In Absicht seiner Gemahlin beklagte er sich ebenfals, daß sie ihm dieser Dietrich Späten verführt habe. — „Nun läuft ja manchem Biderman „sein Weib hinweg, und thut übel an ihm; so ist auch mir

„mir geschehen.„ In Absicht seiner Feinde überhaupt gebrauchte er diesen Ausdruck: „sie haben ihren Fre„vel und Muthwillen an mir vollbracht.„

Ich zweifle, ob es auf dieser Welt ein grösseres und mannichfaltigeres Unglück für einen Menschen geben kan, als dasjenige war, welches itzo Herzog Ulrich erlitt. Er war von seinen Gütern vertrieben, in Mangel und Dürftigkeit gestürzt: diejenigen, die ihm durch Eydschwüre ihre Treue schuldig waren, hatten itzt seinen Feinden diese Treue geschworen: einige von ihnen lästerten ihn, andere hatten ihn selbst zum Lande heraus getrieben, und die Waffen wider ihn ergriffen. Seine Vertrauten wurden Verräther; seine Freunde, Verläumder. Seine Gemahlin war ihm entführt worden, und eben diese Entführung wurde ihm zur Schande angerechnet, und zur ärgsten Beschuldigung wider ihn gebraucht. Seine Kinder wurden in fremde Länder, unter fremde Herrschaft geführt. Man entriß ihm seine Ehre; man häufte Vorwürfe, die nur zur Hälfte, oder gar nicht wahr waren. Man versagte ihm die Gerechtigkeit, um die er flehte. Er wollte vor einem Gerichte erscheinen: man erlaubte es ihm nicht. — Nichts fehlte, als daß man sein Leben Preis gab, und ihn vogelfrey erklärte. Auch dieses erfolgte bald hernach. — Grausamer sind nie Vergehungen des Zorns und der Uebereilung gestraft worden.

Seine Feinde triumphirten, und bauten ihr Glück auf den Trümmern des gebändigten. Der Kaiser Carl schickte eine Gesandschaft nach Würtemberg, welche von dem Lande in seinem Nahmen Besitz, und Huldigung einnahm, und die völlige Uebergabe berichtigte.

Mitten

Mitten unter diesen Unglücksfällen des Herzogs erschien wieder ein Schimmer von Hofnung. Die redlichen Schweizer vermittelten eine Unterredung der kaiserlichen Gesandten und des Herzogs, welche am 6 Merz 1520, zu Schafhausen gehalten wurde. Man vereinigte sich zu einem Stillstande, und der Herzog selbst sollte mit dem Kaiser, welcher in den Niederlanden erwartet wurde, eine Unterredung halten. Indessen suchte der Pfalzgraf Friedrich, welcher bey dem Kaiser in Spanien war, und in sehr hoher Gunst bey ihm stand, den kaiserlichen Haß wider den Herzog Ulrich zu mildern: allein was ist fähig einen Haß zu mildern, den der Eigennutz stärkt?

Indem Ulrich noch immer mit Verlangen die Ankunft des Kaisers in den Niederlanden erwartete, und noch einige schwache Hofnungen schöpfte, sandte seine eigne Landschaft an den Kaiser eine Bittschrift, daß er sie nicht möchte wiederum lassen unter die Herrschaft des Herzogs Ulrichs kommen. Es ist sehr sicher, daß diese unwürdige Bittschrift nur von einigen Feinden des Herzogs, den übrigen Landständen abgedrungen worden; allein sie legte doch dem Herzoge bey dem Kaiser eine fast unüberwindliche Schwierigkeit in den Weg. Es schien, als wenn alle Mittel des Unglücks für den Herzog Ulrich ausgesucht werden müßten. Seine Unterthanen von höherm Range, stellten ihn dem Kaiser als einen Tyrannen vor, und die niedrigen schmähten ihn in Schriften, und Reden. So gar Versemacher stimten dem boshaften Spöten zum Gefallen, ihre Leyer wider den Herzog. Alle diese Umstände müssen bey der Nachwelt dem Fürsten zu desto größrer

 Ent-

Entschuldigung, wegen der Vorwürfe wider ihn dienen, je mehr sie Zeugnisse von dem Grimme heftiger Feinde sind. Die Gerechtigkeit der Unschuld macht kein Lermen.

Da der Fürst von seinen Unterthanen geschmäht und von den Mächtigen verunehrt wurde, nahm er das Bürgerrecht zu Solothurn an, und miethete sich ein Haus zu Lucern. Er suchte seine Sicherheit in dem Schoosse der redlichen Freyheit der Schweizer. Vergebens wartete er auf die Ankunft des Kaisers in den Niederlanden. Sie erfolgte erst im Anfange des Junius: aber Ulrich fand nunmehr Bedenken, zu einer Unterredung mit dem Kaiser sich zu wagen, und trug seine Bitten schriftlich vor. Er traute nicht dem sicheren Geleite, welches ihm der Kaiser zwar gegeben hatte, aber von dessen Verletzung er eben traurige Beyspiele erfuhr. Das Geleite erstreckte sich auch auf seine Bediente. Diese hatten der Versichrung getraut, und sich zu ihren Anverwandten begeben. Einige darunter, und namentlich ein gewisser Göldlin, welcher als Edelknabe in des Herzogs Diensten stand, wurde gefangen genommen, einige aus dem Lande verwiesen, und einige sollten gar hingerichtet werden. Der Herzog nahm dieses mit Recht für eine Verletzung des Vertrags zu Schafhausen an, und wurde dadurch so aufgebracht, daß er den Stillstand, der doch nichts fruchtete, aufkündigte. Hieraus vermuthete man einen neuen Einfall des Herzogs nach Würtemberg, und man hatte Ursache zum Argwohn, da die Freundschaft der Schweizer gegen ihn nicht unbekant war. Sie traten auch wirklich nochmals in Unterhandlung, und es erschienen von der Regierung zu Würtemberg Abgeordnete: aber alles blieb

blieb fruchtlos: auch die Vorbitte der redlichen Republick bey dem Kaiser für den unglücklichen Fürsten.

Dieser Monarch hingegen, welcher fest entschlossen war, das Herzogthum Würtemberg nicht aus seinen Händen zu lassen, verbot in einem harten Befehle dem Herzoge, bey Strafe der Acht, jedes Unternehmen zur Wiedererlangung seines entrißnen Eigenthums. Die Betrachtung über diesen Befehl reizte ihn nur desto mehr. Er machte Anstalten, etwas zu unternehmen. Allein da ihm das Geld mangelte, so kamen wenig Truppen zusammen, und was etwa noch sich versammelt hatte, verlief sich sehr bald. Ulrich war mit geringer Mannschaft in seiner Grafschaft Mömpelgard, die man ihm bisher noch gelassen hatte. Sein Nahme allein war so fürchterlich, daß die Regierung zu Stuttgard, so bald sie wußte daß er in der Nachbarschaft war, in Schrecken gerieth, den Schwäbischen Bund aufboth, und alle Fürsten um Hülfe anrufte. Der Markgraf von Baden, der Bischof von Würzburg, der Markgraf Joachim von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Bayern, und andere Fürsten wurden von dem Kaiser aufgefodert, ihre Völker ins Feld zu senden — gegen einen Fürsten — der nicht tausend Mann itzo zusammen bringen konte.

Die Vertheidigung, welcher sich Herzog Ulrich itzt noch allein bedienen konte, waren Vorstellungen an den Kaiser, Bitten und Ansuchungen um Ertheilung der Gerechtigkeit. Er suchte auch die Fürsprache der Churfürsten in Wirksamkeit zu setzen. Anfänglich schien der Herr von Chievres, der Minister des Kaisers gerührt zu werden, und versprach dem Gesandten des Her-

Herzogs die Billigkeit einer Unterhandlung. Der unglückliche Fürst war durch sein Mißgeschick so weit herabgesetzt worden, daß er den Kaiser bitten ließ, „ihm „in seiner **Armuth** nur mit 2000 Gulden beyzustehen.„ Man versagte ihm alles um was er bat; selbst die Erlaubnis vor den Kaiser kommen zu dürfen, und persönlich seine Klagen vorzutragen. Er sah sich genöthigt, ohne Hülfe in der Schweiz, und in der Grafschaft Mömpelgard umher zu irren, und in diesen traurigen Umständen wurde zu seinem Unglücke noch das einzige hinzugesetzt, was noch fehlte. Der Kaiser Carl der fünfte erklärte den Herzog Ulrich in die Reichsacht; am fünften Junius des Jahrs 1521. Es hatte dadurch nun Jederman zu den Gütern, und Leben des Herzogs Erlaubnis. Es kamen kaiserliche Befehle nach Würtemberg, alle Anhänger des Herzogs mit ihren Frauen und Kindern aus dem Lande zu jagen, und ihre Güter einzuziehn.

Man würde sich nicht wundern, wenn Ulrich bey solchen Grausamkeiten seiner Feinde kleinmüthig geworden wäre: man muß sich aber wundern, daß er noch auf Vertheidigung dachte, und den Muth nicht sinken ließ. Er verschafte sich den eigentlichen Besitz der Festung **Hohentwiel**, einer sehr guten Festung, welche dem Herrn von Clingenberg gehörte, und von welcher er bisher nur den Gebrauch gehabt hatte. Kaum aber erfuhren seine Feinde die vergönnte Schutzwehr dieser neuen Zuflucht, als sie Anstalten machten, ihm auch diese zu rauben. Der Kaiser zog den Herrn von Clingenberg zur Verantwortung, der schwäbische Bund that bey der Schweizerischen Republick Vorstellungen, und man

machte so gar Anstalten zur Belagerung der Festung. Inzwischen verstärkte der Herzog die Besatzung und ließ sich aufs neue in Unterhandlungen ein. Das gröste Unglück war, daß er nicht Geld hatte, die Bezahlung der bestimten Summe für Hohentwiel dem Herrn von Clingenberg zu verschaffen, wodurch der Besitz immer noch zweifelhaft blieb, und er selbst an verschiednen Orten herum zu irren genöthigt wurde, um sich Freunde zu suchen, da er keine mehr hatte.

Seine Feinde hingegen trachteten so gar nach seinem Leben, und seiner Freyheit. Da er oft nur mit drey oder vier Bedienten, auch öfters ganz allein in der Gegend der Stadt Mömpelgard herum ritt, so schrieb der Statthalter von Würtemberg, Wilhelm Truchseß von Walpurg an den kaiserlichen Hof nach Inspruck, daß Herzog Ulrich ohne Mühe gefangen, und der ganzen Unruhe auf einmal ein Ende gemacht werden könte. Die Vorsehung behielt ihn aber zu grössern Schicksalen auf, und er entging den Nachstellungen, da er sich bald darauf wiederum in die Schweiz begab.

Die ausgebrochnen neuen Unruhen in Spanien nöthigten den Kaiser Carl sich dahin zu begeben. Damit ihm das Herzogthum Würtemberg indessen sicher bliebe, so verordnete er seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand zum Regenten des Landes. Dieser kam am 25 May 1522 selbst nach Stuttgard, und nahm durch eine feyerliche neue Huldigung von dem fremden Lande Besitz. Theils die **Furcht**, theils die niederträchtigere Verführung des **Neuen** machte fast alle Unterthanen des Herzogs Ulrichs zu Schmeichlern seiner Feinde. Selbst

Selbst die Landstände erklärten seine Regierung mehr als einmal für tyrannisch, und priesen die glückliche Oesterreichische Herrschaft. Ferdinand wurde zu Stuttgard als ein Erretter angebetet. Man stellte so viel Pomp und Freudensbezeugungen an, als wenn man aus den Fesseln eines Türken befreyt würde: und man kam aus der Regierung des rechtmäßigen Fürsten in eine fremde, sehr Despotische Herrschaft.

Ob gleich Herzog Ulrich weder Geld zur Unterhaltung seiner Hofstaat, noch Truppen, noch Alliirte hatte, und er so weit gebracht worden war, daß er so gar seine Grafschaft Mömpelgard, und seine andre noch übrigen Güter versetzen mußte, so blieb er dennoch fürchterlich. Die Landstände von Würtemberg, die man gröstentheils aus seinen Feinden ausgewählt hatte, schickten an die Schweizer, und an alle Fürsten umher, theils dem Herzoge Ulrich doch ja keinen Beystand zu leisten, theils ihnen selbst Hülfe zu leisten, wenn Würtemberg sollte angegriffen werden.

Im Gegentheil arbeitete Herzog Ulrich, mitten unter Kummer und Drangsalen, auf die thätigste Art sein Unglück zu überwinden, und sein Land wieder einzunehmen. Der Oesterreichische Hof dachte Mittel auszufinden, oder durch die Dürftigkeit ihn dahin zu dringen, daß er auf sein Herzogthum feyerlich Verzicht thäte, und dasselbe, gegen eine Genugthuung an Geld und einigen Gütern, dem Hause Oesterreich abträte. Allein so feig, und kleinmüthig konte Ulrichs Geist durch nichts in der Welt werden. Vielmehr wandte er sich in verschiednen Bitten an die meisten Fürsten des deutschen Reichs, und suchte durch deren Vermittlung die

die Wiedererlangung seines Herzogthums. Er bat den Churfürsten Ludwig von der Pfalz, dessen Bruder den Pfalzgrafen Friedrich, den Landgrafen von Hessen Philipp, und andre um Hülfe. Er hörte nicht auf, die Freundschaft der Schweizer für sich in beständige Bewegung zu setzen, und einige Cantons beiferten sich für ihn sehr nachdrücklich. Er war überhaupt in seinem Unglücke so geschäftig, daß er an allen Orten wo es nur möglich war, Rettungsmittel suchte.

Eben fing sich der verderbliche Krieg des Kaisers Carls des fünften mit dem Könige von Frankreich Franz dem ersten an. Ulrich suchte auch davon Vortheil zu ziehen, und bey dem heftigsten Feinde desjenigen, der ihn in die Acht erklärt hatte, Hülfe. Der König von Frankreich war anfänglich stolz: er nahm die Dienste des Herzogs an, die ihm angeboten wurden, und schickte seinen Amiral an den Herzog selbst; allein er versprach nichts bestimmtes, und Ulrich sollte sich seiner Grosmuth überlassen, welcher dadurch nicht befriedigt seyn konte. Man versprach ihm hierauf eine Unterredung mit dem Könige selbst. Diese erfolgte zu Dijon, wohin sich der Herzog begab. König Franz versprach ihm, für seine Dienste wider Oesterreich jährlich 6000 Kronen (welches nach unsrer Rechnung ungefähr sechs tausend und ein hundert Thaler beträgt, den innern Werth gleich gerechnet) und auserdem noch 2000 Kronen zur Unterhaltung der Festung Hohentwiel, so bald ihr Kauf berichtigt seyn würde. Diese letzteren 2000 Kronen wurden so gleich ausgezahlt, um die Uebergabe der Festung von dem Herrn von Clingenberg zu Stande zu bringen. Der dürftige Herzog aber, den die Schulden

den drückten, mußte diese Summe zur Bezahlung derselben anwenden; wodurch er die Gunst des Königs von Frankreich gegen sich sehr verringerte. Kaum erfuhren seine Feinde dieses, als sie ihm auch dieses Rettungsmittel zu entrissen trachteten. Sie wußten dem Französischen Hofe einen nachtheiligen Begrif von dem Herzoge beyzubringen: der Kanzler wurde ihm abgeneigt, und vereitelte alle Hofnung. Mit der grösten Mühe erhielt der Herzog von dem ihm versprochnen Gelde etwas geringes, um die äusersten Bedürfnisse zu befriedigen; welche sich immer desto stärker vermehrten, je nöthiger es war, daß der Herzog um seine Vortheile persönlich zu betrieben, verschiedne Reisen unternehmen mußte.

Unter solchen trüben Umständen legte die göttliche Vorsehung den Grund zu dem künftigen neuen Glücke des Herzogs. Aber lange noch sollte er harren, ehe dieses Glück aufgebaut würde. Die Gelegenheit dazu gab Luther, dessen Lehren und Grundsätze sich seit der Zeit, da er in die Acht erklärt worden war, nur desto mehr ausbreiteten. Die vielen Schüler und Zuhörer Luthers zerstreuten sich in alle Gegenden Deutschlandes. Ein Würtemberger, mit Nahmen, Johannes Gayling, kam um das Jahr 1520 in sein Vaterland zurück, und machte daselbst die Sätze seines Lehrers bekant. Er wurde bald vertrieben. Er begab sich nach Solothurn, wo eben damals Herzog Ulrich war, und erhielt bey ihm Zutrit. Es ist schwer ein Urtheil zu fällen, ob der Herzog aus einer innern Ueberzeugung den lutherischen Lehren Beyfal gab, oder ob er aus politischen Ursachen der neuen Lehre günstig wurde, die sich bald hernach in dem Würtembergischen mit verstärktem

tem Eingange hervorthat, und besonders bey dem niedern Stande Anhänger fand. Vielleicht wollte er diejenigen Fürsten sich geneigt machen, welche dem lutherischen Glaubenssystem ihre Unterstützung gönnten, weil dieses ein neues Mittel zur Wiedererlangung seines entrißnen Herzogthums leicht werden konte. Vielleicht wollte er die Einwohner in Würtemberg welche ebenfals die lutherischen Lehren annahmen, auf seine Seite bringen, um bey einem Angriffe neue Freunde zu haben. Dieses wird deßwegen wahrscheinlich, weil um dieselbe Zeit wegen der Religion grosse Unruhen im Würtembergischen sich äusserten. Die Oesterreichische Regierung verfolgte diejenigen, welche den neuen Lehren Beyfall gaben. Der Kaiser Carl befahl so gar, einen Prediger zu Waldshut deßwegen zu verjagen, und als diese Stadt den Befehl nicht vollführte, so mußte sie harte Strafe leiden. Ein gewisser Johann Diephold lehrte nach Luthers Grundsätzen zu Tübingen, und mußte zwar entweichen, aber hatte sich doch schon verschiedne Anhänger erworben. In Reutlingen wurde die Reformation, ohnerachtet der wiederhohlten Abnahmungen, eifrig fortgesetzt. Die Würtembergischen Einwohner, welchen die strenge Oesterreichische Regierung einen Antheil an den neuen Religionssätzen, bey harter Strafe untersagte, hatten in der Nähe Gelegenheit, diese Lehren zu hören, und gingen mit einem heimlichen Grolle wider ihre Regierung in ihr Vaterland zurück. Allenthalben standen itzt neue Lehrer auf, und die Menge so wohl, als der feinere Theil des Volks gaben ihnen Beyfall. Die Gelehrteren glaubten die Wahrheit annehmen zu müssen, und der Pöbel dachte eine besondre Freyheit

Freyheit und neue Glückseligkeit des Lebens dadurch zu erlangen. Dieser letztere Irthum verursachte an einigen Orten einen Aufstand der Bauern. Vielleicht, ich wiederhohle es, fand die Politick Ulrichs in allen diesen Bewegungen, und Unruhen Nahrung für die Hofnung, und bewog den Herzog, sich selbst zu den neuen so vortheilhaften Lehren zu bekennen. Vielleicht aber auch wurde Ulrich durch die Grundsätze der neuen lutherischen Lehrer sicher überführt, daß sein bisheriges Glaubenssystem falsch sey, und daß es Pflicht sey, das neue anzunehmen. Schriftsteller, welche ihn persönlich gekant haben, schreiben ihm Gottesfurcht zu, und einige schliessen daher, daß er aus Ueberzeugung die lutherischen Sätze angenommen habe. Ich wollte, so seltsam es scheinen konte, vielmehr das Gegentheil daraus schliessen. Denn wie sollte ein Fürst, der nach den Begriffen dieser Zeit Gottesfurcht besaß, und keine grossen Kentnisse haben konte, durch einige Lehrer seyn bewogen worden, sein ganzes Glaubenssystem umzuändern? Nichts ist schwerer, als aus Handlungen die einen zwiefachen Grund haben können, und welche nichts bestimmendes bey sich führen, auf die Triebfedern der Seele zurück zu schliessen, und unter zweydeutigen Umständen einen entscheidenden Ausspruch zu wagen.

Auch nahm der Herzog Ulrich die neuen Sätze der Religion, welche so häufig um ihn herum ausgebreitet wurden, nicht so gleich an, sondern wurde nach und nach ihnen geneigter. Im Jahre 1524 erhielt ein Prediger der Reformation, Wilhelm Fanellus die Erlaubnis vom Herzoge, zu Mömpelgard frey predigen zu dürfen. Als ihm der Gardian des Franziscaner Ordens, und

und ein Auflauf geschahe, so stillte ihn Herzog Ulrich in Person. Er begab sich selbst in die Kirche, und ließ hernach, noch an demselbigen Tage so wohl den Farellus, als den Gardian in Verwahrung bringen. Er bezeugte sich dabey sehr unpartheiisch, und versprach jedem Schutz, der die Wahrheit, ohne Ungestüm, und Unordnung bewiesen würde. Der Gardian besann sich, und glaubte er hätte Unrecht. Er wurde aus dem ersten Verfolger der Reformation, der zweyte Prediger derselben. Farellus und der schon vorher genante Gayling, predigten die neuen Lehrsätze zu Mömpelgard ungestört, und der Herzog verlangte in einer öffentlichen Schrift, daß wenn einige Gelehrte in Burgund, oder ganz Frankreich wären, welche erweisen konten, daß die Lehren des Farellus ketzerisch wären, so sollten sie sich binnen zwey, oder drey Monathen zu Mömpelgard einfinden. Die Schweizer thaten Vorstellungen, daß der Herzog die neuen Lehrer wegschaffen möchte; aber er änderte seine Gesinnungen nicht. Sie befürchteten in ihren eignen Landen Unruhen. Farellus begab sich hernach nach Strasburg. In Mömpelgard aber vermehrten sich die Anhänger der neuen Lehre eben so sehr, wie in dem Würtembergischen selbst, wo die Bauern daher Gelegenheit zum Aufstande nahmen, und das erste Zeichen des Mißvergnügens über die Oesterreichische Regierung gaben.

Ulrich wäre sehr unachtsam gewesen, wenn er sich die fast allgemeine Gährung in Deutschland nicht hätte zu Nutze machen wollen. Sein geschäftiger Geist, welcher bey allen Drückungen der Umstände unermüdet blieb, und desto mehr that, je unthätiger man

ihn

ihn machen wollte, erwarb sich nach und nach die Freundschaft der Fürsten, die Luthern schüzten, und eben dadurch den Kaiser zum gemeinschaftlichen Feind mit dem Herzoge Ulrich sich machten. Dieser schrieb (1524) an einen Chursächsischen Hofjunker: „Nach„dem wir den D. Martinum Luther für einen „wahrhaftigen christlichen Lehrer des heiligen „Evangeliums hören rühmen, auch dafür hal„ten, ist unser gnädiger Begehr, wollest ihme „solchen Abdruck, (nemlich ein an die zu Nürnberg „versammelte Churfürsten, und Stände geschicktes ge„drucktes Schreiben) von unsertwegen überant„wurten, und ihm zu noch weiterer und wahrer „Erleuchtung, zu Heil und Trost ganzer Chri„stenheit, Gnade von Gott wünschen.„

Der Aufruhr der Bauern im Würtembergischen, welcher in der Herrschaft Lupfen, und im Hegau grosse Unruhen erweckte, und den Anlaß von der Religion hernahm, setzte die Oesterreichische Regierung in Würtemberg, und alle Feinde des Herzogs in die stärkste Besorgnis, daß ein neuer Einfall erfolgen möchte. Die Niederträchtigkeit ging zum zweiten mahle so weit, daß man dem Erzherzoge Ferdinand den Vorschlag that, so wie auch dem schwäbischen Bunde, den Herzog Ulrich durch Nachstellungen gefangen zu nehmen, welches leicht auszuführen war, da der Herzog in der Schweiz bald in dieser, bald in jener Stadt war, und damals eben sich zu Basel befand, wo er das Bürgerrecht annahm, und öfters in geringer Begleitung spazieren ritt. Der schwäbische Bund war sehr damit zufrieden, den Herzog aufheben zu lassen: der edelmüthige Ferdinand aber

aber antwortete, daß er sich zu einer solchen Gefangennehmung nicht entschliessen könte. Sein Bruder, Kaiser Carl würde sie so gleich befohlen haben.

Die Bürger und der gröste Theil der Einwohner des Herzogthums Würtemberg fingen nun an, die Last der Oesterreichischen Regierung zu fühlen. Sie wurden der fremden Herrschaft überdrüßig, und sehnten sich nach ihren rechtmäßigen Herrn. Dieser hielt den Zeitpunkt für zu vortheilhaft, um ihn ungenuzt vorbeystreichen zu lassen. Er warb in der Schweiz, und wo er konte, Völker an. Die Vorstellungen, welche der schwäbische Bund deßwegen an die Schweizerischen Republicken that, fruchteten nichts. Es wurde zum Schein verboten, Dienste bey dem Herzoge Ulrich zu nehmen: gleichwohl zog er seine neue Armee unter den Mauern von Schafhausen zu sammen. Sie bestand aus 6000 Mann Fußvolk, und 200 zu Pferde; meistentheils zusammengelaufnes Volk, ungeübt, und untreu. Der schwäbische Bund ließ ebenfals Truppen zusammen kommen. Die Regierung in Würtemberg hatte 8000 Mann gesammelt, davon sie ebenfals nicht allen trauen konte: denn nunmehro regten sich viele Anhänger des Herzogs. Der Adel verweigerte seine Dienste wider den Herzog; er beschwerte sich, daß die Uebermacht des schwäbischen Bundes sie gezwungen hätte, ihren rechtmäßigen Herrn zu verlassen. Es fanden sich mehrere Freunde des Herzogs. Dieser erfuhr, daß grosses Unglück mit dem Hasse Versöhnung stiften kan.

Er ließ in einer öffentlichen Schrift an alle Reichsstände bekant machen, daß er nunmehr sein Land mit den Waffen zu erobern suchen wolle. Er stellte

die Mißhandlungen, und Ungerechtigkeiten seiner Feinde vor. Er nante die Regierung, welche itzt seine Unthanen ertragen mußten, tyrannisch: und vergaß nicht die Verbote wegen der Veränderung der Religion zugleich zur Ursache seines Unternehmens anzugeben. Hierdurch machte er sich alle Fürsten zu Freunden, welche den lutherischen Lehrsätzen ergeben waren. Eine besondre Kriegserklärung schickte er dem schwäbischen Bunde, deren Mitglieder eben zu Ulm versammelt waren. Er versicherte sie darinnen, daß er nun Gewalt durch Gewalt vertreiben, und den Besitz desjenigen suchen werde, was man ihm mit Unrecht entrissen habe.

Am 24 Februar 1525 brach Herzog Ulrich auf. Sein Heer hatte sich indessen verstärkt, und er verbreitete mit seinem Eintritte in das Herzogthum Schrecken, und Furcht umher. Die erste Stadt seines Landes, Bahlingen ergab sich am ersten Tage. Viele von denen Truppen welche wider ihn dienen sollten, wollten wider ihren gebohrnen Herrn und Fürsten nicht fechten. Die Furcht seiner Feinde ward groß. Er nahm ohne Mühe eine Menge von Städten ein. Er würde eben so leicht sein ganzes Land eingenommen haben, wenn seine eigne Soldaten nicht über den ausgebliebnen Sold unwillig geworden wären. Er hatte kein Geld, und versprach nach der Eroberung, zu bezahlen. Viele waren damit so unzufrieden, daß sie hinweg liefen. Schon bey der ersten Würtembergischen Stadt Bahlingen gingen 300 Mann zurück. Dieses Beyspiel war von schlimmer Wirkung, es folgten mehrere. Ein Scharmützel mit einem Trupp Bauern: welche zu ihn ziehen wollten, und gröstentheils getödtet, oder zerstreut wurden, macht seine Soldaten schüchtern. Dennoch eroberte er immer fort, schlug die einzelnen Partheyen, und zwang die Besatzungen, sich zu ergeben. Er eilte der Hauptstadt Stuttgard selbst zu; welche er von Sindelsingen aus auffodern ließ, und da ihm die Uebergabe von der feindlichen Besatzung verweigert wurde, belagerte. Er hatte aber Mangel am grossen Geschütze, welches gröstentheils zu Bahlingen stehen geblieben war. Während des Verzugs vor Stuttgard, kam ein Befehl an die Schweizer, des Herzogs Dienste so gleich zu verlassen. Der schwäbische Bund hatte diesen Befehl zu verursachen Mittel gefunden. So wurde der Herzog zum zweyten mahle von den Schweizern um den Besitz seines Herzogthums gebracht; einerley Streich hatte ihn vor sechs Jahren, so wie itzt, aus der Mitte aller seiner Hofnungen gerissen. Es mußte ihm itzt desto empfindlicher seyn, da er eben neue Völker erwartete, welche schon zu Rotweil standen. Er sah sich genöthigt, die Belagerung von Stuttgard aufzuheben, und die verlaufnen Schweizer folgten ihm nach. Er war noch nicht drey Wochen in seinem Herzogthume gewesen. Ohnerachtet des unglücklichen Ausgangs, woran der Herzog nicht Schuld war, macht ihn diese Unternehmung Ehre. Oder wie will man die Empfindung nennen, die sich ein Fürst bey dem Nachdenken erwirbt, welcher von seinem Lande vertrieben, und von allen verlassen, ohne Alliirte, ohne Geld, ohne mächtige Freunde, dennoch ein Heer von mehr als 7000 Mann aufstellt, mit Geschütz, Waffen und allen Kriegsbedürfnissen versieht, und ein Land erobert, und selbst die Hauptstadt belagert, und nur durch Untreue zum Rückzuge genöthigt wird?

 Auf

Auf die mißlungene Unternehmung folgten noch trübere Schicksale. Selbst das Leben des Herzogs kam in Gefahr. Er ersuchte seine ungetreuen Soldaten, daß sie ihm wenigstens das grosse Geschütz, welches zu Bahlingen stand, nach Hohentwiel begleiten möchten. Sie schlugen ihm dieses ab, und sein Geschütz fiel in die Hände der Feinde. Dafür foderten sie zu Rotweil doppelten Sold, wie er ihnen anfänglich versprochen hätte. Der Herzog wies sie ab, und stellte ihnen vielmehr ihre Untreue vor. Er gerieth aber dadurch bey einem entstandnen Aufruhr in so grosse Gefahr, daß ihn die Bürger zu Rotweil in geheime Sicherheit bringen mußten. Er mußte sich dennoch entschliessen, die aufrührerischen Soldaten zu befriedigen. Weil er kein Geld bey sich hatte, so erborgte er so viel nur möglich war, und ließ es unter die Schweizerischen Hauptleute austheilen, welche den gemeinen Mann so weit es reichte, zu frieden stellten. Nachdem der Haufe zerstreut, und der Herzog auser Lebensgefahr war, begab er sich auf die Festung Hohentwiel. Hier ruhte er bis gegen den Winter dieses Jahrs 1525 aus, und dachte seinem Schicksale nach. Alle Hofnung des Glücks war verschwunden. Seine Feinde triumphirten von neuem. Der einzige, auf welchen er noch eine starke Hofnung gesetzt hatte, der König von Frankreich, war bey Pavia gefangen genommen, und hernach nach Spanien abgeführt worden.

In dieser vielfachen Bedrängung hörte der unglückliche Fürst von nichts als Zerrüttungen in seinem, ihm entrißnen Lande. Die Oesterreichische Regierung beschwerte das Land mit Abgaben; es wurde ein Landtag, nach dem andern; eine Foderung nach der andern aufgedrungen. Die neuen lutherischen Lehren wurden aufs schärffste verboten. Da diese dem gemeinen Manne im Würtembergischen besonders vorgetragen worden waren, und der Pöbel sich daraus ein Hirngespinst von einer besondern neuen Freyheit gebildet hatte, so breitete sich in kurzem ein allgemeiner Aufruhr im Würtembergischen aus. Die Menge lief in einzelnen Rotten zusammen, und zwang, oder beredete mehrere zur Gesellschaft. Unvermuthet gerieth der gröste Theil des Landes in die Waffen. Der Adel wollte nicht wider die Aufrührer fechten. Das Beyspiel des Bauern Aufruhrs in mehrern Ländern erweckte auf der einen Seite Furcht, und auf der andern Verwegenheit. Es kam im Herzogthume Würtemberg eine Armee von Rebellen zusammen, die sich auf 25000 Mann erstreckte. Sie zertheilte sich in einzelne Haufen, und trieb den ausschweifendsten Muthwillen. So wie die Taboriten im vorhergehenden Jahrhunderte in Böhmen, schwärmten diese empörten Krieger umher. Sie begingen gleiche Mißhandlungen. Sie konten gleichen Erfolg haben, wenn sie einen Ziska zum Anführer gehabt hätten. Allein Waffen, Ordnung und Uebung war diesem Haufen unbekant. Gleichwohl bemächtigten sie sich einer Stadt, und eines Amtes nach dem andern, und erzwangen allenthalben neue Verstärkung. Sie näherten sich schon der Hauptstadt, als ihnen eine Armee des schwäbischen Bundes entgegen kam, mit welcher ein Treffen unvermeidlich war.

Herzog Ulrich war in Ungewißheit, ob dieses aufrührerische Heer zu seinem Besten die Waffen ergriffen hätte, weil die tollkühnen Rebellen daran nicht gedacht hatten, ihm

ihm eine Nachricht zu geben. Er schickte daher ein besondres Schreiben an sie, worinnen er ihnen vorstellte, daß das Land von Gott, und Natur wegen ihm zugehöre und sie bat, nicht seine Ansprüche zu verkennen. Die Wirkung dieses Schreibens wurde durch ein Treffen verhindert, welches sich gleich darauf ereignete, und worinnen die Bauern geschlagen, 5000 getödtet, und die übrigen zerstreuet wurden. Ihr hartnäckiger Widerstand war ungeschickt, weil sie keinen verständigen Anführer hatten, und vermehrte nur ihre Niederlage. Man machte hierauf von der Oesterreichischen Regierung, und dem schwäbischen Bunde vielen Unschuldigen Vorwurf, und selbst der Landschaft. Kurz die Abgaben, und die Verwirrung in Würtemberg, wurde unbeschreiblich. Das Elend des Landes, rächte die Unbilligkeit gegen den Herzog Ulrich.

Unter diesen Verwirrungen aber, breitete sich die Evangelische Lehre immer mehr und mehr aus. Der Unwille über den gegenwärtigen Zustand, reizte zu jedem Neuen, und der Verstand wurde aufgeklärter, indem der Wille Begierde erweckte. Selbst die Landschaft erklärte sich für die neue Lehre, bey Gelegenheit der Abgaben, die zu groß wurden. Sie sollte 3000 Mann Fußvolk und 200 zu Pferde, wider den Herzog Ulrich, und zur Beschützung des Landes und der Oesterreichischen Regierung, auf ihre Kosten erhalten. Sie wendete dagegen ein. „Der äuserliche Zwang sey nicht hinlänglich, „dem gemeinen Manne eine reine Ehrfurcht beyzubrin„gen. Solle die Ehrfurcht beständig seyn, so müste „sie mit der Liebe verbunden seyn; nun entspringe die „Liebe aus dem **lautern Worte Gottes.** Dieses werde

„werde nun itzt von den neuen lutherischen Lehrern ver„kündigt; welches man eben hindere.„ Man muß diese Erklärung der Landschaft als die Grundlage zu der Religionsänderung in Würtemberg betrachten. Der Adel, welcher ebenfals der Auflagen überdrüßig wurde, pflichtete gleichen Gesinnungen bey. Schon längst hatte der bürgerliche Stand, und der Pöbel den neuen Religionssätzen nach und nach Beyfall gegeben. So wurde das lutherische Glaubenssystem im Herzogthume Würtemberg, ohnerachtet der kaiserlichen Verbote, gebildet. Man wurde nur desto eifriger, je stärker es verboten wurde.

Der Erzherzog Ferdinand sahe die Folgen vorher, welche aus solchen Vorfällen entstehen konten, und ließ sich, in diesem Jahre (1525) aufs neue mit dem Herzoge Ulrich in Verhandlungen ein. Allein alles muste vergeblich seyn da Ulrich sein Herzogthum, und Ferdinand die feyerliche Uebergabe desselben foderte. Man versprach dem Herzoge Ulrich ein anderes erbliches, gleichmäßiges Fürstenthum, und wenn Ferdinand ohne Erben stürbe, sollte Ulrich das Herzogthum Würtemberg wieder erhalten, und jenes Fürstenthum ebenfals. Man wollte alle Schulden auf die Grafschaft Mömpelgard bezahlen, und diese Grafschaft dem Herzoge Ulrich lassen, und noch dazu jährlich 20,000 Gulden geben. Man wollte ihm noch überdem zur Bezahlung seiner Schulden, und Einrichtung einer neuen Hofstaat 50,000 Gulden geben. Dergleichen Anträge hätte vielleicht jeder andrer angenommen; nur die Standhaftigkeit Ulrichs verweigerte sie. Er begehrte nichts, als vor einem Gerichte der Churfürsten, und andrer Fürsten erscheinen zu können, um Gerechtigkeit zu erhalten. Inzwischen

zwischen warf diese Unterhandlung mit ihren Anträgen, und die darauf verweigerte Gerechtigkeit eines ordentlichen niedergesetzten Gerichts auf die Unschuld des Herzogs ein starkes Licht. Muste derjenige nicht sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen, welcher eine unpartheiische Untersuchung verlangte, und sie von seinen Feinden nicht erlangen konte?

Solche Gedanken erweckten dem Herzoge bey sehr vielen Fürsten in Deutschland Freundschaft, welche durch besondre schriftliche Vorstellungen des Herzogs an alle Reichsstände ermuntert wurde. Es wurde bald darauf, im Jahr 1526 ein Reichstag zu Speyer gehalten. Herzog Ulrich ließ auf demselben seine gewöhnlichen Vorstellungen in starken Ausdrücken vortragen, er ließ hinzu setzen „sein Elend Armuth und Noth, sey „mit keiner Feder zu beschreiben.„ Dieß war so sehr Wahrheit, daß sein Biograph itzo noch eben dieses Geständnis thun muß. Er kan nicht alle diejenigen Unfälle, und Mißhandlungen erzehlen, deren Verzeichnis noch die Geschichte aufbewahrt hat.

Der Erfolg seiner Vorstellungen auf dem Reichstag zu Speyer war fruchtlos, obgleich alle Churfürsten, und die meisten Stände von Deutschland seine Gerechtsame unterstützten, und um die Wiedergabe seines Herzogthums baten. Keiner unter den Fürsten unsers Vaterlandes nahm sich indessen Ulrichs stärker an, als der muntere, und immer thätige Landgraf von Hessen, Philipp. Er stand in einem Bündnisse mit dem Herzoge Ulrich, welches noch vor dessen Vertreibung aufgerichtet war. Seine Zurückhaltung der versprochnen Völker war eine von denen Ursachen gewesen, die Ulrichs

richs Unglück zu wege gebracht hatten. Itzo besaß Erzherzog Ferdinand das Herzogthum, und konte dessen Macht wider ihn, den Landgrafen selbst gebrauchen. Das Haus Oesterreich gehörte zu den Feinden des Landgrafen. Bewegungsgründe genug, zu denen noch besondere vom Herzog Ulrich kamen, daß Philipp seinem unglücklichen Freunde Beystand gönnte! Ulrich begab sich selbst nunmehr an den Hof des Landgrafen von Hessen, und hier wurden Anstalten von neuem gemacht. Es würde unnütz seyn, alle diejenigen Unterhandlungen, und Unternehmungen zu erzehlen, welche hierauf erfolgten. Es ist genug zu bemerken, daß beyde Fürsten, deren Charackter eine muntere Geschäftigkeit war, kein Mittel zu ihrem Entzwecke vernachläßigten. Der Kaiser wurde sehr bald ihr gemeinschaftlicher Feind, und dieses gleiche Interesse verband sie noch näher. Die Furcht welche die Feinde des Herzogs daher schöpften, und welche durch die Kriegszurüstungen des Landgrafens vermehrt wurden, verursachte endlich einen Befehl des Kaisers an den Landgrafen, bey Strafe der Reichsacht den Herzog Ulrich von Würtemberg nicht ferner an seinem Hofe zu dulden. So weit ging also schon im Jahre 1528 die Rachsucht, oder vielmehr der Zorn des Kaisers wider den unglücklichen Ulrich, daß die Freunde desselben, und diejenigen welche ihm Unterhalt gaben, mit der Acht bedrohet wurden. Philipps kühner Geist, welcher wegen der Evangelischen Religion, die er angenommen hatte, und deren eifrigster Vertheidiger er war, ohnehin die Feindschaft des Kaisers Carl sich zugezogen hatte, verachtete zwar diese Drohungen; allein er schlug um neuer Verhandlungen willen, dem Herzoge Ul-

Ulrich vor, ob er sich nicht zu seinen Schwager den Herzoge von Braunschweig, Heinrich den jüngern begeben wolle. Ulrich begab sich nach Braunschweig. Kaum war er daselbst, als alles von neuem in Furcht und Bewegung kam, zumal da die Vorstellungen der deutschen Fürsten, für ihn nicht aufhörten. Es wäre eine sehr ermüdende Lectüre, wenn man nur alle diejenigen Schriften und Fürsprachen, und alle die Versuche nennen wollte, welche viele Fürsten in Deutschland für ihn immerfort unternahmen, und immerfort fruchtlos. Sein allenthalben wirksamer, und unter den trübsten Schicksalen unermatteter Geist ist schwer so zu schildern, wie er sich auf mannichfaltige Art, und durch vielfache Bemühungen zeigte. Seine fürstliche Denkungsart offenbahrte sich am deutlichsten, durch die beständige Verweigerung, die man ihm zumuthete, auf das Herzogthum feyerlich Verzicht zu thun, und mit einem ansehnlichen Gehalte zu frieden zu seyn. Er zog die Ehre dem Gelde vor, und wollte lieber seine fürstlichen Gerechtsame in der Dürftigkeit behaupten, als im Wohlstande gegen die Natur ungetreu seyn. Er zeigte vielmehr, daß er selbst von dem Kaiser viel zu fodern habe, da seine Voreltern und Vettern auf 600, 000 Gulden zu der Kaiser Friedrichs, und Maximilians Dienste verwendet hatten, und er selbst dem Kaiser Maximilian mehr als 90, 000 Gulden geliehen hatte. Dafür nahm ihm dessen Enkel sein Erbland hinweg, und hatte die Einkünfte davon seit zehn Jahren. Die Ungerechtigkeiten der Grossen werden vielleicht öfters deßwegen von der Vorsehung nicht gestraft, weil unsre Welt keine genug angemessene Strafe hat.

Der

Der kühne unternehmende Geist, des Herzogs Ulrichs hatte so viele Gleichheit mit demjenigen, welchen Philipp der Landgraf besaß, daß beyde Prinzen sehr vertraut wurden. Philipp nannte den Herzog seinen lieben Ulrich, und machte ihn zum Genossen aller seiner Geheimnisse. Der Aufenthalt des Herzogs Ulrichs in Braunschweig verursachte ein Bündnis zwischen dem Herzoge Heinrich, und dem Landgrafen Philipp, in welchem sie sich verpflichteten dem vertriebnen Fürsten sein Land, es koste was es wolle, zu verschaffen. Zuerst wollte man dem Kaiser, bey dem bevorstehenden Reichstage, nochmals Vorstellungen thun, und wenn man nach drey Wochen keine befriedigende Antwort erhielte, so sollten die Waffen zur Eroberung von Würtemberg gebraucht werden. Herzog Heinrich aber war dem kaiserlichen Interesse zu sehr ergeben, oder furchte sich zu sehr, um etwas gefährliches zu unternehmen. Er hielt die Pflichten dieses Bündnisses nicht. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 belehnte der Kaiser Carl, anstatt dem Herzoge Ulrich Gehör zu geben, vielmehr seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg auf die feyerlichste Art.

Eben dieser Reichstag zu Augsburg, welcher dem Herzoge alle Hofnung zur Wiedererlangung seines Fürstenthums entriß, näherte ihn seinem Glücke, und dem Besitze seines Landes. Der Kaiser hatte auf diesem Reichstage die protestantischen Fürsten hart, und unbillig gehandelt. Diese hatten daher sich vorgenommen, ihre Maaßregeln wider alle vermuthete Angriffe zu nehmen. Man glaubte, daß der Kaiser sie mit Krieg überziehen würde. Der Landgraf von Hessen

sahe

sahe den Vortheil leicht ein, welcher der protestantische, oder so genannte schmalkaldische Bund haben würde, wenn das Herzogthum Würtemberg in denen Händen eines protestantischen Fürsten, nämlich Ulrichs wäre. Sein geschäftiger Geist trachtete nun mit Emsigkeit nach der Erreichung dieser Absicht. Der Erzherzog Ferdinand, welcher Römischer König geworden war, schien nicht so furchtbar an Macht zu seyn, daß er die Eroberung von Würtemberg hindern konte. Es war ein Krieg mit den Türken, und ein andrer mit den Schweizern für ihn zu befürchten. Unter diesen Aussichten errichtete der Landgraf Philipp mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, ein neues Bündnis, welches die Eroberung von Würtemberg zur Absicht hatte. Allein Heinrich gedachte an die Erfüllung dieses Bündnisses nicht. Philipp war unermüdet, seinem unglücklichen Freunde, seinem **lieben Ulrich**, wie er ihn nannte, den Besitz seines entrißnen Erblandes, zu verschaffen. Diese Bemühung allein schon verdiente dem Landgrafen, den Beynahmen **des Großmüthigen**, den ihm die Geschichte ertheilt hat.

Ganz unermüdet trieb er diese Absicht, und mit derjenigen Aufmerksamkeit der Politick, welche ihn vor allen andern Fürsten des protestantischen Bundes beständig auszeichnete. Wäre er der unumschränkte Anführer des Bundes gewesen, so hätte er das Schicksal des Kaisers Carl in dasjenige verwandelt, welches in der Folge seine Bundesgenossen, und ihn selbst traf. Er unternahm nichts blindlings, auf blosses Gerathewohl: er wußte daß die göttliche Vorsicht keine Wunder thut, um eine unkluge Rechtschaffenheit wider alle Gewalt glück-

glücklich zu machen. Er überdachte seine Plane, ehe er sie ausführte: er sann auf alle mögliche Mittel dazu, und suchte sie auch in Wirksamkeit zu setzen. Er war erfinderisch an Einfällen und Anschlägen, und vollführte sie, so gut er konte, wo er selbst nach eigner Gewalt, handeln konte.

Als einen solchen bewieß er sich auch in dem Anschlage, dem Herzoge Ulrich sein Land wiederum zu verschaffen. Das Bündnis mit Braunschweig schien ihm nicht hinreichend zu seyn, ob es gleich wichtig war. Er suchte mehreren Beystand. Da der Grund von dem Unglücke Ulrichs in dem Hasse der Herzoge von Bayern wegen ihrer Schwester, der Gemahlin Ulrichs lag, und diese Feindschaft gefährlich war, so trachtete er vorerst an eine Aussöhnung des Herzogs Ulrichs mit seinen Schwägern. Er selbst wurde Unterhändler und schlug die Bedingungen vor, unter welchen er Freundschaft zu stiften hofte. Nur die Unbilligkeit der Herzoge von Bayern war es, welche seine Bemühungen vereitelte. Der Vergleich, über welchen man lange Unterhandlungen pflog, kam nicht zu Stande. Inzwischen wurde dadurch doch einiger maassen der Haß gestillt; und da die Herzoge von Bayern, über die vom Erzherzoge Ferdinand erlangte Würde eines Römischen Königs nicht zufrieden waren, so milderte dieses die Furcht von dieser Seite her.

Einen neuen Beystand für seinen Freund Ulrich, suchte der großmüthige Philipp bey dem zweyten Oberhaupte der protestantischen Ligue, den Churfürsten von Sachsen. Er stellte ihm die Wiedereinsetzung Ulrichs in sein Herzogthum als **ein Werk der Barmherzigkeit vor.** Er vergaß dabey nicht die Vortheile zu zeigen,

gen, welche die protestantischen Fürsten von der Eroberung Würtembergs erhalten würden, und welche eben so groß als sicher zu hoffen waren. Der ganze Plan zu diesem Endzwecke, ein neuer Beweis der Staatsklugheit Philipps, wurde dem Churfürsten von Sachsen mitgetheilt. Herzog Ulrich begab sich selbst zu ihm, um ihn von allen genau zu unterrichten. Allein der bedächtige, und immer schwerfällige Johann Friedrich fand viel Bedenklichkeiten dabey. Philipp hatte mit seiner Staatslist einen Bund mit den Schweizern errichtet, und es schien als wenn Ferdinand mit ihnen in Krieg gerathen würde. Bey dieser Gelegenheit würde die Eroberung von Würtemberg nur eine Hülfe gewesen seyn, die der Landgraf seinen Bundesgenossen ertheilte. Auch dabey fand der Churfürst, wie immer Bedenklichkeit, „weil die Schmalkaldischen Bundesver„wanden noch nicht mit den Schweizern wegen „des Artickels von dem Sakramente des Leibes „und Blutes Christi, in Vergleichung gekom„men wären.„ — „Der schmalkaldische Bund „verpflichte gar nicht zum Angriffe, sondern zur Ver„theidigung.„ Kurz der unentschlüßige Churfürst wiederrieth die Eroberung von Würtemberg, und verringerte dadurch einen schönen Plan des Landgrafens.

Bald darauf entdeckte sich auch die Verstellung des Herzogs Heinrichs von Braunschweig, und man sahe, daß dieser Fürst nichts weniger in willens sey, als das Bündnis in Absicht der Eroberung Würtembergs zu erfüllen. Ulrich gerieth mit ihm in Uneinigkeit.

Dennoch erkaltete die Geschäftigkeit der beyden thätigen Fürsten, des Herzogs Ulrichs, und des Landgrafen

grafen Philipps nicht. Sie waren beyde so reich an Einfällen und Anschlägen, daß sie an den Thoren fast aller Residenzen für sich arbeiten liessen, und es wäre eine langweilige Beschreibung, wenn man alle diese Anschläge, und Unterhandlungen erzehlen wollte. So gar in Frankreich und Ungarn, wo ein Aufstand gegen den König Ferdinand Unruhen erregte, wurden die Minen ihres Glücks gelegt. Ueberhaupt war damals ganz Deutschland und die ganze christliche Welt, von den Fürstenthronen bis zu den Hütten herab in einer solchen Gährung, daß grosse Begebenheiten erwartet werden mußten. An allen Orten wurden Zurüstungen gemacht, die Gemüther wider einander aufgebracht. Der Kaiser führte auswärtige Kriege, und drohte innerliche. Er hatte sich wider viele Fürsten Deutschlandes feindselig erklärt, und die rüsteten sich wider ihn, und verbanden sich mit einander. Die Fürsten selbst waren unter einander uneinig. Man sah den verwirrtesten Schicksalen entgegen und es war gewiß, daß Herzog Ulrich daran Antheil haben mußte.

Unter diesen Umständen erhielt er einen Brief von seinem Prinzen Christoph, dem einzigen Kinde welches er hatte, in welchem ihm der Prinz meldete, daß er aus der Gefahr, ewig seinem Vater und seinem Lande entrißen zu werden befreyt worden sey, und sich an einem sichern Orte befinde, welchen er aber nicht nennen dürfe. Die Grausamkeit der Feinde des Herzogs war so weit gegangen, daß sie das Würtembergische Fürstengeschlecht zu vertilgen gesucht hatte. Prinz Christoph war bey der Katastrophe des Herzogs, wie man schon vorher erzehlt hat, nach Inspruck abgeführt

führt worden. Hier genoß er die erste Erziehung, wurde aber bald nach Wien gebracht, wo er einen geschickten öffentlichen Lehrer daselbst, **Michael Tiffernus** zu seinem Lehrmeister erhielt. Dieser Mann verdient das Andenken der Geschichte, welche edle Gemüther der Nachwelt bekant machen muß. Er unterrichtete seinen fürstlichen Zögling den Prinzen Christoph mit Sorgfalt. Dieser wußte nicht wer er war; man hatte seine fürstliche Geburt ihm verhehlt. Er hatte die Erlaubnis, in Begleitung seines Hofmeisters, öfters zu Wienerisch-Neustadt sich eine Veränderung zu machen. Hier gerieth er einmahl bey einem Einfalle der Türken in Gefahr, von den Tatarn gefangen zu werden, und wurde nur von seinem Lehrer mit genauer Noth errettet. Als der Kaiser Carl nach Wien kam, welcher überhaupt eine sehr glückliche Kentnis der Menschen besaß, und dieses in der Wahl aller seiner Minister, und Officiers zeigte, bemerkte er den muntern verständigen Geist des jungen Prinzen sehr bald. Er nahm ihn in sein Gefolge, und brauchte ihn in seiner Kammer zur Vorlesung der eingelaufenen Schriften, bey welcher Gelegenheit der Prinz so viel sich bildete, daß man seine Einsicht in Staatsgeschäfte, und seine Klugheit bewunderte.

Als Kaiser Carl den berühmten Reichstag zu Augsburg 1530 hielt, begleitete ihn Prinz Christoph. Zu Augsburg erfuhr er die erste Nachricht von seinem Vater, und daß er ein Fürstensohn sey, und daß er ein Land habe. Viele Prinzen, die sich damals zu Augsburg befanden, wandten ihre Aufmerksamkeit auf ihn. Der Kaiser Carl bemerkte dieses kaum, als er zu seiner gewöhnlichen Arglist seine Zuflucht nahm. Er be-

schloß, den Prinzen Christoph nach Spanien bringen zu lassen; und als er nach Endigung eines Feldzugs gegen die Türken zu Ende des Jahrs 1532 nach Italien reißte, so muste der Prinz seinem Hofe nach kommen. In den tyrolischen Gebürgen erfuhr er die Untreue der Spanier. Sein getreuer Lehrmeister Tiffernus, begleitete ihn und da er von dem Vorhaben des Kaisers einige Nachricht erhielt, nahm er sich vor, seinen Zögling zu erretten, und entführte den Prinzen durch Umwege, mit Lebensgefahr. Sie flohen beyde von einem treuen Bauer geführt. Unterwegens wurde das Pferd des Prinzen untüchtig. Sein Lehrmeister gab ihm sein eignes, damit er den nacheilenden entkommen konte. Tiffernus selbst aber, der zu Fusse gehen mußte, wurde von den nacheilenden erreicht, und mußte sich einen ganzen Tag und Nacht, in dem Rohre eines Weyhers verborgen halten. Der Prinz entkam indessen glücklich, und meldete durch einen Brief, an einem sichern Orte, den er nicht einmal sich getraute zu nennen, seine Schicksale dem Herzoge Ulrich, seinem Vater. Dieses Beyspiel war ein neuer Beweis, von der Arglist seiner Feinde, und besonders des Kaisers. So unglücklich war Ulrich, daß man ihm auch seinen Prinzen auf ewig rauben wollte. Der Prinz hatte bald darauf verschiedne Nachstellungen zu erdulden, denen er nicht entgangen seyn würde, wenn man den Ort seines Aufenthalts gewiß gewußt hätte.

Alle diese traurigen Schicksale waren so wenig fähig den Geist des unglücklichen Ulrichs nieder zu schlagen, daß sie ihn vielmehr erhitzten, auf seine Rettung nur desto eifriger bedacht zu seyn. Er rang mit dem Un-

Unglück, ohne zu erliegen. Immer unermüdet, immer an allen Höfen, bey allen Gelegenheiten geschäftig, erwarb er sich endlich die Macht der Hülfe, die er so lange gesucht hatte. Sein großmüthiger Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, arbeitete mit einer brüderlichen Treue an der Wiederherstellung der Wohlfarth eines Vertriebnen. Er trieb immerfort Unterhandlungen bey dem Churfürsten von Sachsen, bey den Herzogen von Bayern, bey den Ständen des schwäbischen Bundes, bey dem Churfürsten von der Pfalz, und andern Fürsten Deutschlands, bey dem Könige Johann von Ungarn, bey dem Könige von Frankreich.

Unter diesen Bemühungen wurde endlich der Plan vollendet, der zur Eroberung Würtembergs nöthig war. Die protestantischen Fürsten, und Stände des Reichs wünschten nichts so sehr, als diese Eroberung, wodurch ihre Macht in Schwaben einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Sie unterstützten, aus eignem Interesse den Anschlag. Sehr viele Fürsten überhaupt waren mit der Wahl Ferdinands zu einem römischen Könige, ob er gleich sich dieser Ehre nachher vollkommen würdig machte, unzufrieden. Zu dieser Anzahl gehörten die Herzoge von Bayern. Obgleich ihre völlige Aussöhnung mit dem Herzoge Ulrich, wegen der verschiednen unvergleichbaren Punkte von beyden Theilen, nicht ganz zu Stande gebracht wurde, so war es doch gewiß genug, daß sie die Eroberung von Würtemberg sehr gern sahen, und sie erleichtern würden. An ihrem Hofe lebte Prinz Christoph, dem sie sein Land wünschten zu erhalten. Der mächtigste Feind Ulrichs war hinweg, da der schwäbische Bund zu Ende ging, und man keine Erneurung

rung desselben zu hoffen hatte. Ferdinand hatte mit den Unruhen in Ungarn, und mit dem Kriege wider die Türken genug zu thun. Carl war ausserhalb Deutschlands. Der König von Frankreich unterstützte die Unternehmung, auf Würtemberg insgeheim mit vielen Summen. Der gröste Theil der Schweizer wünschte sie. Der Churfürst von der Pfalz, war ein geneigter Freund Ulrichs. Verschiedne andre Fürsten, die Herzoge von Hollstein und Lüneburg, und einige Städte gaben in der Stille zu dieser Unternehmung Volk, Geld, Waffen und andere Beyträge.

Nachdem Ulrich sieben Jahr an dem Hofe seines Freundes des Landgrafen von Hessen, Beschützung und Unterhalt genossen hatte, so wurde er von eben demselben mit den Waffen in der Hand, in sein Eigenthum zurückgeführt. Beyde Prinzen traten den Feldzug, im Frühlinge des Jahrs 1534 an. Es wurden vorher gewisse Artickel bestimt, nach welchen dem Landgrafen die Erstattung der Unkosten dieses Krieges versprochen wurden. Dieses Prinzen Freundschaft verdient desto mehr Hochachtung von der Nachwelt, weil er sich aus einer Grille gewiß einbildete, in diesem Feldzuge sein Leben zu verliehren. Er ließ aus Sorgfalt deswegen die Truppen so wohl sich, als dem Herzoge Ulrich huldigen, damit auch durch seinen Tod die Unternehmung nicht gehindert würde. Einem Verlaßnen, aus Freundschaft sein Leben aufopfern wollen, ist das Siegel der Erhabenheit des Charackters.

Als die Armee sich zu Ende des Aprils (1534) in Bewegung setzte, erschienen zugleich die Kriegserklärungen des Landgrafens und des Herzogs, welche an

 viele

viele Fürsten und Stände des Reichs, an den römischen König Ferdinand und an den Kaiser selbst, nach Spanien geschickt wurden, und die Gerechtigkeit der ergrifnen Waffen darstellten. Es ist gewöhnlich, die Gerechtigkeit schriftlich zu beweisen, wenn das Schwerd ergriffen worden ist, aber es ist ungewöhnlich, so sehr die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, wie damals der Landgraf und der vertriebne Herzog, der sein Land wieder einnahm, das ihm die Gewalt entrissen hatte. Der Kaiser selbst hatte vier Jahre vorher, auf dem Reichstage zu Augsburg, da die dringenden Bitten der Fürsten für den unglücklichen Ulrich ihm zu beschwerlich wurden, geantwortet: „er hat sein Land durchs Schwerdt „verlohren, er mag, wenn er kann, es wieder „durchs Schwerdt erobern.„ Damals dachte er nicht, daß man ihn beym Worte halten würde. Indem Ferdinand den Besitz von Würtemberg gerichtlich wollte untersuchen lassen, eilte die Armee Ulrichs dem Fürstenthume zu.

Ferdinand ließ in Tyrol, Böhmen und Würtemberg Anstalten zum Kriege machen, da der Krieg schon angegangen war. Die Schwerfälligkeit in den kriegrischen Zurüstungen, und eine saumselige Langsamkeit ist ein beständiger Fehler der Oesterreichischen Regierung, bis auf den itzigen unternehmenden Kaiser **Joseph den Zweyten**, gewesen.

Der Landgraf und Herzog Ulrich, zogen mit ihrem Heere durch viele beschwerliche Umwege, welche den Feind irre machten. Der Statthalter des Herzogthums Würtemberg, Pfalzgraf Philipp hatte gegen 12,000 Mann zusammengebracht. Ulrichs Armee war

war weit stärker. Sie lagerte sich am 10 May bey Neckar-Sulm. Von hier aus foderte der Herzog die Städte Weinsberg und Neuenstadt auf. Sie weigerten sich zu ergeben, bis die Macht sie schreckte. Die Oesterreichischen Völker rückten denen beyden verbundnen Fürsten entgegen. Beyde feindlichen Heere wollten das Nachtlager am 12 May zu Sontheim haben, und mußten also einander nothwendig treffen. Es fielen dabey Scharmützel vor, in denen die Heßischen Truppen den Kürzern zogen, bis das Geschütz ankam, bey welchem sich Herzog Ulrich befand. Er kante den Pfalzgrafen Philipp, welcher das Oesterreichische Heer anführte, und war so glücklich, durch eine Kanonenkugel sein Pferd zu tödten, und ihn selbst am Fusse zu verwunden; worauf sich das Oesterreichische Heer auf eine Anhöhe zurück zog.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages rückten beyde Armeen, bey **Lauffen**, einander unter das Gesicht. Der Landgraf ließ die Anhöhe, welche am vorhergehenden Tage war eingenommen worden, mit dem grossen Geschütze besetzen, und dieses auf die Feinde abfeuern. Diese zogen sich nach einem vortheilhaften Orte hin, um dort ein Treffen zu wagen. Der Landgraf aber kam mit seiner Reuterey, welchem das Fußvolk nachfolgte, zuvor, setzte mit dem Geschütze über den Neckar, und kam durch einen Umweg dem Feinde in die Seite. Die Wagenknechte sahen die Gefahr zuerst, und flohen auch zuerst. Die Verwirrung breitete sich bald in dem ganzen Heere aus. Die Reuterey that noch einigen Widerstand. Der Pfalzgraf entfloh nach Asperg; und hierauf ergrif auch das Fußvolk in grosser Unordnung

 die

die Flucht. Der gröste Theil wollte sich durch die Weinberge und über den Neckar retten, aber die meisten stürzten sich über die Anhöhen, und Felsen zu Tode, oder ersoffen im Neckar. Die siegende Heßische Armee verfolgte sie eifrig, und würde eine noch gröſsre Niederlage angerichtet haben, wenn nicht der Herzog den Landgrafen gebeten hätte, mit dem Verfolgen inne zu halten, weil er vermuthete, daß der gröste Theil des besiegten Heeres aus seinen eignen Unterthanen bestünde. Wenn er so grausam gewesen wäre, wie ihn seine Feinde schilderten, würde er diese Vorbitte nicht gethan haben, und sich an der Verläumdung auf eine so wohlthätige Art nicht haben rächen können. Indessen war dieser Sieg, der fast ohne Verlust (am 13 May) bey Lauffen erfochten wurde, das Zeichen zur allgemeinen Eroberung des Herzogthums. Die Beute dabey war so wichtig, wie nach der blutigsten Schlacht. Die ganze Canzeley, die geheimen Briefe, ein Theil der Artillerie, eine Menge von kleinen Gewehr, Pulver, Kugeln auf 60 Wagen, und 70,000 Gulden an Gelde geriethen in die Hände des Landgrafens, und des Herzogs Ulrichs.

Der Rest der zerstreuten Armee eilte nach Stuttgard, und wollte sich in dieser Stadt noch vertheidigen: aber die Bürger schlossen die Thore zu, und nöthigten die Flüchtlinge dadurch, sich gänzlich zu zerstreuen. Die beyden siegenden Fürsten rückten nach Brackenheim, und faßten hier den weisen Entschluß, sich unverzüglich der Hauptstadt zu bemächtigen. Man öfnete dem ankommenden Herzoge die Thore zu Stuttgard ohne Anstand; und er bestätigte ihnen den Tübinger Vertrag, und alle Rechte

Rechte und Freyheiten. Er hatte die Folgen von der Vernachläßigung dieser Gnade bey der ersten Eroberung gesehn. Die Bürger huldigten ihren alten, wiedererlangten Herrn auf den Wiesen gegen die Stadt Canstatt, worauf der Herzog und der Landgraf einen feyerlichen Einzug hielten. Der erstere sandte so gleich an alle Aemter und Städte, durch Abgeordnete ihm von neuem die Huldigung zu leisten, welches auch von den meisten so gleich erfolgte. Tübingen ergab sich ebenfals, allein die Besatzung auf dem Schlosse schien Widerstand thun zu wollen. Als sie aber das grosse Geschütz ankommen sahe, und nur der Anfang mit dem Schiessen geschehen war, so ergab sich das Schloß gleichfals. Die Besatzung erhielt einen freyen Abzug. Ulrich bestätigte allen Unterthanen ihre Freyheiten, und den Tübinger Vertrag. Ueberhaupt hatte ihn sein Unglück, und sein Aufenthalt an dem Hofe des Landgrafens von Hessen milder gemacht, als er vorher gewesen war. Er begnadigte verschiedne offenbare Feinde.

Noch waren die beyden Festungen, **Neuffen**, und Asperg übrig. In der erstern Stadt war Berthold Schilling, ein Herr, der ehmals viele Gnadenbezeugungen von dem Herzoge Ulrich erhalten hatte, Befehlshaber. Als eben Ulrich vor Neuffen rückte, kam die Gemahlin des Commendanten mit einem Sohne nieder. Statt der Gegenwehr bath er sich den Herzog, und Landgrafen zu Pathen aus.

Die Einnahme der Festung Asperg kostete mehr Mühe. Der Oesterreichische Statthalter, Pfalzgraf Philipp, lag mit dem Kern der Armee, die bey Lauffen geschlagen war, in dieser Festung. Bey der ersten

Auffoderung, als der Landgraf vor die Thore kam, antwortete der Pfalzgraf „daß Asperg sein Kirchhof seyn sollte.„ Er war noch nicht von der Wunde, die er bey Lauffen bekommen hatte, geheilt. Das Feuer des groben Geschützes aber nöthigte ihn dennoch am vierten Tage zur Uebergabe, wobey er für sich und einige der vornehmsten von der Besatzung, freyen Abzug erhielt. Nun hatte Ulrich die Herrschaft über sein ganzes Herzogthum Würtemberg.

Es fehlte dieser schnellen Eroberung noch diejenige Sicherheit des Besitzes, ohne welcher sie eine kurze Erscheinung werden konte. Die siegenden Fürsten behielten daher ihre Truppen beysammen und berathschlagten, was sie zu dieser Absicht thun sollten. Der unternehmende Landgraf that den Vorschlag, in die Oesterreichischen Länder selbst einzurücken, und dadurch von dem Könige Ferdinand den Frieden zu erzwingen. Indessen wurden verschiedne andre Fürsten Mittelspersonen, bey welchen sich Ferdinand über die Einnahme des Herzogthums Würtemberg beschwert hatte. Besonders übernahmen die Churfürsten von Maynz und Sachsen, und der Herzog Georg von Sachsen die Vermittlung zu einem Frieden. Indem die Unterhandlung, nach der gewöhnlichen Politick der damaligen Oesterreichischen Regierung, sich in die Länge zu ziehen schien, rückten der Landgraf von Hessen, und der Herzog Ulrich näher an das Oesterreichische Gebiet, und drohten mit Gewalt der Waffen mehr zu erlangen, als man durch Güte verlangt hatte. Ferdinand sah sich genöthigt im Anfange des Junius dieses Jahrs (1534) zu Cadau, in Böhmen, einen Vertrag zu bewilligen, nach welchen unter verschiednen

schiednen Artickeln, dem Herzoge Ulrich der ruhige Besitz seines Landes zugestanden wurde.

Die Artickel des Cadauischen Vertrags, welcher hauptsächlich durch den Churfürsten von Sachsen war geschlossen worden, fand nicht den Beyfall des Herzogs Ulrichs, ohne dessen Unterschrift man alles zu Stande gebracht hatte. Das Herzogthum Würtemberg sollte vermöge dieses Vertrages, als ein Afterlehn von dem Hause Oesterreich abhängig seyn. Ulrich sahe ganz richtig, keinen Grund einer Abhängigkeit vom Hause Oesterreich. Er hatte sein eignes freyes Land, welches ihm die Gewalt geraubt hatte, nunmehro wieder eingenommen. Wie konte er dafür, daß Oesterreich es ihm vorher genommen hatte, itzo als Sieger, demselben ergeben seyn? Sein Widerspruch gegen den Cadauischen Vertrag war gerecht; aber dadurch wird auf unsrer Welt noch nicht gleich etwas gültig. Die vielen Fürsten Deutschlands welche an dem Cadauischen Vertrage gearbeitet hatten, wollten ihn auch bestätigt wissen. Ulrich bekam sie zu seinen Gegnern, wenn er sich nicht ihren Willen unterwarf. Als er aber auch den Cadauischen Vertrag angenommen hatte, so widersprach sein Sohn, Prinz Christoph demselben, und verweigerte seine verlangte Beystimmung.

Noch hatte Ulrich nicht den völligen Besitz seines Herzogthums, in Absicht der Einkünfte, und verschiedner Einrichtungen mit denen Landständen berichtigt, als der Landgraf von Hessen die Bezahlung der Kriegskosten foderte. Der Herzog gab was er konte, und versicherte die übrige Bezahlung durch die Gewährleistung seiner Stände. Unter diesem Handel entsprang ein

ein geheimes Mißverständnis zwischen den beyden Fürsten selbst. Ulrich erfuhr, daß man im grösten Elende wohl noch Mitleid antrift, aber so bald man sich wieder etwas erhohlt, das Mitleid immer theuer bezahlen soll, und nicht genug geben kan. Der Landgraf foderte ausser den bestimten Geldern noch eine Vergütung der Unkosten, welche er auf den Herzog und seine Bedienten verwendet hätte, deren Summe nicht anders als ansehnlich seyn konte. Ueberdem verlangte er noch 500 Gulden zur Zehrung auf seine Rückreise nach Hessen. Diese letzte Foderung fiel dem Herzoge am empfindlichsten. Beyde Fürsten machten einander bittre Vorwürfe. Der Herzog schrieb dem Landgrafen: „er **wolle die 500 „Gulden zur Rückreise mit goldnen Buchstaben „in die Rechnung eintragen lassen.** „ Inzwischen wurde das Mißverständnis beyder Fürsten geheim gehalten, ob gleich der Herzog auch über den Landgrafen deßwegen unzufrieden wurde, daß er nach einem aufgefangnen Briefe, den Cadauischen Vertrag, durch allzugrosse Eilfertigkeit, zu seinem Nachtheile beschleunigt hatte. Der Landgraf fing an, wegen seines eignen Landes furchtsam zu werden, und besorgte, es möchte ihm einerley Schicksal mit dem Herzoge Ulrich begegnen, zu welcher Furcht der immer besorgte Churfürst von Sachsen das meiste beytrug. Diese Furcht war die Ursache von der Beschleinigung des Friedens.

Herzog Ulrich machte sich um sein Land mit Eifer verdient. Die von der Oesterreichischen stiefväterlichen Regierung verursachte Theurung, und Mißbrauch der Zinsen wurde abgeschaft. In einer veranlaßten Zusammenkunft der benachbarten Reichsstädte, wurde der Preis

Preis der Früchte verringert. Das Justitzwesen wurde in neue Ordnung gebracht.

Die vorzüglichste Sorgfalt des Herzogs Ulrichs, ging in diesem Jahre (1534) und dem folgenden auf die Reformation des Gottesdienstes. Wir haben schon oben erzehlt, daß dieser Fürst, in seiner grösten Bedrängung, 1524, als er sich zu Hohentwiel aufhielt, die lutherischen Lehrsätze angenommen habe. Itzo suchte er sie, nach zehn Jahren, in seinem Herzogthume einzuführen. Es wäre unbillig, wenn man zur Ursache dieser allgemeinen Reformation die Vortheile allein angeben wollte, welche durch die Einziehung so vieler reichen Klöster, erworben wurden. Die Einschränkung, in welcher sich der Herzog wegen der Landstände befand, rechtfertigt ihn, in dieser Betrachtung noch mehr. Allein verschiedne Vortheile erhielt er dennoch dadurch. Daß er aber mit einer innern Ueberzeugung zugleich, den Glauben verbesserte, und die Religionssätze hochachtete, zu denen er sich erkante, scheint die Veränderung seines Wahlspruchs zu beweisen. Dieser war ehedem gewesen: stat animo: (standhaft im Geist:) er veränderte ihn in diesen: verbum domini manet in aeternum: (das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.)

Die Reformation im Würtembergischen kostete nicht geringe Mühe. Die Prediger, Mönche und andre Genossen der Klöster, gingen mit Unwillen heraus; einige mit Widerspänstigkeit, ob sie gleich bis zu ihrem Tode gehörig ernährt wurden. Auf die Universität zu Tübingen wurden verschiedne Lehrer beruffen, welche die evangelische Religion ausgebreiteter machen sollten. Der vornehmste bey der Würtembergischen Reforma-

tion war ein gewisser Prediger, mit Nahmen Blaurer, und der berühmte Lehrer zu Basel Grynäus, welcher auf ein Jahr in die Dienste des Herzogs kam, um das Werk der Reformation zu vollenden. Bemerkens werth für das Andenken des Herzogs Ulrichs, und für den Dank der Nachwelt ist die Einrichtung des **Herzoglichen Stipendiums zu Tübingen** welche 1536 am 31 Merz völlig zu Stande kam, und von der Liebe des Herzogs zu den Wissenschaften, und ihrer Lehrer ein fortdauernder Beweis ist. Dieses Herzogliche so genannte **Stipendium** bildete bis itzo noch die vortreflichsten Männer in allen Gattungen der Stände, und Wissenschaften. Es werden nach dieser, so wohlthätigen Einrichtung des Herzogs Ulrichs, in einem besondern Hause eine gewisse Anzahl studirender Jünglinge in allen Kentnissen unterrichtet, und mit allen Bedürfnissen und Unterhalt hinlänglich versehen, und sie geniessen diese Wohlthat, bis sie ihre völlige Versorgung, nach ihrer Geschicklichkeit erhalten. Man hat in Deutschland kein Beyspiel von einer gleich grossen, gleich wohlthätigen Vorsorge für die Zöglinge der Wissenschaften; und in dieser Betrachtung allein schon verdient Ulrich, als ein Vater der Wissenschaften, Hochachtung. Der gütige Herzog hatte bey dieser Gelegenheit noch Mißvergnügen über lächerliche Zänkereyen zweyer Parthe yen der Universität, welche noch Reste der Dummen Jahrhunderte waren. Die eine Parthey welche das metaphysische Ding (ens ontologicum) für ein blosses Hirngespinst hielten, wollte bey der andern Parthey, die das metaphysische Ding für eine Realität hielt, nicht in einem Hause wohnen. Man mußte das Haus zwischen

zwischen diesen gelehrten Streitern zur Helfte absondern. So weit ist doch der Streit zwischen den **Crusianern**, und **Wolfianern**, in dem achtzehnten Jahrhunderte, noch nicht gegangen: sie wohnen öfters in einem Hause.

Die verschiednen Zwistigkeiten, welche der Herzog Ulrich, nach dem erlangten Besitze seines Landes, mit denen Herzogen von Bayern, dem Markgrafen von Baden, und andern Fürsten hatte, gehören so wenig in seine Lebensbeschreibung, als eine umständliche Erzehlung aller geringfügigen Vorfälle in Absicht der Religion, und andrer Einrichtungen. Man will den Fürsten in starken Charackterzügen, und in merkwürdigen Schicksalen sehen: man will ihn nicht allenthalben hin begleiten.

Eine neue Gefahr, in welche ihn eine aufgedrungne Reise trieb, können wir nicht unberührt lassen. Der römische König Ferdinand verlangte, daß der Herzog Ulrich nach Wien kommen, und dort von ihm in Person die Belehnung von Würtemberg nehmen solle. Ulrich sträubte sich äuserst dagegen: er wollte Bevollmächtigte senden, aber Ferdinand wollte diese nicht annehmen. Der Herzog mußte befürchten, daß seine Freyheit bey einer persönlichen Erscheinung in Wien Gefahr laufen würde, und die Ränke der Oesterreichischen Minister machten den Verdacht, daß man ihn wohl gar könne gefangen nehmen, sehr glaubbar. Eine andre Furcht kam von den vermutheten Nachstellungen seiner Feinde, die ihn unterwegens angreifen konten. Allein aller Vorstellungen an den König Ferdinand ohnerachtet, sahe sich Ulrich endlich doch genöthigt die

die Reise nach Wien zu unternehmen, nachdem ihm Ferdinand ein sicheres Geleit gegeben hatte, und die vollkomne Versprechung einer freundschaftlichen Begegnung. Ferdinand suchte nichts weiter, als durch die feyerliche persönliche Belehnung von Würtemberg die Abhängigkeit des Herzogs sich zu versichern, welche er künftig bey guten ereigneten Gelegenheiten brauchen konte, und in der Folge nur allzu sehr nutzte. Der Aufenthalt Ulrichs zu Wien, (im August 1535) wurde ihm durch verschiedne Freundschafsbezeugungen Ferdinands angenehm gemacht, und die Punkte der Belehnung nach seiner Erinnerung gemildert. Zugleich wurde, durch einen neuen Vergleich, der Besitz des Herzogthums versichert.

Der Charackter des Herzogs Ulrichs war durch die Verdrüßlichkeit seiner Schicksale in einigen Zügen verändert worden. Man wird diese Wirkung des Unglücks auf die Denkungsart der Menschen fast allgemein bemerken können. So wie ein grosses Glück oft schwindlich macht, so erweckt grosses Unglück öfters ein ausgebreitetes Mißtrauen. Ulrich zeigte dieses, nach der Eroberung seines Landes, auf mannichfaltige Art. Da er immer von so vielen Freunden bisher verrathen, oder verlassen worden war, so traute er nunmehr desto weniger, und faßte auch wohl gegen unschuldige Argwohn. Selbst sein Prinz Christoph, erfuhr dieses. Die Herzoge von Bayern, seine mütterlichen Onkel suchten ihr Vergnügen in einem Mißverständnisse des Vaters und Sohnes, weil sie dadurch zuletzt den Herzog Ulrich wiederum aus seinem Lande zu treiben hoften. Sie wendeten sich an den König Ferdinand, und nahmen von der Religion Gelegenheit ihm den Prinzen Christoph, welcher sich noch zum catholischen Glauben bekannte, zu empfehlen. Sie trugen vor, ob man dem Herzoge nicht wiederum sein Land entreissen, und es dem Prinzen Christoph geben könne. Ferdinand verweigerte zwar ihren Antrag, allein Herzog Ulrich bekam selbst gegen seinen Prinzen einen Verdacht, und glaubte, daß er die Vortheile, welche ihm die Bayerischen Herzoge verschaffen wollten, unmöglich gleichgültig betrachten könte. Es kamen andere Verläumdungen dazu: kurz der Herzog entzog seinem Prinzen alle väterliche Liebe. Der Prinz begab sich in Französische Dienste, in welchen er aber mit allen Cabalen des Nationalhasses ringen mußte, und durch diesen Haß selbst bey dem Könige Franz in Vorwürfe kam. Da er sich bey dem Könige gerechtfertigt hatte, und dessen völlige Gunst erlangte, so gerieth er mehr als einmal in Lebensgefahr. Er gerieth zugleich in Schulden, und sein Vater, der Herzog, blieb gegen ihn argwöhnisch, und daher unerbittlich. Er ging darinnen so weit, daß er einen Theil des Landes seinem Prinzen zu entziehen, und seinem Bruder, dem Grafen Georgen zu zuwenden trachtete. Ulrich konte nie ohne Unruhe leben. Da er seine Feinde besiegt hatte, so machte ihm sein eigner Prinz Unruhe, ob sie gleich nur Argwohn und Unwillen war.

Einen andern neuen Zug in dem Charackter Ulrichs, nach seiner Catastrophe bemerkte man in der Einrichtung der Ausgaben. Vorher gab man ihm Verschwendung: itzo Kargheit, Schuld. Ehedem war er ungemein freygebig gewesen; itzt wurde er zurück haltend. Er hatte aber diese gute Ordnung in allen Ausgaben

gaben nöthig, und er vermehrte dadurch die Vortheile des Staates. Er bezahlte dem Landgrafen von Hessen die Schulden, wegen der aufgewandten Kriegskosten, bey der Eroberung des Herzogthums. Er lößte die versetzte Grafschaft Mömpelgard, von Frankreich, wieder ein. Er kaufte die Festung Hohentwiel um 12000 Gulden. Er ließ verschiedne neue Befestigungen in seinem Lande anlegen, und die alten Festungswerke verstärken, und auf die neue Art, der damaligen Zeit einrichten. Er versahe die Festungen mit Kriegsvorrath.

Die vielen Beschwerlichkeiten, welche er hatte erdulden müssen, ermatteten endlich seinen Körper, und er fing an krank zu werden. Er glaubte daß sein Ende nahe wäre, allein es warteten noch viele Schicksale dieses Lebens auf ihn, ehe er es verlassen sollte.

In demselbigen Jahre (1536) trat er in das schmalkaldische Bündnis der evangelischen Stände, auf Einladung des Landgrafen von Hessen, und des Churfürsten von Sachsen. Da er selbst in seinem Lande die evangelische Religion eingeführt hatte, so war für ihm eine Unterstützung der evangelischen Bundsgenossen nöthig. Er konte leicht vorhersehen, daß der Kaiser Carl ihn mit keinen gütigen Augen betrachten würde, und seinen Unwillen über die Eroberung von Würtemberg einmal nachdrücklich zu zeigen suchen möchte. Er suchte sich daher durch das Bündnis mit denen evangelischen Ständen des Reichs, in Sicherheit zu setzen. Eben dieses wurde sein Unglück. Die Klugheit wird so gut, wie die Dumheit, vom Verhängnis regiert.

Der Kaiser Carl erneuerte in eben diesem Jahre den Krieg mit seinem grossen Nebenbuhler, dem Könige von

von Frankreich. Dieser Krieg wurde eine Schutzwehr der deutschen Provinzen wider die herrschsuchtigen, und feindseligen Absichten des Kaisers: aber Carl vergaß dennoch niemals, was er verzögern mußte. Die Ruhe welche einige Jahre in Deutschland, durch den französischen Krieg erhalten wurde, wandte Herzog Ulrich auf die Verbesserung der Wohlfarth seines Landes an, auf die Fortsetzung und Vollendung der Reformation, auf die Einrichtung der sittlichen Ordnung, auf verschiedne Unterhandlungen, deren Verzeichnis nicht hieher gehört, weil sie Kleinigkeiten betreffen, oder doch für die Kentnis des Herzogs nichts intereßantes haben.

Alles schien in Deutschland eine wichtige Revolution zu verkündigen: und drohte kriegrische Auftritte. Alles verband sich wider einander, und unter einander. Die Gährung wurde allgemein. Der türkische Sultan, Solyman, fiel mit einer fürchterlichen Macht in Ungarn ein. Der König Ferdinand verlangte von den deutschen Reichsständen Hülfe. Die evangelischen Stände des Reichs befanden sich in Verlegenheit. Sollten sie die Türken demüthigen helfen, damit das Oesterreichische Haus hernach desto ruhiger sie selbst demüthigen konte? Sollten sie die Hülfe wider die Türken versagen, und dadurch den Feinden des christlichen Glaubens den Weg in das Herz von Deutschland bahnen? Unter solchen zweifelhaften Bedenklichkeiten blieb die Hülfe aus, welche verlangt wurde. Selbst Herzog Ulrich verweigerte die Foderungen, welche Ferdinand an ihn machte, unter der Versichrung der Unmöglichkeit bey der völligen Entkräftung seines Landes. Es war diese Entkräftung auch kein leerer Vorwand: die Oester-

reichische Regierung hatte sich bereichert, und Würtemberg arm gemacht. Der Herzog mußte neue Auflagen für sich verlangen.

Er begab sich im May 1538, in einen neuen besondern Bund, welchen die evangelischen Stände zu Braunschweig aufrichteten, und theils die Bestärkung des schmalkaldischen Bündnisses dadurch versicherten, theils die Aufrechthaltung der evangelischen Religion zu vertheidigen beschlossen.

Wider diesen Bund richteten am 10 Junius der Kaiser Carl, und die catholischen Stände des Reichs einen Gegenbund auf. Dergleichen Anstalten machen allemahl einen Krieg unvermeidlich.

Carls beständiger und glücklicher Kunstgrif, alles so weit in die Länge zu ziehen, bis er seine völlige Macht gebrauchen konte, wurde auch hier bey den dunkeln Aufsichten in Deutschland mit grossem Vortheile genutzt. Die evangelischen Stände waren zu furchtsam etwas zu unternehmen, und sie konten es auch wirklich nicht, ohne den härtesten Vorwürfen, daß sie die Ruhe des Reichs muthwillig störten. Es herrschte bey ihnen aber überhaupt eine beständige Unentschlossenheit, und ein innerlicher Widerspruch zwischen den Häuptern, in allem worüber sie berathschlagten. Sie berathschlagten immer, und es wurde doch nichts wichtiges zu Stande gebracht. Die muntre Thätigkeit des Landgrafens von Hessen, und die sorgsame Bedenklichkeit des Churfürsten von Sachsen spielte einen fortgesetzten Contrast, welcher alle grosse Unternehmung hinderte. Man hielt in dem Jahre 1539 öftere Zusammenkünfte. Die Stände des Bundes kamen zu Frankfurt, und bald hernach zu

zu Arnstadt, und wieder hernach zu Schmalkalden zusammen. Man entdeckte die gefährlichen Anschläge des Kaisers wider die evangelischen Stände, und die Freyheit des deutschen Reichs. Es schien aber als wenn es genug wäre, daß man sie entdeckt hätte. Man ließ sich in kleine Streitigkeiten ein, und vernachläßigte das Grosse. Man schrieb herum, man unterhandelte, man machte Anschläge; und nichts wurde vollendet.

Herzog Ulrich hatte unter diesen Verwirrungen des Allgemeinen verschiedne besondre Streitigkeiten mit der Stadt Rotweil, den Schweizern, der Reichsstadt Eßlingen, und dem kaiserlichen Kammergerichte, an welcher letzten Streitigkeit die evangelischen Stände überhaupt Antheil nahmen. Das catholische kaiserliche Kammergerichte that denen evangelischen Ständen in allen angebrachten Klagen, und bey allen Gelegenheiten Unrecht, und das hohe Ansehn desselben machten dieses Unrecht wichtig.

Einen Punkt, der immer bey dem kaiserlichen Kammergerichte grosse Streitigkeit erregte, kan ich nicht übergehen. Die Formel des Eydschwurs bey dem Kammergerichte war, **bey Gott und allen Heiligen zu schwören.** Die Evangelischen wollten nicht bey **allen Heiligen** schwören; und darüber verlohren sie immer ihre Processe. Man beschwerte sich von der einen Seite über Ungerechtigkeit, und von der andern über Erzketzerey.

Die Feinde des Herzogs und der evangelischen Stände suchten demselben auch den König von Frankreich abgeneigt zu machen. Sie gaben vor, Herzog Ulrich rüste sich, einige deutsche Bischöfe mit Krieg zu über-

überziehen, und der König von Frankreich sandte deßwegen durch besondre Abgeordnete dem Herzoge Vorwürfe zu, die er mit Mühe ablehnte. Er wurde wegen seines Bündnisses mit den evangelischen Ständen in alle öffentliche Angelegenheiten des deutschen Reichs verwickelt, und sein Ansehn machte ihm auf den Reichstagen, und andern Versammlungen nur desto mehr Unruhe, welche ihm um so beschwerlicher fiel, da öfters wiederhohlte Krankheiten seinen Körper ermatteten.

Mit allen diesen Beschwerlichkeiten verband sich die Uneinigkeit der Familie. Noch immer hatte der Herzog seinen Prinzen in Verdacht, und es schien keine Aussöhnung so bald zu hoffen zu seyn, als eine Zwistigkeit mit dem Bruder sie erleichterte. Graf Georg foderte von seinem Bruder, dem Herzoge Ulrich die 4200 Gulden, welche ihm der König Ferdinand jährlich, nach der Einnahme des Herzogthums Würtemberg versprochen, und welche er, seit dem Ulrich dieses Land wieder besaß, nicht erhalten hatte. Wir haben schon bemerkt, daß der Charackter Ulrichs nach seiner Katastrophe von der ehemaligen Freygebigkeit in eine rückhaltende Oekonomie sich abgeändert hatte. Geld von ihm fodern war ehedem sehr leicht, itzo beleidigte man ihn dadurch. Er wurde durch die Foderung seines Bruders so aufgebracht, daß er die von ihm einigemahl übersandten Falken nicht annehmen wollte. Georg entschuldigte sich, umsonst. Ulrich schickte ihm einen kurzen Brief, in welchem er schrieb „daß er sich solcher Untreue, und Falschheit nimmermehr zu ihm versehen hätte.„ In der Aufschrift nennte er ihn einen „**unfreundlichen Stiefbruder.**„ In dieser Abneigung

gung gegen seinen Bruder entschloß er sich auf einmal, mit seinem Prinzen sich auszusöhnen, welches er ihm durch seine Räthe eröfnen ließ. Er verlangte aber von seinem Prinzen, daß er sich vermählen solle, und nach seines Vaters Tode die eingeführte evangelische Religion in Würtemberg beybehalten, und behaupten sollte. Auf diese Bedingungen erhielt Prinz Christoph wiederum die Gunst seines Vaters, und verließ die französischen Dienste. Allein das Mißtrauen Ulrichs erlaubte ihm doch nicht, den Prinzen an seinem Hofe zu behalten, weil er argwohnte, daß seine Gegenwart in den Gemüthern der Unterthanen einen nachtheiligen Eindruck würken möchte.

Der gute Graf Georg, der Bruder des Herzogs Ulrichs empfand über den Zorn desselben gegen ihn so viel Betrübniß, daß er nicht eher ruhte, bis durch Vermittlung des Landgrafens von Hessen eine Aussöhnung zu Stande kam; wobey er sich seinem Bruder, dem Herzoge so gefällig als möglich bezeugte. Sein ehrliches gutes Herz, drückte sich in einem Briefe folgendermaassen aus. Wir wollen den ganzen Brief in seiner Ursprache mittheilen, zur Ehre des redlichen Grafens, und zum Vergnügen der Leser:

„Lieber Herr Bruder. Wir bitten Dir „nochmals freundlich, und flehentlich, laßt doch „den Zorn, und unbrüderlichen Unwillen gegen „uns fallen, und bedenkent, daß Wir uns in „Dero anliegenden Notturft und Unfall, recht „brüderlich, und treulich gehalten, und gar kei„ne Gefahr angesehn, auch auf Dero Ansuchen, „sovil uns müglich gewesen, nichts abgeschla„gen, vielmehr sonsten aufgenommen, und für-

„gestreckt, damit sich Dieselb hat können unter-„halten, und von Demselben noch keinen Pfen-„nig empfangen.„

Diesen Brief unterstützte der Landgraf von Hessen mit seinen Vorstellungen, und brachte endlich einen Vergleich zu wege, welcher im May des Jahrs 1543 seine vollkomne Richtigkeit erhielt.

Die öffentlichen Angelegenheiten des deutschen Reichs, und der Religion wurden immer bedenklicher. Auf den verschiednen Reichstagen, welche nach einander gehalten wurden, konten die protestantischen Fürsten keine vollkomne Gnugthuung erhalten. Sie verlangten die Sicherheit eines beständigen Friedens, welche ihnen Ferdinand nicht geben konte, da er die hinterlistigen Gesinnungen seines Bruders, des Kaisers wohl kante. Gleichwohl verlangte Ferdinand eine starke und schleunige Hülfe wider die Türken, deren Macht für Ungarn verderblich wurde. Die Verweigerung des einen zog die Verzögerung des andern nach sich, und verbreitete ein so allgemeines Mißtrauen der Stände unter einander, daß man dem Ausbruche des Krieges beständig entgegen sahe.

Inzwischen bekam der Kaiser wieder einen neuen fürchterlichen Feind an seinem alten Nebenbuhler, dem Könige von Frankreich. Der Krieg mit der Krone Frankreich, und den Türken zugleich, erregte eine bange Furchtsamkeit des Kaisers wegen der evangelischen Stände. Wenn diese zu gleicher Zeit in die Waffen traten, so konte der sonst glückliche Carl zu allen Bedingungen gezwungen werden. Er war viel zu klug, um dieses nicht zu hintertreiben. Er that noch mehr: er

er wußte es dahin zu bringen, daß die deutschen Fürsten dem Könige von Frankreich, mit dem doch viele Fürsten in Verbindung standen, den Krieg erklärten, und ihm selbst dem Kaiser Beystand versprachen. Man muß dieses als ein Meisterstück der Politick Carls betrachten.

Um die protestantischen Fürsten, deren schwache Unentschlüßigkeit er kannte, zur Ruhe, und so gar zu seinem Beystande zu bewegen, schläferte er sie durch die freundschaftlichsten Versprechungen, und Gütigkeit ein. Sein erster Staatsminister, der schlaue Granvella, verstand die Kunst vollkommen, sich allenthalben mit schwankenden Ausdrücken, und zweydeutigen Erklärungen zu helfen. Der Kaiser selbst ladete die Stände des deutschen Reichs auf einen Reichstag nach Speyer ein, welcher zu Ende des Jahrs 1543 gehalten wurde. Der Kaiser selbst kam aus Spanien nach Deutschland. Seine Gegenwart war nöthig. Es kam hier darauf an, die Fürsten persönlich sich geneigt zu machen, und das Ansehn durch Gütigkeit zu unterstützen. Carl suchte fast alle diejenigen, für welchen er sich fürchtete, einzeln zu gewinnen, ehe er einen allgemeinen Vortrag that. Einer der ersten von diesen Fürsten, bey welchen er mit der tiefsinnigsten Verstellung sich gütig und freundschaftlich bezeugte, war der Herzog Ulrich von Würtemberg.

Schon von Genua aus schrieb der kaiserliche Minister Granvella an den Herzog Ulrich, im May dieses Jahrs (1543) einen freundschaftlichen Brief, in welchem er ihn von der Gnade des Kaisers versicherte, und Hofnung machte, daß ihn der Kaiser ehestens selbst sprechen würde. Es war nicht nöthig, wie Herr Sattler **vermuthet**, daß der Herzog und sein Prinz sich bey

 dem

dem Kaiser durch geheime Entdeckungen Verdienste erworben. Der Krieg mit Frankreich erwarb ihnen in den Augen des Kaisers, der ihre Hülfe bedurfte, Verdienst genug. Aus einer ähnlichen falschen Vermuthung hat man geglaubt, daß der Landgraf von Hessen, eine geheime Verbindung mit dem Kaiser eingegangen sey. Wenn man nur die gefährliche Lage erwägt, in welcher sich Carl damals befand, so sieht man leicht ein, daß er keine geheime Verbindung suchte, sondern nur durch verstellte Schmeicheleyen sich gefällig, und die widrig gesinnten Fürsten ergeben, und sorglos machen wollte. So that er auch.

Die Ankunft des Kaisers zu Inspruck, machte den Würtembergischen Hof geschäftig. Es sollte ein kaiserliches Heer durch Würtemberg in die Niederlande ziehen. Herzog Ulrich, welcher der Furcht für den Folgen von diesem Duchzuge zu entgehen wünschte, schickte, so bald der Kaiser zu Inspruck angekommen war, eine Gesandschaft an denselben, und ließ ihm Vorstellungen thun, und selbst nach Würtemberg, wodurch er seinen Weg auf den Reichstag nach Speyer ohnehin nehmen wollte, einladen. Der Kaiser kam auch im Julius dieses Jahres (1543) im Würtembergischen an. Sein Gefolge war eine wahre Pracht, welche nicht im leeren Pompe, sondern in der Würde derjenigen Personen bestand, die ihn begleiteten. Es waren fünf Herzoge, ein Markgraf, ein Erzbischof, eine Menge von Fürsten und Bischöffe, die begleitenden Diener des Kaisers. Herzog Ulrich erwartete den Kaiser zu Stuttgard, und empfing ihn nicht einmal in Person, sondern bat sich am folgenden Tage eine Audienz aus. Der Kaiser hatte sich erinnert,

daß ihm der Herzog Ulrich einen Fußfall schuldig sey, zu welchem er sich vor einigen Jahren durch seinen Bruder, den Grafen Georg von Würtemberg erboten hätte, als der Kaiser zu Heydelberg war. Der stolze Carl suchte in dem Fußfalle grosser Fürsten seine Triumphe. Hier aber bewog ihn dennoch das Betragen Ulrichs, und die kritischen Umstände, in denen er sich wegen der mächtigen deutschen Fürsten befand, zu einer Erlassung dieser verlangten Ceremonie. Er versicherte vielmehr den Herzog in der gehaltenen Unterredung, welche durch einen Dollmetscher geschahe, seiner besondern Gunst, und behandelte ihn mit dem damals nöthigen Glimpfe.

Den Reichstag zu Speyer, welchen der Kaiser hierauf hielt, besuchte der Herzog nicht selbst. Er hatte eine besondre Ursache dazu, weil der König von Frankreich, der immer sein Freund gewesen war, einen Gesandten an ihn, kurz vor dem Anfange des Reichstages schickte, und ihn um die Unterstützung derjenigen Vorträge bitten ließ, welche er durch eigne Gesandten auf dem Reichstage zu Speyer wollte thun lassen. Auf eben diesem Reichstage bot der Kaiser die Stände des Reichs zur Hülfe gegen Frankreich auf. Ulrich kam dabey ins Gedränge. Er gab dem Gesandten des Königs von Frankreich die Antwort: „daß er den Wohlstand beobachten würde.„ Er sahe leicht vorher, daß der Kaiser alles wider Frankreich zu bewegen suchen würde, welches auch so sehr geschahe, daß denen französischen Gesandten so gar der Zutritt zu dem Reichstage versagt wurde. Bey so bedenklichen Umständen vermeid Ulrich die Gefahr oder Verdrüßlichkeit einer persönlichen Gegenwart, und ließ nur Gesandte nach Speyer

er gehen, indem er sich mit den Beschwerlichkeiten des Podagra entschuldigte, daß er nicht selbst nach Speyer kommen konte. Um noch einen Vorwand zu haben, ließ er ein Logis für sich miethen, welches ihm der kaiserliche Kammerfourier nicht zugestehn konte, worüber er sich empfindlich stellte. Kurz, er suchte sich aus dem verworrnen Gewebe der damaligen Staatsintriguen durch Gegenintriguen heraus zu winden.

Inzwischen war alle diese Vorsicht doch nicht hinreichend. Er mußte eine Geldhülfe zum Kriege gegen Frankreich seinem Freunde bewilligen lassen, weil dieses die allgemeine Bewilligung der Stände des Reichs war. Carl merkte wohl auf dem Reichstage, daß es dismal die Zeit nicht war, den mißtrauischen und eifersüchtigen Geist der Protestanten zu beleidigen. Er stimmte seinen hohen Ton herab, gab in vielen Dingen nach, gab in andern milde Versprechungen, und erlaubte die freye Religionsübung bis zu einem künftigen Concilio. Dadurch erreichte er seinen Endzweck, immer zu seiner Zeit, noch, unter dem Vorwande eines Concilii, seine Versprechungen aufzuheben, und itzo erhielt er die beträchtliche Hülfe, die er so nöthig hatte. Sein Staatsminister Granvella brachte besonders dem eifersüchtigen, und thätigen Landgrafen von Hessen Zutrauen und freundschaftliche Gesinnungen bey. Durch diese Schmeicheley wurde ganz Deutschland bethört.

Man suchte auch den Herzog Ulrich besonders zu bethören. Der Kaiser ladete ihn, während dem Reichstage, nochmals in sehr gütigen Ausdrücken ein. Er entschuldigte sich aber, und gab seinen Gesandten den Befehl, bey allen Zumuthungen sich damit zu entschul-

schuldigeen, daß sie keinen gehörigen Unterricht und Vollmacht hätten. Ob sich gleich der weise Fürst dadurch von verschiednen Bedrängnissen befreyte, so konte er dem grossen Mißvergnügen, zum Kriege gegen Frankreich beyzutragen, nicht entgehen. Theils war es seinem itzigen oeconomischen Geiste, bey der Entkräftung seines Landes unangenehm, theils mußte er daher noch verdrüßlichere Folgen von Frankreich befürchten. Er war dieser Macht noch 25,000 Kronen schuldig, und muste Geld zum Kriege wider sie geben. Er hatte noch starke Foderungen selbst an Frankreich, und diese waren nunmehr verlohren. Seine Grafschaft Mömpelgard war der Gefahr eines feindlichen Einfals ausgesetzt.

In diese Grafschaft sandte er seinen Prinzen Christoph zum Statthalter, welcher in eben diesem Jahre, 1544, sich mit der Prinzeßin von Brandenburg Anspach, Anna Maria, vermählt hatte. Herzog Ulrich lag eben krank, zu Urach.

Indem der Kaiser in den Niederlanden und in Champagne mit Frankreich Krieg führte, suchte der Herzog durch gute Einrichtungen, und weise Maasregeln die Ruhe und Sicherheit zu gründen. Umsonst! Es ward unvermuthet, zu Crespy im September 1544 ein Friede zwischen dem Kaiser, und dem Könige von Frankreich geschlossen; und dieser Friede bedrohte Deutschland mit einem neuen Kriege, an welchem Herzog Ulrich Theil nehmen muste.

Man erhielt sehr bald Nachricht von verschiednen Artickeln des Friedens zu Crespy, welche denen Protestanten Unglück drohten. Beyde Monarchen, Carl, und Franz, hatten sich verbunden, die alte Religion

in

in ihren Staaten herzustellen, und zu beschützen. Carl machte neue Zurüstungen, und die Protestanten gleichfals.

Der Friede zu Crespy wurde eben deswegen von dem Kaiser so geneigt geschlossen, weil der Zustand von Deutschland seine ganze Aufmerksamkeit erregt hatte. Der menschliche Ehrgeiz sucht sich immer an denenjenigen empfindlich zu rächen, gegen welche er sich, bey gewissen Umständen, hat demüthigen müssen. Carls herrschsüchtiges Gemüth, konte die Herablassung nicht vergessen, deren er sich aus Noth, auf dem Reichstage zu Speyer hatte bedienen müssen. Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, seinem Stolze an den deutschen protestantischen Fürsten Gnüge zu thun. Er hatte aber auch Ursache dem hinreissenden Strome des Beyspiels in Absicht der Religion, in Deutschland sich entgegen zu setzen. Das kaiserliche Ansehn fing an zu leiden. Fast eine Hälfte von Deutschland hatte sich gegen die eingeführte Kirche empört: die Treue der andern wankte; der Oesterreichische Adel hatte sich von Ferdinanden eine freye Religionsübung ausgebeten; die Böhmen hielten es öffentlich mit den neuen Meynungen. Selbst der Erzbischof von Cöln hatte mit einem muthigen Eifer die neuen Lehrsätze der evangelischen Kirche in seinem Lande einzuführen angefangen: und da ein Erzbischof Beyspiel gab, so war die Gefahr für die alte Religion desto grösser. Der Herzog Ulrich, dessen Geist vollkommen evangelisch dachte, und seiner Religion eifrig ergeben war, unterstützte ganz besonders den Erzbischof von Cöln bey denen evangelischen Bundesgenossen, von denen der Erzbischof Beystand verlangte.

So

So war der grosse deutsche Staatskörper zerrüttet, welchen nunmehr Carl bestürmen wollte. Das Zeichen zum Angriffe war die Anlegung eines allgemeinen Conciliums zu Trident, und die Eröfnung eines Reichstages zu Worms, auf welchem man die Religion zum Hauptpunkte machte. Hier wurde jede vorige Schmeicheley denen protestantischen Fürsten mit doppelter Rauhigkeit vergolten. Dennoch behauptete der Kaiser beständig, daß er nicht gesonnen sey, wider die evangelischen Fürsten die Waffen zu ergreifen. Sein Plan war auf eine tiefe Verstellung gegründet, welche der Argwohn der sorgsamen Protestanten aber bald gewahr wurde; zumal da er die Evangelischen in seinen Landen mit übertriebner Härte verfolgte, und sich gegen den Churfürsten und Erzbischofen von Cöln ungerecht, und rauh bezeigte.

Dieser standhafte Prälat, ein gebohrner Graf von Wied wurde ganz besonders der Freund des Herzogs Ulrichs, und erhielt dessen Vorsprache bey den evangelischen Ständen. Sie trugen dennoch Bedenken, einen Erzbischof in ihr Bündnis einzunehmen, so sehr er auch die stärkste Unterstützung verdiente. Er war nicht gelehrt; aber ein Muster der Tugend und Heiligkeit der Sitten. Wenn irgend ein Fürst die evangelischen Lehrsätze aus innerern Glauben, weil er sie für wahr hielt, angenommen hatte, so war es gewiß der Erzbischof Herrman. Eben so standhaft blieb er seinem Glauben getreu; ob gleich der Kaiser sich der Domherren, die ihn verklagten, annahm, und sie seines Schutzes versicherte, ob gleich der Kaiser ihm selbst alle Neuerungen aufs schärfste verbot, und obgleich der Beystand

der

der protestantischen Fürsten ihm nicht erhielt, und er selbst von allem verlassen war. Die Stärke der Seele setzte ihn über alles hinweg.

Die Angelegenheiten dieses Churfürsten beschäftigten die protestantischen Fürsten auf zweyen Zusammenkünften, welche im Anfange des Jahrs 1546 zu Frankfurt, und Worms, gehalten wurden. Wie konten aber diejenigen sich entschliessen, einem andern zu helfen, die selbst über ihre eigne Angelegenheiten immer zertheilt, und unschlüßig blieben? Sie entsagten aller Verbindlichkeit gegen das Concilium zu Trident, sie machten dem Kaiser Vorstellungen: sie berathschlagten: sie fürchteten sich: sie sahen die Gefahr hereinbrechen. Endlich wagten sie.

Der Kaiser schloß einen Waffenstillstand mit dem türkischen Kaiser. Nun standen die protestantischen Fürsten abgesondert, allein auf dem Platze gegen den Kaiser. Das Jahr 1546 schien für blutige Auftritte in Deutschland aufgehoben zu seyn.

In dieser Lage der Dinge, indem noch viele einzelne Streitigkeiten alles gegen einander in Deutschland erbitterten, kam ein Reichstag zu Regensburg zu sammen. Die meisten schmalkaldischen Bundesgenossen, schickten, so wie Herzog Ulrich, nur ihre Gesandten, um Nachricht von den Verhandlungen zu erhalten. Der Kaiser nahm die Schrift, in welcher die evangelischen Stände Sicherheit für sich, und ihre Glaubenslehren begehrten, mit einem höhnischen Lächeln an, ohne weiter darauf zu achten. Diese hingegen setzten sich nun in Bewegung.

Der

Der Glaubenseifer belebte bey diesen Zurüstungen diejenige natürliche Hitze, welche die allemal ergreift, welche ihre Rechte und Freyheit endlich mit den Waffen in der Hand wider Gewaltthätigkeit vertheidigen wollen. Alle evangelischen Stände wollten von dem Reichstage zu Regensburg, ohne Abschied zu nehmen, weggehen. Herzog Ulrich widerrieth diese erste starke Entrüstung des Kaisers. Er hielt für nöthiger, die lebhaftesten Zurüstungen zu machen, und ging mit seinem Beyspiele, als evangelischer Bundesverwandte, denen andern zuvor. Er ermunterte sie auch zur Beständigkeit. In einem Schreiben an die Stadt Ulm drückte er sich folgender maassen aus! „Ihr dürft in keinem Zweifel setzen, daß wir mit Gottes Gnade, bey der erkannten „evangelischen Wahrheit bleiben, und darüber, **wenn „Gott will, ohne Zittern, alles dasjenige leiden „wollen, was der allmächtige Gott uns zu leiden gibt.„**

Bey solchen heroischen Gesinnungen, die bald allgemeiner wurden, mußte die Macht der gerüsteten Protestanten groß werden. Es kamen von allen Orten her Truppen zusammen. Der Herzog Ulrich setzte sich zuerst vor andern, in Vertheidigungsstand, und warb Völker an. Er erhielt während dieser Zurüstung eine Gesandschaft vom Kaiser, welche die gewöhnlichen Kunstgriffe der Verstellung gebrauchte. Der Kaiser ließ ihn seiner Gnade versichern: und der Verzeihung aller ehmals vorgefallenen Händel. Er erinnerte ihn zugleich, wie er versprochen habe, sich in kein Bündnis einzulassen, sondern dem Kaiser, und Römischen Könige getreu zu bleiben. Er ließ dem Herzoge anzeigen,

daß

daß er mit seiner Kriegsrüstung keine andre Absicht habe, als einige widerspenstige Fürsten zum Gehorsam zu bringen, und den Frieden, und Einigkeit unter den Ständen herzustellen. —— Wie, konte Carl glauben, daß Herzog Ulrich solchen flachen Vorstellungen auch nur den geringsten Glauben geben würde? Die Antwort des Herzogs auf die Vorstellung des Kaisers war gesetzt, und anständig. Er erinnerte den Kaiser an diejenigen Versprechungen, welche er ihm zu Stuttgard persönlich gegeben hatte. Er ersuchte ihn, von dem Verderben eines bürgerlichen Krieges abzustehen; und vergaß nicht zu bemerken, daß er selbst sich schon vor neun Jahren in ein Bündnis mit den evangelischen Ständen, zur Erhaltung des göttlichen Worts, und der christlichen Religion begeben hätte. Diese letztere Erklärung war eine Erklärung des Krieges in demjenigen Tone, in welchem Carl selbst am liebsten sprach.

Indessen näherten sich einige Italienische und Spanische Völker den deutschen Grenzen. So gleich ließ Herzog Ulrich seine Gesandten von Regensburg zurück kommen. Die Flamme des Krieges brach aus. Ulrich war der erste, der im Felde erschien. Im Anfange des Julius (1546) schickte er schon einige Truppen gegen Ulm. Er ermunterte die Bundesverwandten zur schleunigen Ausführung ihrer Absichten. Hätten sie schleunig genug ihre Maasregeln mit Entschlossenheit ausgeführt, so hätten sie den Kaiser selbst zu Regensburg überfallen, und ihn zu allem nöthigen können: so hätten sie das zu wege bringen können, was Moritz nach sechs Jahren that. Aber es sollten noch grosse Schicksale vorhergehn, ehe Carls Stolz gedämpft würde.

de. Er muste vorher Ueberwinder werden, damit seine eigne Ueberwindung desto glorreicher würde.

Herzog Ulrich, welcher urtheilte, daß man nunmehr nicht säumen, oder den Feind schonen müsse, hatte durch seine Emsigkeit in kurzer Zeit auf 12,000 Mann zusammen gebracht. Zum Unglück waren dieses nur Fußvölker, und die erwartete Reuterey, die zur Hülfe kommen sollte, blieb aus. Allein bald darauf versammelte sich die ganze Bundesarmee von Schwaben bey Ulm und Memmingen, und wurde 24,000 Mann zu Fuß, und 5000 Mann zu Pferde starck. Sie erwartete nun wieder Anführer, welches der Churfürst von Sachsen, und der Landgraf von Hessen, als die Häupter des evangelischen Bundes seyn wollten. Eben an dem Tage, da diese beyden Fürsten über ihr Heer bey Meinungen die Musterung hielten, wurden sie, mit allen ihren Bundesgenossen und Anhängern, vom Kaiser in die Acht erklärt. Dieß war das zweyte mahl, daß Herzog Ulrich in die Acht kam: zuerst war die Einnahme eines Städtchens, die Verletzung der Freyheit, die Ursache gewesen: itzt war es die Beschützung der Freyheit.

Die Beschützung hielt er für so heilig, daß er derselben Ehre, Geld, und Glück aufopferte. Als der Churfürst und Landgraf mit dem Heere ins Feld rücken wollten, zeigte sich ein solcher Mangel an Geld, daß man vermuthen konte, die ganze Unternehmung würde gleich im Anfange scheitern. Es wurden monatlich 200,000 Gulden erfodert. Herzog Ulrich erbot sich, so gleich 60,000 Gulden zu verschaffen, wodurch die Bundesverwandten mächtig unterstützt wurden. Indem

dem er aber noch zu Dillingen war, und mit dem Churfürsten, und Landgrafen Berathschlagungen pflegte, muste er eilfertig in sein Land zurück, weil ein starker Zug niederländischer Völker dem Kaiser zu Hülfe eilte, und er diesen den Weg über den Rhein zu verwehren suchen mußte. Als er aber noch dazu Anstalten machte, ließ der Churfürst von Maynz diese Völker unversehends bey Bingen über den Rhein gehen. Sie eilten dem Kaiser, welcher noch immer zu Regensburg etwa mit 4000 Mann stand, zu Hülfe, und der Kaiser rückte hierauf nach Landshut, an der Iser, vor.

Die evangelischen Alliirten verlohren einige Tage mit der Auflösung des Scrupels, ob sie den Kaiser auf dem Gebiete des Herzogs von Bayern, welcher sich neutral erklärt hatte, verfolgen dürften. Als sie endlich diesen Scrupel gelößt hatten, und anfingen, auf das kaiserliche Lager loß zugehen, liessen sie plötzlich diesen Entschluß fahren, und eilten Regensburg anzugreifen, wo Carl nur eine geringe Besatzung hatte. Indessen stiessen die päbstlichen Hülfstruppen zu dem Kaiser, und verstärkten sein Heer ansehnlich. Noch immer blieben die protestantischen Alliirten in ihrer unthätigen Unentschlossenheit. Sie liessen immer einzelne Corps dem Kaiser zu Hülfe kommen, ohne nur im geringsten sie aufzuhalten, oder ihre Vereinigung zu verhindern, welches doch so leicht möglich war. Sie liessen endlich auch 6000 Mann spanische Truppen mit aller Bequemlichkeit zu dem Kaiser stossen, und waren damit zufrieden, daß sie sich allenthalben über den Kaiser beschwerten, daß er fremde Truppen nach Deutschland führe, da man sich doch vielmehr über sie beschweren mußte, daß sie diese einzelne

einzelne fremde Truppen ankommen liessen, ob sie gleich an Macht weit überlegen waren. Herzog Ulrich ließ einmal über das andere durch seinen General, einen Grafen von Heyneck, zu einer entscheidenden Schlacht rathen, aber dazu waren die Alliirten nicht zu bewegen. Sie machten Fehler auf Fehler, die wir hier nicht umständlich erzehlen dürfen. Es herrschte bey ihnen eine vollkomne militarische Ungeschicklichkeit; und sie hatten einen Meister gegen sich, welcher die gröste Geschicklichkeit zeigte. Er vermied immer, weil er zu schwach war, eine Hauptschlacht: die Alliirten vermieden sie, weil sie zu stark waren. Ihre vielen Generals waren immer uneinig, und besonders der muntere Landgraf, und der bedenkliche Churfürst.

Endlich rückten beyde Heere einander unter die Augen. Die kaiserliche Armee bestand aus 36, 000 Mann: die Armee der Alliirten war 80, 000 Mann stark. Der Kaiser stand bey Ingelstadt, in einem nicht stark befestigten Lager. Vor demselben lag eine so weite Ebene, daß die Alliirten Platz genug hatten, ihre ganze Armee in Schlachtordnung zu stellen, und ihre ganze Macht zum Treffen zu bringen. So standen beyde Armeen am 29 August. Ein Treffen schien unvermeidlich. Die Hitze der evangelischen Truppen, welche der Religionseifer belebte, brante für Begierde nach einer Schlacht. Solche Vortheile liessen, so lange die Geschichte erzehlen kan, geschickte Generals niemals aus den Händen.

Es ist unbegreiflich, wie es geschehen konte, daß die evangelischen Fürsten alle diese Vortheile vernachläßigten. Aber es ist viel im Lesen unbegreiflich, was in der

der That, sehr begreiflich ist. Indem der lebhafte Landgraf einen Angrif wagen wollte, verfiel der Churfürst in seine gewöhnliche Bedenklichkeit, und widersprach der Unternehmung. — „**Wenn mir das Commando allein übertragen wäre,** sagte der Landgraf, **so würde ich itzo dem Kriege mit einmal ein Ende machen, und das Schicksal der beyden Armeen entscheiden.**„ Dieser Erklärung ist für den Muth, die Treue, und die Kriegskunst des Fürsten Rechtfertigung genug.

Man war so blödsinnig, daß man glaubte, der listige Carl würde sich vielleicht aus seinem Lager herauslocken lassen, wenn man sich in Schlachtordnung vor ihm stellte. Einen solchen Fehler hätte Carl nicht einmal in seinem ersten Feldzuge in der Provence, vor zwanzig Jahren, begangen.

Eben, weil er ein versuchter General war, so gerieth er in keine geringe Bangigkeit, als die Alliirte Armee, die ihm so überlegen war, vor seinem Lager in Schlachtordnung erschien, und die Canonen darauf feuern ließ. Er muste eine Bestürmung des Lagers vermuthen, weil er in gleichem Falle dieses würde gethan haben. Er stellte sich daher an die Spitze seiner Truppen, um ihnen Muth zu machen, blieb vorsichtig hinter denen Schanzen mit seinen Völkern, ritte ihre Glieder durch, und redete die verschiednen Nationen seiner Armee, jede in ihrer eignen Sprache an. Das Feuer der starken und zahlreichen Artillerie der Feinde schwächte seine Standhaftigkeit nicht, und diese ermunterte den Muth seiner Soldaten. Nach einer Canonade von einigen Stunden, wobey mehr Lärm, als Schaden gewesen

wesen war, zogen sich die evangelischen Truppen in ihr eigen Lager zurück; und die entflohne Gelegenheit kam ihnen nie wieder.

In der folgenden Nacht ließ der Kaiser sein Lager aufs neue mit übertriebner Arbeit befestigen. Er selbst half mit arbeiten. Am Tage darauf wurde die verbundne Armee der Protestanten gewahr, daß sie gestern hätte angreifen sollen. Nunmehr war das kaiserliche Lager wirklich zu stark befestigt, als daß man dreyßig tausend Mann daraus hätte vertreiben können. Indessen kamen auch neue Truppen aus den Niederlanden wiederum an; und Carl sahe, daß er nun stark genug war, nicht in den Schanzen beständig zu bleiben, ob er gleich immer noch eine Schlacht sorgfältig vermied. Er zog sich gegen Neuburg, bemächtigte sich der vortheilhaftesten Plätze, Lauingen, Donauwerth, Dillingen, und Höchstädt, und machte sich Meister von dem Donauflusse.

Indessen kam die überraschende Nachricht für die evangelischen Fürsten an, daß der Herzog Moritz in das Churfürstenthum Sachsen eingebrochen war, und sich dieses Landes bemächtiget hatte. Die Verwirrung darüber war unbeschreiblich. Der Churfürst von Sachsen wollte durchaus seinem Lande zu Hülfe eilen. Ein neuer Fehler! denn alle Eroberungen Morizens waren nichtig, so bald nur die kaiserliche Armee geschlagen war. Und wozu nutzte es, den ungleich schwächern Moriz zu vertreiben, indessen der Kaiser mit seiner ganzen schwerfälligen Macht freye Gewalt hatte? So bald der Churfürst mit 40,000 Mann gegen den Herzog Moriz nach Sachsen aufgebrochen war, befand sich die verbundne Armee zu schwach, dem Kaiser die Spitze zu bieten.

 Jeder

Jeder Fürst eilte nun in sein Land, und die ganze fürchterliche Armee, die fähig gewesen war, die Freyheiten Deutschlandes gegen den Kaiser zu vertheidigen, zerfloß. Sie hatte eine Tragödie vorgestellt, so wie sie in den vorigen Jahrhunderten Mode waren, mit einem lustigen Ausgange für den, der schon zum Tode verurtheilt war.

Carl nutzte den glücklichen Zeitpunkt mit Aufmerksamkeit. Er setzte seine Armee so gleich in Bewegung, um die nächsten Feinde zu besiegen. Der unglückliche Herzog Ulrich war der nächste.

Er hatte die vorhergehenden Versicherungen von dem Schicksale, welches ihm bevorstand von dem Landgrafen von Hessen selbst gehört, welcher auf seinem Rückzuge nach Cassel, ihn unterwegens gesprochen hatte. Ulrich hatte 9000 Mann, mit welchen er sich der ankommenden ganzen Macht des Kaisers entgegen stellen muste. Dieser nahm vorher verschiedne Städte an der Grenze von Würtemberg ein, die sich ohne Mühe ergaben, und gröstentheils so gleich die Thore, dem Sieger ohne Schwerdtstreich, öfneten. Nachdem die herumliegenden Städte sich ergeben hatten, rückte das Kaiserliche Heer ins Würtembergische, durch das Weinsperger Thal ein.

So bald der Herzog Ulrich die Nachricht empfing, daß der Kaiser selbst schon zu Oehringen sey, so dankte er alle seine Kriegsvölker ab, und begab sich in die Festung Hohentwiel. Es war dieses die schicklichste Klugheit, welche die Umstände erfoderten. Wie konte er mit 9000 Mann dem Heere des Kaisers widerstehen? Und wenn er diese Verwegenheit versucht hätte, so wurde

der der Kaiser dadurch nur mehr aufgebracht, und eine Versöhnung und Friede, nach welchem sich das Alter des Herzogs sehnte, desto schwerer. Er konte hoffen, da noch lange nicht die evangelischen Fürsten bezwungen waren, und der Kaiser sich doch noch nicht als allgemeinen Sieger betrachten konte, daß er, als der erste Fürst des schmalkaldischen Bundes, der Carln in die Hände fiel, gelinder würde behandelt werden, wenn er nicht hartnäckigen Widerstand leistete. Aus diesen richtigen Gründen erwehlte er aus zwey Uebeln das geringste, und entwich aus seinem Lande. Er sah sich nunmehr zum dritten mahle seines Eigenthums beraubt, im Elend, in der Gewalt der Feinde, in der Macht eines stolzen, harten Kriegers.

Sein Mißgeschick wurde aufs neue vermehrt, als er zu Hohentwiel angekommen war. Er erhielt eine Zuschrift der schweizerischen Republick, in welcher sie ihm zu verstehen gab, daß sein Aufenthalt in ihrer Nähe ihr nicht angenehm sey. Die Stadt Schafhausen erlaubte ihm, auf allen widrigen Fall, zwar in einem ofnen Wirthshause den Aufenthalt zu nehmen, aber kein Haus zu miethen, und auf ihr jedesmaliges Gutbefinden sich wieder hinweg zu begeben. Dieß hieß nun die äuserste Härte des Schicksals ertragen. Von seinem Lande vertrieben, von seinen Freunden verlassen, aller Hülfe beraubt, hatte er den vorigen Freund, den König von Frankreich sich zum Feinde, auf Befehl des Kaisers machen müssen, und dieser Kaiser nahm ihn nun sein Land. Die Nachbarn wollten ihm keinen Zufluchtsort verstatten, und die Feinde drengten auf ihn.

Am vierzehnten December dieses Jahrs (1546) erhielt er durch einen Herold ein Schreiben vom Kaiser. Dieser beschuldigte ihn der Rebellion, gleichsam als wenn er ein spanischer Grand gewesen wäre, der zur Parthey der ehemaligen Junta gehörte. Er häufte noch andre Vorwürfe, und verlangte von dem Herzoge, daß er ihm sein Fürstenthum mit allem dazu gehörigen, ohne Bedingung übergeben, selbst fußfällig werden, und dem Gutbefinden von ihm, dem Kaiser überlassen sollte, was er mit ihm machen wollte. Zugleich verlangte der Kaiser von den Landständen in Würtemberg, daß sie ihm huldigen, und aller Pflicht gegen den Herzog Ulrich entsagen sollten.

Was blieb nun dem Herzoge, in dieser Lage, zu thun übrig? Er hatte noch einen einzigen Freund, dessen Vermittlung mit einigem Grunde gehoft werden konte, den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich. Ob gleich dieser selbst auch bey dem Kaiser nicht in grosser Gunst stand, weil er dem Herzoge Ulrich, als Bundesgenosse, 300 Reuter gesandt hatte, so hofte man doch noch, etwas durch ihn zu bewerkstelligen. Er trat für dem Herzog Ulrich auch wirklich in Unterhandlung, welche aber von dem Kaiser sehr schwer gemacht wurde. Man mußte sich an die Kaiserlichen Räthe wenden.

Unter allen Ministern, die jemals die tiefste Politick, die weitausgebreiteste Geschäftigkeit, das lebhafteste Genie, und das treueste Glück mit der Ergebenheit an ihren Herrn verbunden haben, verdient Granvella, der Minister Carls, den vorzüglichsten Platz. Er wuste aber dabey auch für seine eigne Vortheile zu sorgen. Er, und ein andrer Rath des Kaisers verlangten ein Geschenk von dem Herzoge Ulrich, welches sich über 30, 000 Gulden belief, und damals eben so viel seyn mochte, als itzo 50, 000 Thaler. Inzwischen war kein andres Rettungsmittel möglich. Granvella hatte, in dieser Absicht, schon lange her, dem Herzoge Hofnung zu einem Vergleiche mit dem Kaiser gemacht. Itzo aber meldete er ihm, daß der Kaiser mehr Demüthigung verlange, als der Herzog bisher gezeigt habe. Auf diese Vorstellung sandte der Herzog dem stolzen Sieger Carl am 20 December ein Schreiben zu, worinnen „er um Gottes, und seiner Barmherzigkeit willen bat, „ihm gnädigst zu verzeihen.„

Es hat Personen gegeben, welche diese, und andre demüthige Ausdrücke dem Herzoge Ulrich als eine Kleinmuth, und unedles Betragen ausgelegt haben. Es ist sonderbar, daß es eben solche Personen sind *) welche die gröste Unterwürfigkeit für das Oberhaupt des deutschen Reichs, in andern Schriften, verlangen. So widersprechend wird die menschliche Natur, wenn sie Leidenschaften folgt. — Ueberdem verräth der Tadel der Demuth Ulrichs eine grosse Unwissenheit der Lage der Umstände, welche diese Demuth zur Nothwendigkeit, und zugleich zur Klugheit machten; wie man gesehn hat. Wenn man ein Land durch Demüthigung der Worte erhalten kann, und dieses Land dadurch für Plünderung, und Elend bewahrt, und glücklich macht, wer wollte dieses nicht thun? Ulrich that es, da dieses das einzige Mittel war, welches ihm übrig blieb, und da sein Sieger es schlechterdings verlangte.

Der

*) Herr von Moser.

Der Kaiser Carl hingegen befand sich in solchen Umständen, daß er die äuserste Härte nicht gebrauchen konte; und die würtembergischen Angelegenheiten beschleunigen mußte. Der Landgraf von Hessen hatte noch eine starke Anzahl Truppen auf den Beinen, und verstärkte sie täglich. Der Churfürst von Sachsen hatte eine Armee, deren Anzahl der kaiserlichen gleich war. Dieser Fürst war Sieger vom Herzog Moritz geworden, und nachdem er ihm seine vornehmsten Plätze weggenommen hatte, schloß er ihn selbst in Dresden ein. Der Herzog Moritz schickte eine dringende Bitte über die andre an den Kaiser, daß er zu seiner Errettung herbeyeilen möchte. Das Kriegsglück war noch nicht entschieden: ein einziges Treffen konte alles umändern. — Diese Lage des Kaisers war es, welche eine Unterhandlung mit dem Herzoge Ulrich beförderte. Auch verlangte der Kaiser die Beschleunigung eines Vergleichs; und am dritten Januar 1547 kam derselbe zu Stande.

Die Herzoglichen Räthe mußten zu Heilbron, wo der Kaiser sich hinbegeben hatte, indessen der Herzog von Alba im Würtembergischen alles besetzte, die vorgelegten Bedingungen eilfertiger, als bey einer andern Lage des Kaisers geschehen seyn würde, zu gestehen. Carl, welcher seiner Hoheit nie etwas nachgab, zeigte auch hierbey seinen Charackter. Ulrich befand sich noch immer zu Hohentwiel. Er weigerte sich anfänglich die vorgeschlagnen Bedingungen zu unterschreiben, deren Härte ihm unerträglich dünkte. Allein da der grausame Herzog von Alba unmen schlicheeu Frevelthaten in dem Herzogthume Würtemberg begehen ließ, da er von einem Orte, von einer Stadt zur andern fortrückte, da keine

keine fremde Errettung zu hoffen, und keine eigne zu bewerkstelligen war, da der Kaiser von keinem Punkte, den er angegeben, etwas nachlassen wollte, und die Beschleunigung des Vertrags verlangte, so unterzeichnete Herzog Ulrich, was der Kaiser ihm vorgeschrieben hatte. Der Minister Granvella war so gut, für die erhaltnen 20, 000 Gulden, die Versichrung zu geben, „daß der „Vertrag nicht nach der Strenge der Worte vollzogen „werden solle.„ Prinz Christoph aber, welcher die Ränke des kaiserlichen Ministeriums kannte, urtheilte, daß der Vertrag viele Zweydeutigkeiten enthielte, welche mit der Zeit höchstnachtheilig werden könten.

Das vornehmste dieses Vertrages bestand darinnen, daß Herzog Ulrich sein Fürstenthum wieder erhalten solle, aber die Abhängigkeit vom Hause Oesterreich, welche nach einem alten Worte, das Afterlehn heißt, erkennen muste. Er muste dabey versprechen, dem Kaiser die Schlösser, und Städte Hohen-Asperg, Schorndorf, und Kirchheim frey zu übergeben, daß darinnen kaiserliche Besatzung liegen könne, bis zur Vollziehung aller Punkte des Vertrages. Er muste binnen fünf und zwanzig Tagen 300, 000 Gulden für die Unkosten, des Krieges geben, und auch innerhalb sechs Wochen dem Kaiser persönlich einen Fußfall thun. So pflegte Carl Friede zu machen. Man kan bey diesem Vertrage mit Wahrheit sagen, was der Herzogliche geheime Secretair Franz Kurz, welcher bey dem Heilbronner Vertrag ein wichtiges Werkzeug war, öfters zu sagen pflegte: **Es gehet seltsam zu.** —

Am zehnten Januar wurde der unglückliche Herzog Ulrich wiederum zum dritten mahle Herr seines Landes.

des. Der Kaiser befreyte die Unterthanen von der an sich geleisteten Huldigung, und nahm dafür die 300,000 Gulden, welche ihm, zur bestimten Zeit, mit der härtesten Beschwerlichkeit des Landes, bezahlt wurden.

Die Erfüllung der übrigen Punkte des Heilbronner Vertrages überhäuften das Alter des Herzogs mit neuen und vielerley Verdrüßlichkeiten. Er muste, auf Befehl des Kaisers, den Adel des Landes schwören lassen, daß er nie wieder den Kaiser, den König Ferdinand, und das Haus Oesterreich die Waffen führen wollte. Er muste sich, ohnerachtet der Schwächlichkeit seines Körpers, zu dem Kaiser, nach Ulm begeben, um daselbst persönlich Verzeihung zu suchen, und den so scharf gefoderten Fußfall zu thun.

Weil der Herzog, bey seinem sechzigjährigen Alter schwach zu Fusse war, und ihm das Aufsteigen, und Absteigen vom Pferde sehr beschwerlich fiel, so hatte er, nach einem Einfalle, ein Pferd so abrichten lassen, daß es auf ein gegebenes Zeichen, sich auf die vordere Füsse niederließ. Als er vor dem Kaiser zu Pferde erschien, verrichtete also das Pferd seinen Fußfall, welches dem Kaiser so wohl gefiel, daß er dem Herzoge das Absteigen und den persönlichen Fußfall erließ. Cäsars Pferd, welches eben diese Kunst verstand, war ein glücklicher Thier, als Ulrichs Pferd.

So bald diese Scenen des Mißgeschickes, und des Elendes vorüber waren, und der Herzog nur den ersten Anfang der Ruhe wiederum genoß, bemühete er sich, den Zustand der Religion und Sitten in seinem Lande zu verbessern, und gab zu dieser Absicht neue Befehle. Er hofte nunmehro, nach so vielen erlittnen Drangsalen, den wenigen Rest seiner Tage ruhig zubringen zu können. Vergebens! Niemand kan seinem Geschicke entgehen, und das Geschick Ulrichs machte sein Leben zu einer Kette von Unfällen und Verdrüßlichkeiten. Indem er nun endlich den Besitz seines ihm so oft streitig gemachten, und dennoch eigenthümlichen Landes, gesichert genug hielt, kam von einer neuen Seite her ein Anspruch darauf, und eine Klage bey dem Kaiser wider ihn an.

Der Kaiser hatte in diesem Jahre (1547) den Streich vollführt, der seine Uebermacht zur Gesetzgeberin von Deutschland machte. Er hatte den Churfürsten von Sachsen geschlagen, und gefangen genommen, den Landgrafen von Hessen durch unedlen Betrug in Verhaft genommen, die Protestanten gedemüthigt, und ganz Deutschland in Schrecken gesetzt. Es fehlte nichts weiter, als daß er die Ketten, die er für die deutsche Freyheit geschmiedet hatte, denen deutschen Fürsten anlegte, und die Grundverfassung von Deutschland über den Haufen warf. Er hatte auch nichts geringers, als dieses, sich vorgenommen, und hielt deswegen zu Ende des Jahrs, einen neuen Reichstag zu Augsburg.

Dieser Reichstag, auf welchem der Herzog, da die andern Fürsten gröstentheils persönlich erschienen waren, seine Abgeordnete gesandt hatte, verwickelte den guten Fürsten in neue mannigfaltige Beschwerlichkeiten und Unruhen. Der Kaiser drang auf die Errichtung eines Bundes, der Aehnlichkeit mit dem ehmaligen schwäbischen Bunde haben sollte, und verlangte, daß der Herzog mit seinem Beyspiele zuvorgehn sollte.

sollte. So unangenehm ihm dieser Antrag war, so wenig konte er ihn völlig abschlagen; und ob man gleich vorhersehen konte, daß der verlangte Bund nicht würde zu Stande kommen, so verursachten die Unterhandlungen darüber, dennoch eine verdrüßliche Last.

Eine andere Verdrüßlichkeit erweckte das versammelte Concilium zu Trident, welchem Carl die deutschen Fürsten mit ihren Unterthanen schlechterdings unterwerfen wollte. Ulrich widersprach der Gültigkeit dieses Conciliums, welches weder frey, noch allgemein, noch eine Nationalversamlung war. Er wiederhohlte seinen Eifer in unermüdeten Vorstellungen, die er seinen Gesandten verschiedne mahl zuschickte. Er zeigte, daß das Concilium partheyisch sey, daß dessen Schlüsse nicht einmal von denen Catholicken angenommen würden. Dem allen ohnerachtet, befahl der Kaiser aufs neue, daß das Concilium zu Trident fortgesetzt werden und Gehorsam erhalten solle. — Herzog Ulrich urtheilte hierbey, „daß GOtt in seinem heiligen Rathe etwas anders beschliessen werde.„ Man sieht aus dieser Standhaftigkeit des Fürsten, und seinem Betragen, daß er der Religion, die er bekante, nicht aus Eigennutz ergeben war, sondern die Reinigkeit seiner Gesinnungen und die Ueberzeugung von dem was er für wahr bekante, der Grund seines Glaubensbekentnisses war.

Indem dieser geschäftigte Fürst noch für die Religion stritt, bekam er einen neuen politischen Streit über den Besitz seines Herzogthums. Nun offenbahrte sich die Arglist der Zweydeutigkeiten in dem Heilbronner Vertrage, wie Prinz Christoph vorher gesagt

sagt hatte. Die Umstände des Kaisers, am Ende des Jahrs 1546, hatten ihn zu einem schleunigen Vergleiche mit dem Herzoge von Würtemberg bewogen. Am Ende des Jahres 1547 waren diese Umstände verändert, und man wünschte das Land wieder zu haben, welches man dem Herzoge Ulrich gelassen hatte. Gleichwohl ließ sich dieser Wunsch nicht ohne wichtige, neue Gründe ausführen. Die Staatskunst Carls wußte zu allem Mittel, und das schwankende seiner Versprechungen und Unterhandlungen gaben immer diese Mittel an die Hand. Der Heilbronner Vertrag war eben so eingerichtet gewesen.

Nach einem besondern Punkte dieses Vertrages waren dem Hause Oesterreich, und namentlich dem Könige Ferdinand alle Ansprüche, und Rechte auf das Herzogthum Würtemberg vorbehalten worden. Itzo klagte nunmehr der König Ferdinand den Herzog Ulrich bey dem Kaiser an, daß er, als ein schmalkaldischer Bundesverwandte wider das Haus Oesterreich die Waffen ergriffen, und zugleich die tyrolischen Landstände durch seine Räthe verführt habe, daß sie den kaiserlichen Völkern den Durchzug durch ihr Land verwehren sollten, auch seine Unterthanen, wider den tübingischen Vertrag, mit Abgaben beschwert habe. Hieraus sollte nun erhellen, daß Herzog Ulrich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen habe, und seines Landes, seiner Güter, und seines Lebens verlustig erklärt werden müsse. — Alles dieses waren Beschuldigungen, welche durch den Heilbronner Vertrag von dem Kaiser selbst vernichtet worden waren. Aber weil die Zeitumstände itzo zur gröbsten Ungerechtigkeit so bequem waren; so wurde diese

diese Klage des Königs Ferdinands von dem Kaiser, abgeredtermaassen, mit dem hochtrabendsten Scheine der Gerechtigkeit angenommen. Es wurde ein ordentliches Gericht festgesetzt, welches diese Klage untersuchen sollte. Er bat den Herzog von Bayern um Fürsprache, er bat die verwittwete Königin von Ungarn, die Schwester des Kaisers, und Königs Ferdinands, als sie eben durch Würtemberg zu ihren Brüdern reißte: alles fruchtlos. Nach vorhergegangner Einladung wurden am 9 Februar 1548 Richter beordert, die einen Rechtshandel, der keiner war, untersuchen sollten Der neue Churfürst von Cöln, Adolph, eine Creatur des Kaisers, führte den Vorsitz im Nahmen des Kaisers, und die Sache des Herzogs mußten verschiedne Rechtsgelehrten vertheidigen. Verschiedne von den vornehmsten Fürsten des deutschen Reichs thaten vergebliche Vorstellungen, um die Aufhebung dieses schimpflichen, und unwürdigen Verfahrens. Der Herzog selbst that alles mögliche, um den König Ferdinand zu besänftigen. Der Proceß ging fort, und dauerte bis an den Tod des Herzogs Ulrichs. Auf solche Art spielte die Arglist Carls mit seinen Verträgen, und Friedensbedingungen. Nie ist ein Fürst so mannichfaltig, und so seltsam von einer Klippe des Unglücks zur andern fortgerissen worden, als Ulrich.

Der Reichstag in Augsburg wurde immer fortgesetzt. Er sollte das Mittel seyn, wodurch Carl seine despotischen Anschläge auf die Rechte und Freyheiten Deutschlandes ausführen wollte. Die Häupter der Protestanten und die mächtigsten Fürsten des schmalkaldischen Bündnisses waren in seiner Gewalt, das Bündnis

nis selbst vernichtet, die andern Fürsten Deutschlands gedemüthigt, oder in Furcht gesetzt. Alles zitterte. Carl, von einem treuen spanischen Heere begleitet, sprach als Ueberwinder, und handelte als Despot. Wer sich ihm widersetzte, wurde gestraft. Der Herzog von Braunschweig, Ernst, kam aus dieser Ursache, weil er der Religionseinrichtung, die Carl unternahm, widersprach, auf einige Tage, wie ein Vasall, in Verhaft. Die Vorstellungen für die Gerechtigkeiten und Freyheiten des deutschen Reichs verwandelten sich in demüthige Bitten, und auch diese Bitten wurden mit Stolz verachtet, oder mit Grausamkeit verworfen. Es schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, in welchem das freye Deutschland eine Monarchie, wie Spanien, werden sollte.

Niemand war der Gewalt dieser herrschsüchtigen Ungerechtigkeit mehr ausgesetzt, als Herzog Ulrich, dessen Land das erste seyn konte, welches der unumschränkten Macht unterworfen wurde. Die Chicane, welche, auf Antrieb des Kaisers, der König Ferdinand zu einem ordentlichen Rechtshandel gemacht hatte, wurde immer ernsthafter. Obgleich die Räthe und Advocaten des Herzogs bewiesen, daß der schmalkaldische Bund, und der darauf erfolgte Krieg nichts mit der Abhängigkeit des Herzogthums Würtemberg vom Könige Ferdinand zu thun gehabt hätte, daß der Krieg nicht wider das Haus Oesterreich, oder den König Ferdinand geführt worden wäre; ob gleich gezeigt wurde, daß durch den Heilbronner Vertrag der Kaiser selbst alle Folgen dieses Krieges aufgehoben habe, so hörte die Leidenschaft doch wenig darauf, und der Proceß ging fort, der Würtemberg

berg dem Hause Oesterreich verschaffen sollte. Der Prinz des Herzogs begab sich selbst nach Augsburg, richtete aber eben so wenig etwas aus, als die andern angewandten Mittel. Er kam so gar in Lebensgefahr, und muste, nach seiner Zurückkunft von Augsburg nach Basel, und Mömpelgard flüchten.

Diese Flucht verhinderte den Anschlag, welchen Herzog Ulrich gefaßt hatte, diesen seinem Prinzen die Regierung des Herzogthums zu übergeben, und sie freywillig nieder zu legen. Dadurch würde der Chicane des Königs Ferdinands der Kunstgrif aus den Händen gewunden worden seyn, weil Prinz Christoph an dem schmalkaldischen Bundeskriege keinen Antheil genommen hatte, und die Klage deswegen also aufhören muste, so bald er Herr von Würtemberg war.

Noch dauerte die Cabale, welche dem Herzoge sein Land entreissen wollte immer fort, als eine neue Verdrüßlichkeit zur Gesellschaft dieser politischen Verdrüßlichkeit kam, und den alten, kranken, bekümmerten Herzog auf einer neuen Seite angrif. Er hatte, wie wir bemerkt haben, immer dem Concilio zu Trident widersprochen, welches ganz von dem Willen des Kaisers regiert wurde. Der Pabst aber wurde selbst über die Macht, die Carl beym Concilio bewieß eifersüchtig. Das Concilium wurde nach Bologna verlegt. Carl, darüber aufgebracht, weil ihm seine Herrschaft über das Concilium dadurch entrißen wurde, widersprach der Gültigkeit des Conciliums zu Bologna: und da alle Umstände für ihn itzo so günstig waren, faßte seine Herrschsucht den Entschluß, dem Pabste so wohl, wie allen andern Fürsten, seine Hoheit, und Uebermacht zu zeigen.

gen. Er warf sich eigenmächtig zum Haupte der Religion auf, und ließ durch drey Theologen ein neues Glaubenssystem verfertigen, dem er nun ganz Deutschland, ohne Unterschied, unterwerfen wollte. Nach dem ihm gewöhnlichen Kunstgriffe, immer alles nur unbestimt zu entscheiden, und einer künftigen Gelegenheit nichts zu vergeben, befahl er, daß dieses neue System des Glaubens nur bis zu einem künftigen allgemeinen, und freyen, das hieß, **ihm allein unterworfnen**, Concilio, dauern sollte. Er gab deswegen dieser Religionsregel den Nahmen des **Interim**. Diesem Interim muste nun ganz Deutschland unterwürfig werden.

So unerträglich diese Aenderung der Religion, welche im Grunde die alte catholische Religion einführte, und nur einige Stücke von der evangelischen Religion beybehielt, dem Herzoge Ulrich war, so wenig war er fähig, der gesetzgebenden Gewalt zu widerstreben. Er muste das Interim in seinem Lande, nach kaiserlichen Befehle, einführen lassen. Die Widerspenstigkeit verschiedner Unterthanen machte neue Unruhe: und diese wurde desto grösser, da man daher Gelegenheit nahm, den Herzog selbst bey dem Kaiser zu verunglimpfen, und ihn als einen Herrn vorzustellen, welcher die kaiserlichen Verordnungen nicht genau befolgte. Im Lande selbst entstand eine Verwirrung. Verschiedne catholische Priester, die nunmehr ins Land kamen, überliessen sich aufs neue allen Ausschweifungen, und ärgerlichen Sitten. Viele wollten das heilige Abendmahl nicht unter beyderley Gestalt ertheilen, ob gleich dieses dem Befehle des Interim gemäß war. Die Laster schlichen sich wieder mit den alten Ankömlingen in die Klöster ein. Die zurück

rück gebliebenen evangelischen Prediger hielten vor der Messe ihre Predigten, so wie vorher, und unterhielten das Volk mit ihren Lehrsätzen. So bald aber die Predigt geendigt war, pflegte der catholische Priester mit seiner Messe aufzutreten. Die Bischöfe fingen schon an, ihre Gewalt wieder in dem Fürstenthume auszuüben. Die Mönche bezogen ihre Klöster mit neuem Muthe. Die meisten evangelischen Theologen, welche nicht viel Herzhaftigkeit besassen, entflohen aus dem Lande.

Der Anblick solcher Verwirrungen verbitterte die letzten Tage des alten, kranken, von so vielen Unfällen auf einmal ergrifnen Fürsten, so sehr, daß seine Schwächlichkeit und Krankheit täglich zu nahm. Der Kaiser reißte, im August des Jahrs 1548 aus Deutschland in die Niederlande, durch das Herzogthum Würtemberg, und vermehrte durch seine Gegenwart den Unmuth des Herzogs, indem er befahl gewisse evangelische Prediger aufzusuchen, und in Verhaft zu nehmen, weil sie wider das Interim gepredigt haben sollten. So sehr Ulrich auch bat, die Besatzungen aus den Festungen zu nehmen, welche der Kaiser in dieselben, bis zur Vollziehung des Heilbronner Vertrages gelegt hatte, so wenig erhielt er von dem Kaiser seine Bitte, ob gleich alle Punkte des Heilbronner Vertrages lange erfüllt waren, und also die Bedingung wegfiel, unter welcher allein kaiserliche Besatzung in einigen Festungen bleiben sollte. Bey der Durchreise des kaiserlichen Erbprinzen, Philipps wurde diese Bitte, im folgenden Jahre, wiederhohlt: eben so vergeblich, wie alle Vorstellungen, daß der fatale Proceß, welchen der König Ferdinand angefangen

fangen hatte, und wodurch er dem Herzoge Ulrich Land, Güter, und Leben, zu rauben suchte, aufgehoben werden möchte. Es wurde dieser cabbalistische Proceß vielmehr so fortgeführt, daß am 2 May 1550 der zwey und neunzigste Gerichtstag angestellt war, und eine Entscheidung bevorstand, welche den Herzog aufs geringste, kurz vor seinem Ende, wieder aus seinem Lande getrieben hätte, und nur durch die angestellte Verhörung der Zeugen, und andre Vorfälle aufgezogen wurde.

Unter dieser Last von Beschwerlichkeiten kam der Kaiser in diesem Jahre (1550) wiederum aus den Niederlanden nach Deutschland zurück, und nahm abermals seinen Weg durch Würtemberg. Der Herzog begab sich, ohnerachtet seines kränklichen Zustandes, nach Vayhingen, um den Kaiser selbst zu sprechen. Er muste sich auf einem Sessel vor den Kaiser tragen lassen. Dieser ging dem alten kranken Fürsten mit entdecktem Haupte entgegen, und bot ihm die Hand. Der Herzog ließ, nach einer kurzen Anrede, durch seinen Kanzler, dem Kaiser seine Beschwerden vortragen, und bat besonders um die Befreyung der Festungen, in welchen noch immer kaiserliche Besatzungen lagen, um die Begnadigung seines Bruders, des Grafen Georgs, welcher in dem Dienste des schmalkaldischen Bundes gewesen war, und dadurch den Zorn und die Rache des Kaisers sich zugezogen hatte, und endlich um Gerechtigkeit bey dem noch immer fortdauerndem Processe des Königs Ferdinands wider sich. Der Kaiser versprach in allen Stücken, dem Herzoge seine Güte und Gnade zu erzeigen, und verschob alles, nach seiner gewöhnlichen Art, auch den Reichstag zu Augsburg.

Aller dieser Versprechungen ohnerachtet, fiel alles widrig für den Herzog in der Folge aus. So gar die Söhne des Dietrichs Speten, seines ärgsten Feindes, welcher ihm ehmals seine Gemahlin entführt, und alles wider ihn aufgebracht hatte, brachten es dahin, daß er, nach einem kaiserlichen Befehle, diesen seinen Feinden, und rebellischen Unterthanen ihre Güter, welche er eingezogen hatte, wiedergeben, sie ihrer Pflicht erlassen, und die Güter an einen kaiserlichen Commissarius übergeben muste.

Die gröste Gelegenheit, ihn bey dem Kaiser verhaßt zu machen, gab die hartnäckig gefoderte Einführung des Interim, welche man mit der grösten Strenge zu Stande gebracht wissen wollte. Die schüchternen protestantischen Fürsten, deren Eifer und Muth durch die Uebermacht Carls niedergeschlagen waren, wagten es nicht, Gegenvorstellungen zu thun, und den Zorn des gefürchteten zu entrüsten. Die Gesandten Ulrichs wagten am meisten, und bezeugten sich nicht so eilfertig gefällig, wie es der Kaiser von einem Fürsten verlangte, welchem er eben im Begriffe stand, durch die Entscheidung des Ferdinandischen Processes, sein ganzes Land zu nehmen. Man ging auch wirklich darinnen so weit, das zur Entscheidung geschritten werden sollte. Eine darüber noch angefangne Unterhandlung von den Räthen des Herzogs schien eine kurze Frist zu geben.

Es war, auf den Fall, daß man den Herzog wegen der Klage Ferdinands seines Landes verlustig erklärte, noch ein Mittel übrig, zu welchem Ulrich bisher nicht geneigt gewesen war. Wenn seinem Prinzen Christoph die Regierung übergeben wurde, so muste die Klage

Klage aufhören; und man muste wieder neue Chicanen ersinnen, ehe etwas unternommen werden konte. Bey der Furcht, die Herzog Ulrich für einen unglücklichen Ausgange hatte, und da seine Unpäßlichkeit sich auch immer vermehrte, entschloß er sich, seinen Prinzen nach Leonberg zu beruffen, um ihn in der Nähe zu haben.

Der Herzog befand sich im Wildbade. Hier entsetzte er sich über den unvermutheten Tod seines Kammerdieners so sehr, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, und ganz entkräftet, kaum nach Tübingen gebracht werden konte. Seine Krankheit wurde immer gefährlicher, und er bereitete sich mit der grösten Entschlossenheit, und aller Verfassung eines Christen zum Tode. Der unglückliche Fürst starb am 6 November 1550. Er hatte 63 Jahr gelebt, und zwey und funfzig Jahr regiert.

Kurz vor seinem Tode redete er die Umstehenden in folgenden Worten an, welches Zeugnis seiner Gesinnungen die Geschichte aufbewahrt hat, und die der sorgfältige Biograph in seiner ursprünglichen Simplicität mittheilen muß.

„Sehet zu, ihr Diener, der ich viel „Schmerzen, und Herzeleyd zu meiner Zeit er„litten habe, und durch manchen Unfall, und „Noth gejagt, und in dem Orden derer, die „Christo das Kreutz sollen nachtragen, wohl ge„übt worden bin. Da lieg ich itzt in Gottes „Gewalt, und will solchergestalt mit dem Tode „vertauschen, daß mir dadurch Gott das ewige „Leben soll geben, und mich durch Christum er„hören.

„hören. Denn Christus ist allein mein Hort, „mein Schild, und Hofnung, der wird mich „aus aller Noth erlösen. Denn Gottes Wort „wird ewig bestehen, und wird eher der Himmel „und Erde vergehen. Das ist mein Zeichen hier „gewesen.„ — Wir haben schon vorher erinnert, daß dieses sein Wahlspruch gewesen sey: verbum Domini manet in aeternum.

Diese Erklärung des sterbenden Fürsten ist, auch ohne dem Zeugnisse, des Abtes von Tritheim hinreichend zu beweisen, daß Herzog Ulrich denenjenigen Religionssätzen, zu welchen er sich bekannte, aufrichtigst treu gewesen sey. Die Geschichte seines Lebens hat uns ihn auch in starken Zügen von dieser Art gezeigt. Aber die übrigen einander widersprechenden Bilder, welche von diesem Fürsten in der Geschichte aufgestellt worden sind, und den Verfasser dieser Lebensbeschreibung zu dieser Arbeit vorzüglich bewogen haben, machen noch einige Betrachtungen über seinen Charackter nothwendig, und fruchtbar.

Einige haben den Herzog Ulrich von Würtemberg als einen Tyrannen, andere als den vortreflichsten Fürsten vorgestellt. Beyde Theile verriethen Partheylichkeit: aber diejenigen, welche ihn recht schlecht vorstellten, fanden bey dem Hange des menschlichen Geschlechts, immer lieber das Böse, als das Gute von den andern Menschen zu glauben, Beyfall. So sind wir: lobet uns Jemanden: wir zweifeln: tadelt ihn: wir glauben es gerne.

Diejenigen Geschichtschreiber, welche den Herzog Ulrich gerühmt haben, schienen durch ihre Privatumstände,

stände, durch den Ort, wo sie schrieben, durch ihre ganze Lage vielleicht nicht ganz frey von demjenigen Patriotismus geblieben zu seyn, welcher die Nationalliebe, in der Abzeichnung der Züge, belebt. Sie schienen es aber nur; und ich kan hierbey nicht umhin, dem Herrn Sattler besonders das Lob der Unpartheylichkeit zu ertheilen. Demohnerachtet wird dadurch eine genaue Beschreibung des Herzogs Ulrichs nicht überflüßig.

Man kan in der ganzen Geschichte keinen hellern Beweis von der **Umänderung des Charackters durch die Umstände** haben, als das Leben dieses Fürsten. Sein Freund, der Landgraf von Hessen, zeigte eben dieses Beyspiel, aber beym Herzoge Ulrich legten es noch mehrere Handlungen, und mehr Mannichfaltigkeiten an den Tag. Im Anfange seines öffentlichen Lebens war er freygebig, und vielleicht, in manchen Stücken, verschwenderisch: am Ende war er rückhaltend, und zuweilen karg. Anfänglich bezeugte er viel Offenherzigkeit: in der Folge bewieß er das Gegentheil. So sehr er sonst vertraulich, munter, und frölich gewesen war, so mißtrauisch, klagend, und düster wurde er zuletzt. Selbst seinem eignen Prinzen traute er, ohnerachtet dessen Ergebenheit, nicht so viel, daß er ihn im Lande haben wollte, und er setzte dieses ängstliche Mißtrauen bis an seinen Tod fort. Die Hitze seiner Jugend verrauchte im Unglücke, und ob er gleich noch Herzhaftigkeit behielt, so belebte sie doch nur ein gedämpftes Feuer. Er liebte im Anfange Pracht, Lustbarkeiten, und heftige Vergnügen; er erschien in den letzten Jahren ohne allen Prunk: er schien das Vergnügen zu verachten. Welcher Glanz umstrahlte ihn

an

an dem Hofe Maximilians! wie einförmig erschien er vor Ferdinand, und Carln! Man könte hier die Armuth seines Landes zur Ursache angeben, und den Mangel, der ihn selbst drückte; aber man würde stark irren, denn auch zu denen Zeiten, wo er das äuserliche der Herrlichkeit zeigte, und achtete, wurde er vom Mangel der nöthigen Gelder gedrückt; und er, für seine Person, hatte kurz vor seinem Exil, mehr Schulden als nachher, da er Güter, und Festungen kaufte, und einlößte, und die Schuld welche gemacht worden war, mehr dem Lande, als ihn selbst zu kam. Die traurigen Umstände, welche ihn umgaben, brachten ihm einen Eckel an Ergötzlichkeiten, und an der Pracht bey. Sie verwandelten seine ganzen Gesinnungen.

Die Quelle, aus welcher der Genius seines ersten Lebens herfloß, war der frühzeitige Antritt der Regierung. Er war neun Jahr alt, da er schon, so ganz unvermuthet, Herr eines Landes wurde. Dieses Alter war zu jung, um nicht geblendet zu werden, und zu alt, um nach und nach, ohne Anstoß der Seele, zur Gewohnheit des Herrschens geleitet zu werden. Die Mitregenten, oder eigentlicher zu sagen, die Hofmeister seiner Jugend wurden dem Prinzen, der allein herrschen wollte, sehr bald beschwerlich. Er verlangte, als er sechszehn Jahr alt war, die völlige Herrschaft. Wiederum ein neuer Grund zu übereilten Handlungen! Die Jugend des Fürsten trieb ihn zu Ergötzlichkeiten: er bildete sich nach dem Kaiser Maximilian, welcher ihn liebte, und bekam Lust zur Jagd. Dieses wurde und blieb, auch da seine andern Züge sich veränderten, immer seine Hauptleidenschaft. Kaum hatte er die Regierung angetreten, als ihn der Kaiser schon in einem Krieg verwickelte. Hier wurde sein Körper, und sein Geist zugleich hart, wild und unternehmend. Er wurde gewehnt, Beschwerlichkeiten zu ertragen, aber auch die Beschwerlichkeiten der andern nicht zu achten. Er wurde zu einer kriegrischen Strenge geneigt, da inzwischen seine Unterthanen geneigt geworden waren, sich der Strenge zu widersetzen, und eben deswegen seinem Vorgänger in der Regierung den Gehorsam aufgesagt hatten.

Er hatte das Unglück, sehr frühzeitig in die Verführung der Schmeichler zu fallen. Diese flößten ihm verschiedne Grundsätze ein, denen er erst als denn entsagte, da es zu seiner Wohlfahrt zu spät war. Er betrachtete seine Unterthanen mit den Augen eines Gebieters, und seine Unterthanen sahen ihn als einen Fürsten an, dem sie gutwillig die Herrschaft aufgetragen hatten. Sie waren störrisch: und der Herzog gebietrisch. Seine Vertrauten gaben ihm ungeschickte Rathschläge; er folgte ihnen, weil es seine Vertraute waren. Er wollte die Herrschaft über sein Land erweitern; und verursachte dadurch seine genauere Einschränkung. Der tübinger Vertrag bleibt ein Denkmal, daß man auf beyden Seiten zu weit ging. Herzog Ulrich wollte seinen Unterthanen neue Auflagen aufdringen: sie drungen ihm dafür neue Einschränkung auf: sie wurden die Gesetzgeber ihres Herrn.

In einem Leben, welches so viel sonderbares hatte, war doch vielleicht dieses das sonderbarste, daß die Leidenschaft der Liebe, von welcher Herzog Ulrich am weitsten entfernt war, die Gelegenheit zu der Reihe seines Un-

Unglücks geben mußte. Er war kein Liebhaber der Frauenzimmer, und hatte dennoch das Mißgeschick, daß er sich durch das in tausend Verdrüßlichkeiten setzen mußte, was nur der eifrigste Liebhaber thut.

Sein Unstern wollte, daß er eine Gemahlin bekam, zu welcher er nicht die geringste Neigung hatte. Die Freundschaft Maximilians hatte ihn in der frühsten Jugend in die Verlegenheit gesetzt, sich mit einer Prinzeßin vermählen zu müssen, deren Gegenwart ihm schon verdrüßlich war. Zum Unglück besaß diese Prinzeßin eine Menge von Eigenschaften, die ihr auch einen Verliebten hätten abgeneigt machen müssen. Sie war stolz, eifersüchtig, heftig, und störrisch. Endlich ließ sie sich entführen. Ein Heer unter der Anführung ihres Bruders, vertrieb den Herzog aus dem Lande.

Zwey allerdings zu hitzige, und unbesonnene Handlungen vollführten sein Unglück. Da er die Grundsätze einer unumschränkten Herrschaft nicht so bald ablegen konte, so tödtete er einen Diener, weil er einen Verdacht der Eifersucht auf ihn geworfen hatte. Er glaubte, wer seine Gemahlin verführen wolle, den müsse er selbst strafen. Seine Hitze erlaubte ihm keine Ueberlegung. Er hing den Herrn von Hutten ohne Umstände auf.

Eben diese Hitze war es, welche ihn verleitete, die Stadt Reutlingen mit Gewalt der Waffen einzunehmen, und sich unterwürfig zu machen, weil einige Bürger einen seiner Unterthanen ermordet hatten. Er foderte Genugthuung, und da er diese nicht erhielt, nahm er sie sich selbst, und belagerte, und eroberte die Stadt. Dieses war nun eben der letzte Stoß seines Mißgeschicks, und er wurde genöthigt sein Land zu verlassen, und funfzehn Jahr im Exil, in dem traurigsten Exil, welches jemals ein Fürst erlitten hat, zu leben.

Man kan die Einnahme von Reutlingen nicht rechtfertigen: allein man kan sie entschuldigen. Hier aber ist für uns das characteristische merkwürdiger, als eine Schutzschrift. Die Gunst des Kaisers Maximilian hatte den hitzigen Geist des Herzogs noch kühner gemacht. Als ihn die entführte Gemahlin um diese Gunst gebracht hatte, so wurde er dadurch nur desto aufgebrachter, und da Maximilian gestorben war, glaubte er seine Rache am besten selbst nehmen zu können. Gleich darauf litte er die allerempfindlichsten, und grausamsten Ungerechtigkeiten, ohne sich rächen zu können. Es ist ein betrübter Anblick, auf die funfzehn Jahr zurück zu sehn, wo er fast nirgends Aufenthalt, und Unterhalt bekam, wo er von der Grosmuth eines fremden Fürsten ernährt wurde, indessen seine Unterthanen seine Freunde gefangen nahmen, und mißhandelten, so bald sie erschienen.

Die Habsucht, und der Stolz des Kaisers Carls verfolgte ihn unaufhörlich. Er wagte es sein Land wieder zu erobern. Carl ließ es ihm, indem er mit andern Fürsten Krieg führen muste. Kaum hatte er diese überwunden, so ließ er eine gerichtliche Tragödie aufführen, um den Herzog Ulrich wiederum aus dem Lande zu treiben. War jemals ein Fürst bis zum Mitleiden aller Unterthanen unglücklich, so war es Ulrich. Die Erobrung einer Stadt verursachte den Verlust eines ganzen Landes, aller Ehre und Ansehns, aller Lebensmittel, und aller Gerechtigkeit.

Die

Die rasche Jugend des Herzogs, und seine Lehrmeister selbst hatten ihn von der Bildung der Wissenschaften abgehalten. Er war nicht gelehrt: aber er schäzte die Gelehrten, und sorgte für die Fortpflanzung der Gelehrsamkeit in seinem Lande mit einer Freygebigkeit, die es allen Fürsten seines Zeitalters zu vor that. Er gab den Rathschlägen und Vorstellungen dererjenigen, denen er Kentnis, und Einsicht zu traute, nur leider! oft zu sehr Gehör. Je weniger er von den Wissenschaften verstand, desto vortreflicher war er in allen Leibesübungen. Da er in den lezten Jahren seines Alters vom Podagra schon äuserst entkräftet war, hielt er es sich doch noch immer für eine Schande zu fahren, und bediente sich, statt eines Wagens, immer eines Reutpferdes. Nur im allerlezten Jahre war er so sehr geschwächt, daß er sich beständig in einem Sessel muste tragen lassen.

Das heftige Feuer, welches er in seinen ersten Jahren so lebhaft zeigte, und eine strenge Denkungsart war seiner dreisten Mine eingeprägt. Er war lang von Statur, wohl gewachsen. Alles verrieth den kühnen Geist; seine lebhaften blauen Augen; ein martialisches Ansehn, und ein wilder Blick. Aber — wozu ist es nöthig den Körper eines Fürsten zu schildern, bey dessen Geiste man ganz den Körper vergißt?

Wenn man die Fehler, und Tugenden dieses Fürsten zu sammen rechnet, so wird man finden, daß die meisten Fehler andern, die ihn verleiteten, und die Tugenden ihm allein zuzuschreiben sind. Vollkomne Characktere findet man nur in Romanen. Die Geschichte zeigt die menschliche Natur, wie sie ist, und sucht durch fremde Schicksale uns mit unsern eignen zu versöhnen.

* * *

Wenn ich nicht einiges Zutrauen hätte, so würde ich mich hier weitläuftig entschuldigen müssen, daß ich das Leben des Herzogs Ulrichs beschrieben habe, nachdem zwey gelehrte Männer Herr Eisenbach, und Herr Sattler diese Geschichte schon bearbeitet hatten. Ich bin aber überzeugt, man wird finden, daß ihre Arbeiten die meinige nicht überflüßig gemacht haben. Die Auffoderung eines vornehmen Gönners zu dieser Lebensbeschreibung ist mir ein sichrer Bürge, bis das Publicum, und dieser gütige, und grosser Gelehrte vorzüglich, das Urtheil der Entscheidung werden gefällt haben. Izt habe ich Rechnung von den gebrauchten Quellen, und Hülfsmitteln zu thun.

Zuerst muß ich diejenigen einzelnen Aufsäze rühmen, welche in Schardii Collect. Scriptt. Tom. II. enthalten sind. Es ist unnöthig, sie alle hier einzeln zu nennen. Vorzüglich zeichnet sich aber die doppelte Geschichte Ioan. Pedii Tethingeri aus, p. m. 878. loc. cit. nicht, weil sie eine unpartheiische Erzehlung liefert, da sie vielmehr, der bekanten Absicht, und Dedication selbst zu Folge, panegyristisch ist, sondern weil sie verschiedne Privatumstände, und Anecdoten des Herzogs Ulrichs enthält, welche dem Biographen so nüzlich und so erwünscht waren. Das Beyspiel des Tethingers kann diejenigen genug widerlegen, welche immer in den Zeitgenossen die reinste Wahrheit suchen, und

und ihre Zeugnisse bis zur Ungebühr erheben. Tethinger war ein Zeitgenosse; eben deswegen muß man ihm weniger trauen, als denen Schriftstellern, die aufrichtiger erzehlen, weil sie keine Zeitgenossen waren.

Ganz frey von diesem Vorwurfe ist hingegen die allgemeine bekannte Geschichte des Sleidans, in Absicht des Herzogs Ulrichs: allein sie gibt auch von diesem Fürsten nur einzelne wenige Nachrichten, welche seine Verbindung mit dem schmalkaldischen Bunde betreffen, und die Folgen des daher entstandnen Krieges.

Ebenfals nur wenige Aufsätze sind mir in Hortleders weitläuftiger Sammlung, von den Ursachen des deutschen Krieges brauchbar gewesen.

Die schätzbarsten Quellen, in Absicht der öffentlichen Unterhandlungen, und Schicksale des Herzogs Ulrichs eröfnen die Urkunden Sammlungen, welche Herr Eisenbach, und Herr Sattler ihrer Geschichte dieses Herzogs beygefügt haben, und welche ich mit Sorgfalt nachgelesen habe.

Der Herr Regierungs-Rath Eisenbach hat, schon 1754, wie den Gelehrten bekannt ist: Geschichte und Thaten Ulrichs Herzogs zu Würtemberg und Teck, zu Tübingen, herausgegeben. Die Mühe, welche sich dieser Gelehrte gegeben hat, verdient von den Liebhabern der Geschichte ungeheuchelten Dank. Er folgt den Urkunden mit der grösten Genauigkeit, und ist,

ist, bis auf die geringfügigsten Umstände, und einzelne Personen herab, aufmerksam. Die Punkte aller Verhandlungen und Verträge werden diplomatarisch angegeben. Die Chronologie wird bis auf die Tage sogar, sorgfältig berichtigt. Durchgehends bezeichnet diese Arbeit ein unermüdeter Fleiß. Wir machen aber beyde einander nicht überflüßig. Herr Eisenbach sagt vieles, was ich nicht erzehle, und ich hinwiederum erzehle verschiednes, was er nicht erzehlt.

Eben dieses muß ich von der noch viel weitläuftigern Geschichte des Herzogthums Würtemberg, unter der Regierung der Herzogen, sagen, wodurch sich der Herr geheime Archivarius Sattler in der Geschichte Deutschlandes ein grosses Verdienst erworben hat. Das Leben des Herzogs Ulrichs nimt den ersten, zweyten und dritten Theil dieser Geschichte ein, davon jeder, ohne denen häufigen Urkunden, anderthalb Alphabeth beträgt. Man findet in diesem Werke, die Geschichte des Herzogthums, wie auch der Titel gleich anzeigt: von mir wurde das Leben des Herzogs verlangt. Ich bin Herrn Sattlern den grösten Dank für die Sorgfalt schuldig, mit welcher er dem Biographen vorgearbeitet, und vieles gesammelt hat, welches man in der Geschichte des Herrn Eisenbachs nicht findet. Die Verschiedenheit unser beyderseitigen Absichten hat unsern Arbeiten über einerley Gegenstand eine durchgehends leicht zu bemerkende Verschiedenheit gegeben. Die Gründlichkeit der Sattlerischen Geschichte ist den Kennern längst bekannt, und eben diesen wird es, beym ersten Anblick dieser meiner Lebensbeschreibung des Her-

 zogs

zogs Ulrichs, leicht bekannt werden, daß der Fleiß des Herrn Sattlers meine Biographie nicht unnöthig gemacht habe. Wir werden beyde neben einander, in einem Fache einer Bibliotheck, wenn man auf das Format nicht sehen will, recht wohl beysammen stehen können. — —

Ganz entgegen gesetzte Urtheile von denen, die Herr Eisenbach, und Herrn Sattler geben, enthalten des Herrn von Moser, **Beyträge zu dem Staats- und Völkerrechte, und der Geschichte.** In dem **ersten** Theile, welcher zu Frankfurt am Mayn bey Gebhard 1764 erschienen ist, sind N. II. S. 107 u. ff. **Beyträge zur Geschichte Herzogs Ulrichs von Würtemberg**, aus ungedruckten Nachrichten, und Urkunden, befindlich. In einer beygefügten **Vor-Anmerkung** wird Herzog Ulrich sehr unvorteilhaft, und schlecht geschildert. Man schreibt ihm „Neigung „zum Großthun, und Verschwendung, Einmischung „in fremde Händel, Verachtung treuer Räthe, und „Diener, conquerantische Grundsätze, und willkürliche „Gewalt„ zu. Man verräth noch auf mehrere Art eine widrige Partheylichkeit. Und mitten unter dieser Partheylichkeit wünscht der Verfasser, daß die Geschichtschreiber doch „**der Wahrheit volle Gerechtigkeit „wiederfahren lassen möchten.**„ Der Verfasser ist sehr gutherzig: er wünscht den andern eher etwas gutes, als sich selber; ich will Dankerkentlich für diese Gutherzigkeit seyn, und dem Verfasser gleichfals wünschen, „der Wahrheit volle Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen.„

Eine

Eine in dieser Sammlung befindliche Lebensbeschreibung des Herzogs Ulrichs, aus einer noch ungedruckten **Würtembergischen Chronick**, erzehlt wenig merkwürdiges, was nicht schon vorher bekannt gewesen war. Die darauf folgende Urkunden-Sammlung gibt einige unbekante Nachrichten; zum Unglück ist aber der meiste Theil nicht sehr wichtig.

Gabelkofers Würtembergische Historie ist zwar aus den Archiven beschrieben, allein sie ist nur ein erster Versuch, und in einzelnen Stücken itzo nur brauchbar, nachdem die würtembergische Geschichte mehr Licht und Bearbeitung erhalten hat. Das letzte Hülfsmittel meiner Arbeit, welches ich hier nennen muß, ist das bekannte Chronicon Hirsaug. des Abts zu Tritheim.

Ich hätte aus allem diesem Vorrathe eine weit grössere Lebensbeschreibung des Herzogs Ulrichs verfertigen können, und diese Mühe wäre leichter gewesen, als diejenige welche mir meine Arbeit, so wie sie itzo ist, kostete. Aber, ich hatte Hochachtung für das Urtheil des Publicums.



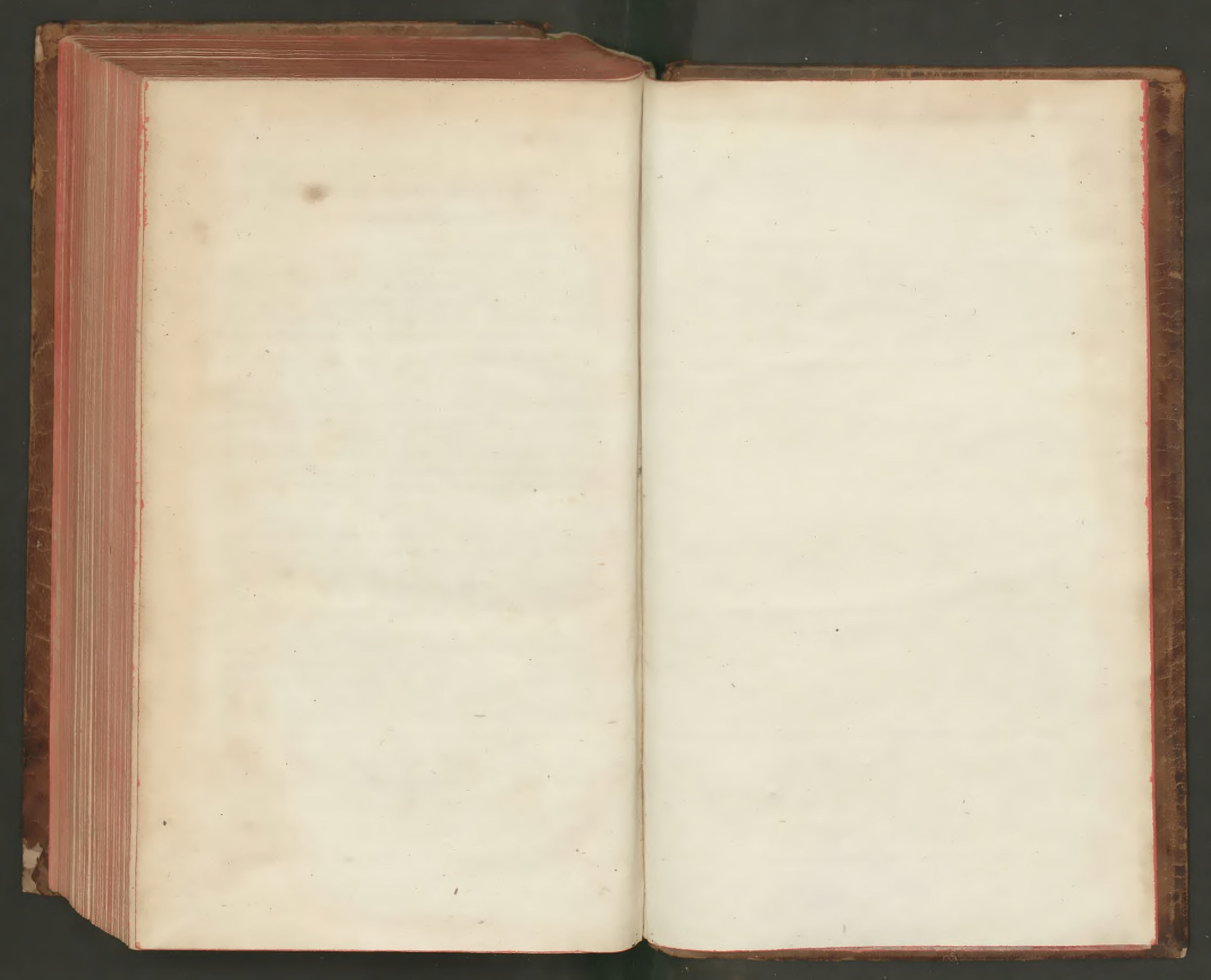
Ver-

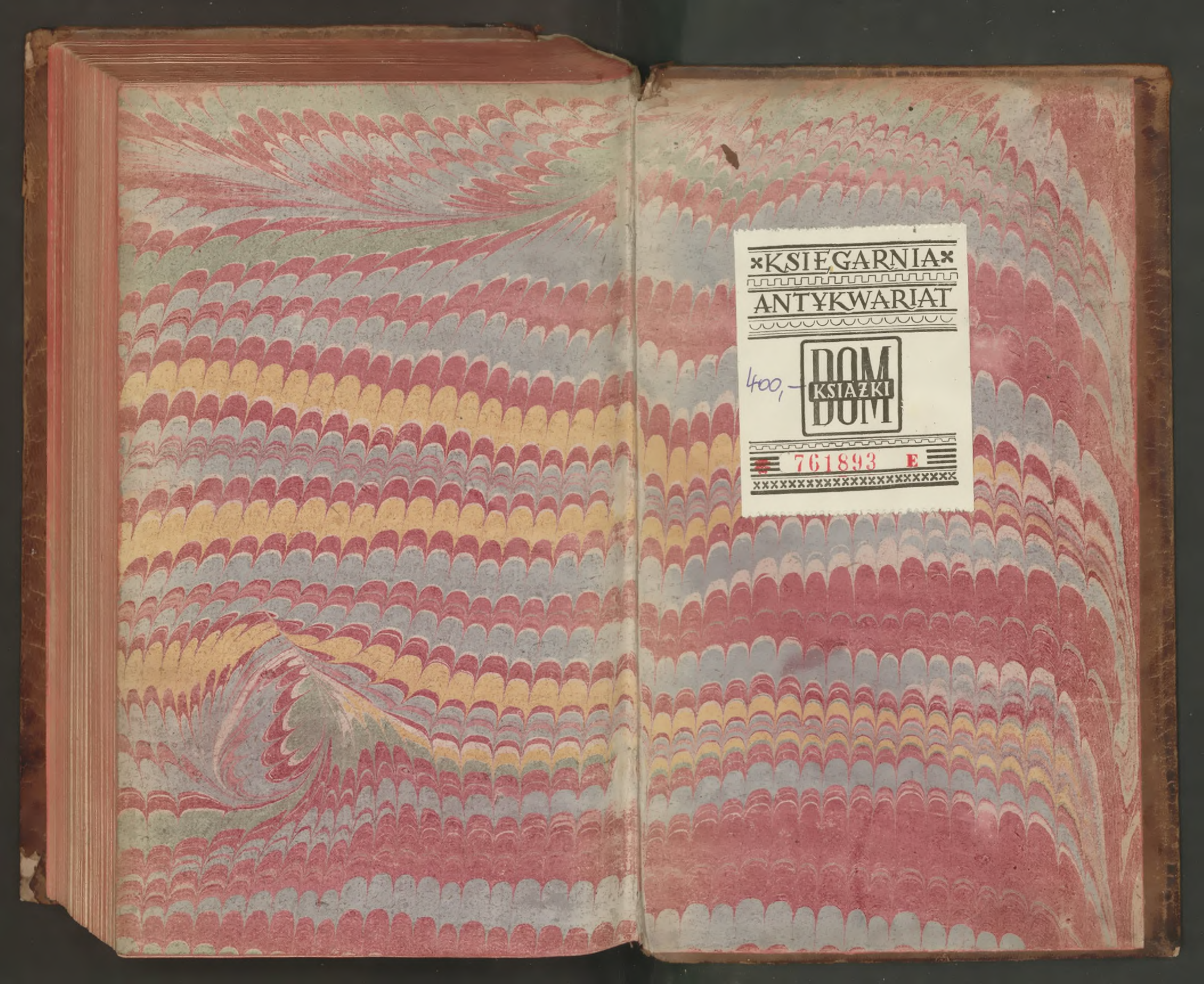
Verzeichniß einiger Druckfehler.

Der Verfasser sieht sich abermals genöthigt, wegen verschiedner eingeschlichner Druckfehler den Leser um Verzeihung zu bitten, welche er von der Billigkeit, da er von dem Orte des Drucks so weit entfernt ist, um so leichter zu erhalten hoft. Einige von denen in Eilfertigkeit, bemerkten vorzüglichen Druckfehlern, sind folgende.

Seite 16. Zeil. 1. l. Plötze für Ploicke. S. 19. Z. 21. l. Sommerschenburg, für Sommerschönburg. S. 20. Z. 13. l. Anbang, für Umfang. S. 30. in der Note Z. 1. l. publicistische, für publicirte. ebendas. Z. 9. Gundling de origine etc. S. 34. Z. 27. und 29. l. an beyden Orten Ratzo, für Patzo. S. 44. Z. 20. l. wendischer, für nordischer. S. 67. Z. 22. l. Polaben, für Polacken. S. 78. Z. 22. l. demjenigen. S. 80. Z. 11. l. scharfsichtig, für schafsichtig. S. 81. Z. 24. l. dem, für deren. S. 86. Z. 11. muß nach dem Worte: vermögend hinzugesetzt werden: war. S. 111. Z. 14. l. Thaboriten, für Thoboriten. S. 113. Z. 13. l. seyn, für sey. S. 127. Z. 1. muß ein Punkt nach dem Worte: unternehmen: stehn. S. 158. Z. 6. fehlt nach dem Worte: wenigen: das Wort: Jahren. S. 160. Z. 6. l. daß, für als. S. 201. Z. 3. l. nur, für neu. S. 203. Z. 3. fehlt nach dem Worte: rechtmäßige: das Wort: Ehre. S. 212. Z. 11. l. Regent: in der drauf folg: Zeile l. Hofcabalen, statt Hofcaballen. S. 242. Z. 20. l. hiessen, statt heissen. S. 251. Z. 24. l. Landtag, für Ladetag. S. 268. Z. 16. l. — Festung, deren Gebrauch er vor vier Jahren u. s. w. S. 274. Z. 27. l. Schweizerische, für Scheizerische. S. 276. Z. 23. l. folgenden. S. 318. Z. 3. vom Ende l. hielt, für hielten. S. 350. Z. 9. l. wider. S. 365. l. gewohnt, für gewehnt. u. s. m.







KSIĘGARNIA
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI
400,-
761893 E

